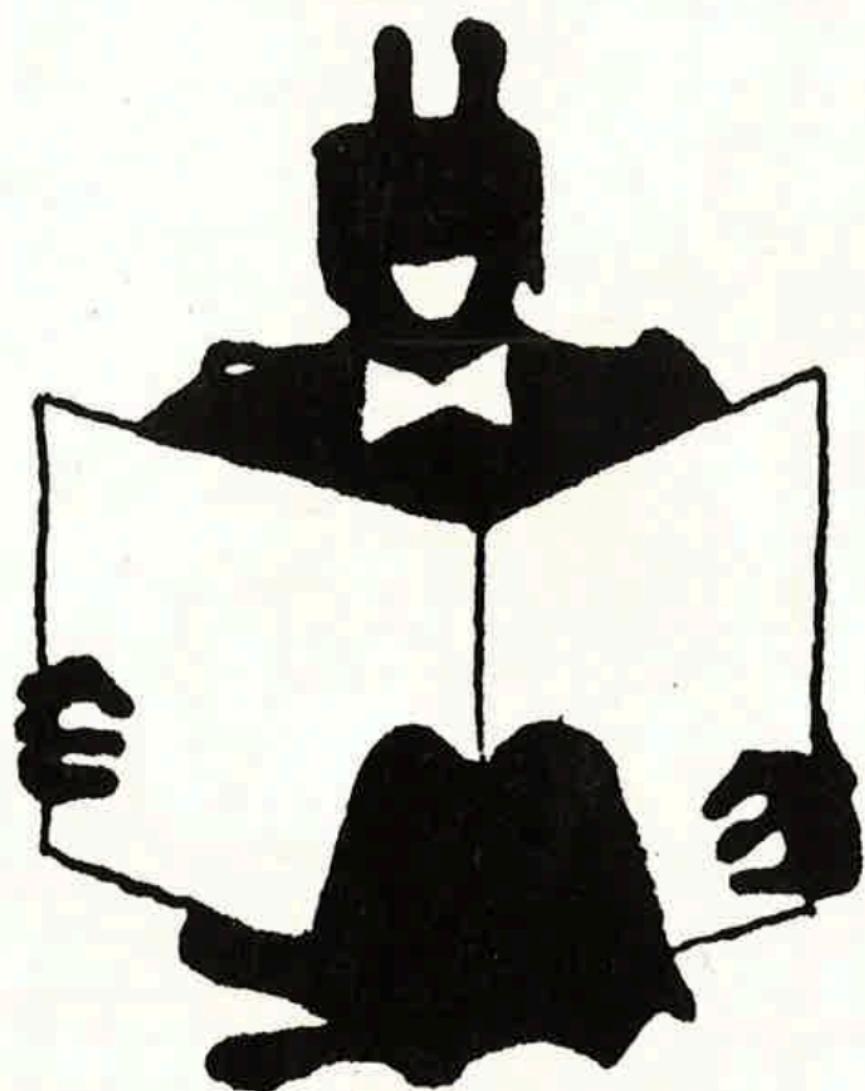


kürbiskern



**ABSCHIED
UND
AUFBRUCH**

Märchen aus der Lausitz

Die zwölf Brüder

Nacherzählt
von Jurij Koch

Zwölf Brüder begeben sich auf Brautschau. Es sollen zwölf Schwestern sein, die sie heiraten wollen. Auf ihrer abenteuerlichen Suche sind viele Hindernisse zu überwinden, bis am Ende eine große Hochzeit mit zwölf Brautpaaren gefeiert werden kann.

24 Seiten, 14 farbige Illustrationen von Konrad Golz, 20,3 x 19,0 cm, Pappband, 6,20 DM + MwSt.

Bestellangaben: 590 2147, Zwölf Brüder
ISBN 3-7420-0000-4

Der Waldgeist

Nacherzählt
von Haňza Bjeňšowa

Das schöne und fleißige Mädchen Braunäuglein mißfällt der Stiefmutter, und darum soll es aus dem Haus. Der Vater nimmt Braunäuglein mit in den Wald und lässt es in einer ärmlichen Hütte allein zurück. Am Abend kommt ein bäriger Alter und bittet das Mädchen, ihn einzulassen und zu bewirten. Nachts geschehen wundersame Dinge, und Braunäuglein staunt, als es am nächsten Morgen in einem herrlichen Schloß erwacht.

Ihre Bestellung richten
Sie bitte an
Brücken-Verlag GmbH
Ackerstraße 3
4000 Düsseldorf

24 Seiten, 18 farbige Illustrationen von Peter Muzeniek, 20,3 x 19,0 cm, Pappband, 6,60 DM + MwSt.
Bestellangaben: 590 2251, Waldgeist
ISBN 3-7420-0002-0



VEB Domowina-Verlag
DDR-8600 Bautzen, Tuchmacherstraße 27

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co

ABSCHIED UND AUFBRUCH

<i>Klaus Konjetzky: Der lange Abschied</i>	3
<i>Oskar Neumann: Auf Wiedersehen</i>	6
<i>Heinrich Schauerte: Der Tod an St. Jacob</i>	9
<i>Nikola D. Jakobik: Schleym</i>	21
<i>Valentin Rasputin: Rudolfio</i>	39
<i>Hilde Rubinstein: Berliner Spaziergänge</i>	50
<i>Christoph Kaiser: Kunst vom laufenden Band</i>	67
<i>Bernd Hofmann: Nazikunst in die Museen?</i>	76
<i>Ingo Cesaro: In Augenhöhe</i>	94
<i>Gerhard C. Krischker: Komm mit mir</i>	95
<i>Waltraud Spakler: Am Gasteig</i>	97
<i>Friedrich Hitzer: Abschied und Aufbruch. Tagebuchblätter vom Moskauer Friedensforum.</i>	
Mit Beiträgen von <i>Dieter Lattmann</i> (121), <i>Friedrich Dürrenmatt</i> (123), <i>Max Frisch</i> (125), <i>Bernt Engelmann</i> (126), <i>Hans-Peter Dürr</i> (130), <i>Bernard Lawn</i> (140), <i>Frank von Hippel</i> (141), <i>Senator Ossola</i> (142), <i>Egon Bahr</i> (142), <i>Paul Mar Grigori</i> (143), <i>Graham Greene</i> (144), <i>Michail Gorbatjow</i> (146), <i>Jean-Marie Volonté</i> (150), <i>Günter Wallraff</i> (150), <i>Yoko Ono</i> (151), <i>Gregory Peck</i> (151), <i>Peter Ustinov</i> (152)	118
ANMERKUNGEN	156

Umschlaggestaltung unter Verwendung eines „Kulturteufelchens“
von Klaus Konjetzky.

Wir bitten das verspätete Erscheinen dieses Heftes zu entschuldigen. *kürbiskern* 4/87
wird im Dezember ausgeliefert.

Redaktion *kürbiskern*

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146/Rgb., 8000 München 40. Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Mayer, Anschrift wie Verlag.

Verlag: Dammitz im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, Postfach 101053, 4040 Neuss 1.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember).

Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-.

Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr.

Postscheckkonto: PScha Essen, Kto.-Nr. 373669-431 (BLZ 360 100 43).

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag.

ISSN 0023-5016.

Klaus Konjetzky Der lange Abschied

Offner Brief eines Herausgebers

Meine „Fragen eines lesenden Herausgebers“ (*kürbiskern* 1/87) haben Resonanz, aber kaum Zustimmung gefunden. (Siehe *kürbiskern* 1/87 und 2/87).

Ich hatte zum Beispiel sehr pauschal und wenig originell gefragt, ob sich angesichts des heutigen Zustands der Welt nicht gerade das Versagen nicht nur der Literatur, sondern der ganzen Kunst und Kultur zeige; ob eine noch so aufklärerische und der Humanität verpflichtete Literaturzeitschrift auf dem Hintergrund einer waffenstarrenden Welt überhaupt noch anderes als Drittrangiges zu vermitteln vermag; ob gegenüber unseren Erfahrungen in und mit der politischen Realität Literatur noch etwas anderes sein könnte als ein Beitrag zur Fluchthilfe.

Manche der sich zu Wort meldenden Autoren wiesen schon solche Fragen als falsch und falsch gestellt zurück. Solche Fragen würden auf einen naiven und jetzt eben enttäuschten Kinderglauben an den direkten und quasi mechanistischen Wirkungszusammenhang von Kunst/Literatur und gesellschaftlicher/politischer Realität schließen lassen.

Immerhin: Alle Antwortenden glaubten – mit unterschiedlichen Argumenten – eine Lanze für die Literatur brechen zu müssen, auch und gerade „auf dem Hintergrund einer globalen Bedrohung“.

Nun wäre es zu einfach zu sagen: Dieses Ergebnis habe ich erwartet, meine Fragen waren auch nur rhetorischer Art, ich habe die Rolle des *advocatus diaboli* übernommen, um Widerspruch zu provozieren ...

Nein, das wäre nur die halbe Wahrheit. Die ganze ist, daß ich bestimmte Widersprüche nicht einfach als produktiv, also weiterführend, einstufen kann und will.

*

Auch jetzt vermag ich Literatur nicht anders zu verstehen, als etwas, das einen lebensrettenden Zusammenhang herstellt und in einem lebensgefährlichen Zusammenhang steht.

Diese Einschätzung leugnet nicht eine gewisse Autonomie der Literatur (und der Kunst überhaupt), geht aber davon aus, daß Wirkung von Literatur – das meint die Wirkung von Schreiben und Lesen – nur zum wenigsten eine Qualität der Literatur selbst ist, sondern vielmehr eine Variable im gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Koordinatensystem, innerhalb dessen Individualität möglich ist oder nicht. Und dieses System macht es mir nicht erst seit gestern schwer, die „Funktion Literatur“ herauszulesen.

Am unstrittigsten scheint mir noch die therapeutische Funktion des Schreibens und des Geschriebenen für den Schreiber. Sein trotziges „Dennoch“ mag ja vielleicht wirklich eine Zeitlang seiner Widerstandsfähigkeit dienlich sein. Aber irgendwie kommt mir diese Selbstrechtfertigung auch belanglos vor. Ich empfinde es so, als ob jemand, der die Luftverpestung beklagt, gleichzeitig seine körperliche Stabilität durch Joggen zu erhalten versucht.

Da ist mir dann der Satz lieber, den ich mal von einem Autor gehört habe: „Ich bin wie eine Quelle – es sprudelt halt einfach heraus.“

Recht so! Der so Sprudelnde ist von allen denkbaren Fragen und Rechtfertigungen befreit.

Und eine Literaturzeitschrift wäre dann eine Art Wasserwerk, das das wild sprudelnde Wasser kanalisiert und in Leitungen fließen läßt.

So mag das irgendwie und irgendwo im Literaturbetrieb sein. Im Falle der Zeitschrift *kürbiskern* ist bzw. war das nicht ganz so. Hier lag eine kulturpolitische Begründung vor, die sich aus Erfahrungen von Autoren und Publizisten, Studenten und Wissenschaftlern in den 60er Jahren ergeben hat. Deren Engagement stand im Zusammenhang mit einer politischen Bewegung, die der Kultur und damit der Literatur auch einen instrumentalen Wert zuschrieb. Darüber kann heute leicht gelächelt werden, zu fragen bliebe, welche Bedeutung denn heute politisches Engagement von Künstlern hat oder haben könnte. Ich habe mit meinen Fragen nicht kokettiert. Sie waren vielmehr Ausdruck eines Zweifels, einer Skepsis.

Aber: mein Bedürfnis nach einer, den sich verändernden „Verhältnissen“ Rechnung tragenden, veränderten Orientierung hatte wieder einmal zu kurze Beine. Das heißt, die Realität hat mich bereits überholt.

Ich hatte die Frage „wem will ich eigentlich noch mit einem Essay über Börne kommen“ noch gar nicht zu Ende gedacht, da kam schon eine klare Antwort der Verlagsleitung: Uns nicht! Uns jedenfalls nicht mehr!

Konkret: Der *kürbiskern* wird eingestellt, sprich liquidiert. Mit Heft 4/87 endet das Kapitel *kürbiskern*.

*

Daß Verlage Zeitschriften einstellen oder abstoßen, ist nichts Ungewöhnliches. Das haben wir erst vor kurzem wieder am Beispiel „Westermann's“ erfahren, wo ein großer Zeitschriftenkonzern sich einer unprofitablen Zeitschrift entledigte. Nun ist aber im Falle des *kürbiskern* nicht anzunehmen, daß hinter dieser „linken“ Zeitschrift ein profitabler Konzern steht. Wäre es so, hätte der *kürbiskern* keine zweiundzwanzig Jahre, nicht einmal zwei Jahre überlebt.

„Hinter“ dem *kürbiskern* stehen eine Druckerei und ein Verlag (Plambeck), in denen die politische Orientierung der DKP Einfluß auf die Verlagspraxis hat. Es ist also eine politische Entscheidung, die den *kürbiskern* beendet, auch wenn zur Abmilderung dieses Vorgangs buchhalterische Argumente angeführt werden.

*

Spätestens mit der Liquidierung des *kürbiskern* wird meine Entscheidung, mich mit und in diesem parteipolitischen Umfeld der DKP einzulassen, sozusagen rückwirkend zu einem Mißverständnis, zu einer Illusion.

Ich hielt und halte es für notwendig, daß in unserem Land eine so konkrete wie kritische Auseinandersetzung mit Marxismus und Sozialismus stattfindet. Es ist das ein Kapitel auch und gerade der deutschen Philosophie, mit dem das wissenschaftliche, geistige Fundament für sozialistische Praxis gelegt wurde.

Ich halte die Beschäftigung mit einer Theorie, Philosophie und Ideologie, die die Welt bewegt und die halbe Welt „erobert“ hat, für unerlässlich und selbstverständlich – gerade im Interesse der Verwirklichung unserer Demokratie.

So notwendig es ist, so wenig reicht es aus, auf die Fehlleistungen in sozialistischen Ländern zu zeigen und zu sagen: Seht, das ist Marxismus, das ist Sozialismus!

So, wie ich meine, daß man nicht nur auf die Scheiterhaufen, auf denen Hexen verbrannt wurden, weisen kann und behaupten: das ist die katholische Kirche. (Obwohl sie das auch ist; wie auch jene jener sind.)

Ich denke, unsere parlamentarische Parteienöffentlichkeit braucht die Kontroverse mit einer sie in Frage stellenden kommunistischen Partei – was zum Beispiel in anderen westeuropäischen Ländern wie Frankreich, Spanien oder Italien selbstverständlich ist. Daß diese kommunistische Partei die jetzige DKP sein kann, halte ich für ausgeschlossen.

Die ideologische Rolle der DKP könnte – bei der inzwischen multimedialen Durchläs-

sigkeit, wie sie zwischen der DDR und der Bundesrepublik Deutschland zunehmend gegeben ist – längst die SED direkt übernehmen. Das „Neue Deutschland“ an unseren Kiosken! Das würde genügen. Die Bundesrepublik aber vertrüge eine eigene kommunistische Partei, die zu wählen ja niemand gezwungen werden kann.

*

Davon ausgehend, daß Literatur nicht im Niemandsland entsteht (noch die exklusivsten literarischen Folterkammern in den Psychokellern der schreibenden Individuen haben einen Notausgang ins Freie), sondern hier und jetzt im Spannungsfeld großer Kontroversen und Konfrontationen, habe ich den *kürbiskern* als Forum verstanden, auf dem Literatur und Literaturdiskussion eine Form von notwendiger Einlassung ermöglicht.

Für mich, der ich nicht Mitglied der DKP bin und nicht war, bedeutete die politische Berührung mit dieser Partei zunächst keine Zumutung, sondern die gesuchte politische Herausforderung. Wer, wenn nicht die Schriftsteller und Künstler sollten und könnten sich denn die Freiheit nehmen, politische Utopien denkbar zu halten und das politisch Mögliche auch mit „unmöglich“en Ideen und Idealen zu bedrängen?

Nachdem es in diesem Land keine realen Voraussetzungen gab und gibt für eine politisch umsetzbare Orientierung auf den Sozialismus, war die DKP, diese von den Wahlergebnissen her fast bedeutungslose 0,3 %-Partei, eine Zei lang nicht mehr, aber auch nicht weniger als ein konkreter Bezugspunkt und auch Reibungspunkt in einer Auseinandersetzung mit politischer Theorie und Praxis.

Auf diesen Bezugspunkt hin haben ja nicht wenige Intellektuelle, Künstler, Wissenschaftler und Schriftsteller diskutiert.

*

Noch die leiseste Lyrik im *kürbiskern* (da würde mancher Kritiker, der den *kürbiskern* nicht liest, staunen, wie viel es davon in dieser Zeitschrift gibt!) (scheppernde passierte leider auch) wurde durch den Kontext der Zeitschrift zum öffentlichen Denken.

Für mich war das eine wichtige Erfahrung, die mir die Wirkungspotenz von Literatur bestätigte als eine Folge des Zusammenhangs, in dem sie steht oder in den sie gebracht wird. Das „private“, „rein poetische“, sagen wir mal „Sonnenuntergangsgedicht“ konnte – im *kürbiskern* abgedruckt – eine andere, eine geradezu gesellschaftliche Qualität erhalten.

Nachdem eine Zeitschrift keine Literaturveränderungsanstalt ist, wohl aber Möglichkeiten unterschiedlicher Lesarten von Literatur vermitteln kann, war es im *kürbiskern* möglich, Literatur aufzuschlüsseln, die anderswo, im anderen Kontext, als hermetisch begriffen worden wäre.

Nun sind das Vorgänge, die vom funktionalistischen Denken eines Parteipolitikers, zumal eines erfolglosen, kaum und vor allem kaum als wichtig wahrgenommen werden können. In der ideologischen Kosten-Nutzen-Rechnung des frustrierten Funktionärs beginnt sich die langsame Literatur langsam nicht mehr zu rentieren. Und weil sie sich nicht mehr rentiert, wird sie schließlich sogar hinderlich. Der *kürbiskern* hat sich für die DKP schon lange nicht mehr „rentiert“.

Wo die als Literatur verbrämt Gewißheiten weichen müssen einer Literatur, die fragt und sucht und die Verunsicherung und Gefährdung spiegelt, kann der „Nutzen“ einer Zeitschrift nicht mehr mit der Parteielle gemessen werden.

Anders ausgedrückt: die Parteielle erweist sich als zu kurz. Da aber jene, die mit dieser Elle messen, dazu neigen, sie für hinreichend lang zu halten, ist die Wahrscheinlichkeit immer groß, daß die damit vermessene Arbeit, zum Beispiel die in der Literaturzeitschrift *kürbiskern*, als maßlos abgeurteilt wird. Das liegt vor.

*
Kein Zweifel, die DKP wird sich ein ihr nützlicher erscheinendes Forum schaffen. Sie wird eine Zeitschrift erfinden, die nach ihrer Elle maßgeschneidert ist. Und ich könnte mir vorstellen, daß sie nichts unversucht lassen wird, die neue Zeitschrift als die „verbesserte“ Fortsetzung des früheren *kürbiskern* anzupreisen – ein Etikettenschwindel, auf den hinzuweisen ich im Interesse all jener Autoren mich verpflichtet fühle, die in den vergangenen zwei Jahrzehnten im *kürbiskern* veröffentlicht haben.

Lange Zeit hat die DKP ja den Autorenzulauf, den der *kürbiskern* gehabt hat, als Zeichen ihrer (der Partei) Attraktivität gehalten; so wie sie jetzt ihre nicht zu leugnende Unattraktivität als die des *kürbiskern* ausgeben möchte.

Sieht man sich die lange Liste von „*kürbiskern*-Autoren“ an, liest man vor allem die Hunderte von Gedichten, Geschichten und Essays, die über die Jahre im *kürbiskern* erschienen sind, so verlangt es in der Tat politische Akrobatik oder bösen Willen, in dieser Zeitschrift ein Sprachrohr der DKP zu sehen.

Und jene, die aufgrund ihrer psychopolitischen Konstitution einen wolkenlosen DKP-Himmel brauchen, haben mit dem *kürbiskern* schon lange keine Hoffnung mehr verbunden. Sie – und nur sie – werden in der neuen Zeitschrift, die es ab 1988 geben soll, bestimmt ihre Heimat finden.

*
Wo politische Divergenzen in der bei kommunistischen Parteien bekannten Art und Weise administrativ, also diskussionslos erledigt werden, fällt es schwer, keinen Zusammenhang zu sehen zwischen der politischen Bewegung in der Sowjetunion und der Bedrängnis, in die diese ihre hiesige „Bruderpartei“ (und nicht nur sie) gebracht hat. Ich sehe gereizte Nervosität bei den ehemaligen „Moskautreuen“. Das ist immerhin kostlich!

Und diese Nervosität scheint mir auch sehr begründet zu sein. Würde sich das, was unter Gorbatschow in der Sowjetunion begonnen hat, auch hier in ihrer Partei bahnbrechend, müßte so mancher bleierner Funktionär um sein Vorruestandsgeld bangen.

*
Für mich bedeutet die Liquidierung des *kürbiskern* eine Erkenntnis und den späten Abschied von einer Illusion – andere wußten natürlich alles schon viel früher. Für Spott ist gesorgt.

Das Ende der Zeitschrift *kürbiskern* ist nicht die Welt, nur ein Indiz für eine Entwicklung, der ich nicht folgen kann und die mich auch intellektuell überfordert. Über den Weg, den eine unerschütterliche Kleinbürgerpartei geht, brauche ich mir keine Gedanken zu machen. Meine Solidarität mit Autoren und Lesern, die dem *kürbiskern* die Treue gehalten haben, verbietet es mir, meinen Abschied in Form einer Flucht zu gestalten. Ich werde mir also die (noch gewährte!) Herausgabe des nächsten *kürbiskern* abverlangen und zu nutzen mich bemühen.

Oskar Neumann
Auf Wiedersehen, liebe Leserinnen und Leser,
liebe Kolleginnen und Kollegen,

etwa um diese Zeit sollte hier eine knappe Notiz erscheinen, in der ich sagen wollte, daß ich es nach meinem 70. Geburtstag, obendrein bei fortwährend starker Inanspruch-

nahme in Sachen der Friedensbewegung und des organisierten Antifaschismus, für geboten halte, mich aus der redaktionellen Tätigkeit beim *kürbiskern* zu verabschieden. So einfach geht das nun nicht mehr. Zum einen, weil die Rede sein muß von den Lesern des bisherigen *Kübiskern*, dessen Erscheinen mit dem Ende des Jahrgangs 1987 eingestellt wird. Zum andern, weil diese verlegerische Entscheidung im Kreis der Herausgeber und der Redakteure derart unterschiedlich interpretiert und kommentiert wird, daß ich dazu wohl auch meine Meinung sagen muß.

Daß man das eigene Kind lieb hat, noch dazu eines mit so vielen guten Seiten, ist ganz natürlich. Nur sollte diese Liebe nicht blind machen für Schwächen und Mängel. Dabei gibt es solche, über die man streiten kann, und andere, die unstrittig sind. Sie drücken sich in unserem Fall in der abnehmenden Bezieherzahl aus, und das inzwischen bis unter jene Grenze, die dem Verleger erträglich erscheint. Diese negative Bilanz hat sicherlich auch zu tun mit der verlegerischen Unfähigkeit, verabredete Auslieferungstermine und Auflagenziffern einzuhalten und auf die sehr individuellen Bedürfnisse in der Belieferung unserer Leser und Benutzer einzugehen. Eine Liebesheirat war die Koppelung *kürbiskern*-Plambeck ja nie gewesen. Es war, auch das muß ehrlicherweise gesagt werden, seinerzeit unsere letzte Chance, überhaupt weiterzumachen. Darüber, daß sie jetzt zu Ende geht, bin ich nicht weniger traurig als die anderen Kollegen.

Nur, wie immer man die politische Komponente im Kontext der hier getroffenen Entscheidung einschätzt, das hintergründige Walten finsterer DKP-Kräfte, auf das Klaus Konjetzky abhebt, ist nicht auffindbar. Soviel jedenfalls weiß ich als Mitglied des Arbeitskreises Kulturpolitik beim PV der DKP: Der für diesen Bereich unterstellte Kurswechsel hat nicht stattgefunden. Vollends absurd ist der Verweis auf angebliche Ängste vor der Gorbatschow-Linie schon darum, weil uns die Unvermeidlichkeit einer Einstellung des *kürbiskern*, und zwar zunächst sogar weit vor dem jetzigen Termin, bereits zu einem Zeitpunkt signalisiert wurde, da von Glasnost selbst die Leute nichts wußten, die jetzt aller Orts das Gras wachsen und die Bremsen der DKP, ihrer Presse und der linken Verlage insgesamt knirschen hören. (Preisfrage an die, deren Interesse auf exakte Quellen und nicht auf obskure Spekulationen gerichtet ist: Aus welchen Verlagsprodukten der Bundesrepublik haben sie sich eigentlich bisher über den Wortlaut der Reden Gorbatschows und anderer führender sowjetischer Funktionäre informieren können? Und wer war eigentlich der Veranstalter der zahllosen Informations- und Diskussionsabende zu den Veränderungen in der Sowjetunion, wenn nicht diese „ehemaligen Moskautreuen“, diese angeblich um ihr Vorruestendgeld bangenden „bleiernen Funktionäre“ der DKP?)

Das Bild, um nicht zu sagen das Feindbild, das Klaus Konjetzky von der DKP liefert, macht mich um so mehr betroffen, als ich seit etlichen Jahren das einzige Redaktionsmitglied bin, das zugleich der DKP angehört. Wenn unser Parteileben so beschaffen ist, daß „politische Divergenzen ... administrativ, also diskussionslos erledigt werden“, wieso hat dieser Stil dann nicht auch meine Arbeitsweise in der Redaktion oder die Gespräche zwischen der Redaktion und Genossen außerhalb unseres Kreises bestimmt? Wann je hat die DKP, ich gehe weiter: wo hat jemals ein Funktionär dieser Partei den Autorenzulauf des *kürbiskern* als Zeichen der DKP-Attraktivität verbucht? Wäre mir so ein Esel je begegnet, ich hätte dazu deutlich und öffentlich meine Meinung gesagt. Der Umkehrschluß ist nicht weniger abstrus: Wo wurden Defizite der DKP über die in der Partei und ihrer Presse seit langem und durchaus kontrovers diskutiert, auch nur andeutungsweise je dem *kürbiskern* angelastet?

Daß wir nun von einem „wolkenlosen DKP-Himmel“ träumen und daß von daher das Konstrukt einer nach der DKP-Elle „maßgeschneiderten“ Zeitschrift drohen soll, an der mitzuarbeiten Klaus Konjetzky alle *kürbiskern*-Autoren aus zwei Jahrzehnten glaubt warnen zu müssen, ist reichlich viel auf einmal. Schließlich haben im *kürbiskern* einige Autoren geschrieben, die ihre Mitarbeit da oder dort kaum von solchen Rat-

*positiv
sehr
Einfluss*

schlagen abhängig machen dürften. Im übrigen wird niemand auf die Schnapsidee kommen, ein derartiges Horrormodell von Zeitschrift haben oder machen zu wollen. Worin aber würde der „Etikettenschwindel“ bestehen, wenn sich ein neues Blatt mit dem Konzept vorstelle, das im *„kürbiskern“* entwickelte literarische Programm fortsetzen und gleichzeitig einige Schwächen unserer Hefte ausgleichen zu wollen? Die Kollegen brauchten dazu kein Geheimdossier der DKP, sie fänden genügend Anregungen in Redaktionsvorlagen des *„kürbiskern“*, die leider oftmals nur gute Vorsätze geblieben sind: exakte langfristige Planung und damit mehr Raum für aktuelles Agieren und Reagieren; weniger monologische, dafür mehr dialogische Darstellung der Probleme; kritisches Begleiten wichtiger Neuerscheinungen; mehr Aufmerksamkeit für den Bereich von gewerkschaftlicher, sozialdemokratischer und linksalternativer Kulturarbeit; Erneuerung des ursprünglich sehr starken Interesses an operativen Texten; Einbeziehung neuer theoretischer Ansätze, etwa von Kaspar Maase oder Thomas Metscher, damit auch mehr Vorstöße zur Überwindung des Süd-Nord-Gefälles. Was daran spräche für das behauptete enge, weil „funktionalistische Denken eines Parteipolitikers“? Und was würde die Sorge rechtfertigen, dabei könnten nur „als Literatur verbrämte Gewißheiten“ rauskommen?

Projektive

Anstelle der jetzigen DKP, vermutet Klaus Konietzky, würde das „Neue Deutschland“ am Kiosk genügen. Das wissen nun allerdings innerhalb und außerhalb der Partei einige zehntausend Arbeiter, Betriebsräte und Gewerkschaftsfunktionäre, vor allem die Kolleginnen und Kollegen in den Großbetrieben, besser. Das gleiche gilt für aktiv in der Friedensbewegung tätige Frauen und Männer, für engagierte alte und junge Antifaschisten, für Lehrende und Lernende an Schulen und Hochschulen und auch für Kunstschaflende – und sie alle sind noch viel zu wenige. Es müssen mehr werden. Sie zu gewinnen wird jetzt leichter durch die Schubkraft des neuen Denkens und Handelns in der Sowjetunion, der wir im 70. Jahr des Großen Oktobers den ersten Durchbruch gegen die Hochrüstung verdanken. Also wird es notwendig und möglich sein, auch und gerade im Raum der Kultur und der Kulturpolitik publizistisch in der Richtung voranzukommen, daß früher oder später eine Zeitschrift erscheint und Verbreitung findet, in der sich unsere demokratische Literaturströmung einschließlich ihrer sozialistischen Komponente widerspiegelt, die weltoffen ist und engagiert für den Fortgang der Menschheitsgeschichte, die aktiv teilnimmt an der Diskussion der kulturellen und kulturpolitischen Probleme innerhalb des gesamten linken Spektrums. Dort, so hoffe ich, treffe ich dann auch bisherige Autoren und Leser des *„kürbiskern“* wieder, aber eben nicht nur sie, sondern viele andere mehr. In diesem Sinn: Auf Wiedersehen!

Heinrich Schauerte Der Tod an St. Jakob

Ein paar Kilometer zu diesem Schlagbaum und zu jenem mit dem Rücken zur Wand oder zur Freiheit, je nachdem Fluchtweg, Emigrationsweg, Aggressionsweg
Der Tod reitet in Flandern
der Tod ein Meister aus Deutschland
der Tod vor St. Jakob
an der Kreuzung der Kreuzigung dem Kreuzweg
Wird er sich hierhin wenden oder dorthin wird er emigrieren, importieren, exportieren hat er Betriebsurlaub
Atempause der Geschichte
Schrecksekunde der Apokalypse
Oder sitzt er ganz anderswo
hat uns längst vergessen
abgehakt
alles kleine Fische
der Tod reitet nicht mehr in Flandern
der Tod eine schwarze Wolke vor dem Wind
der Turm von St. Jakob
ein Koordinatenpunkt
gespeichert in Elektronengehirnen
der Tod rast in Baumwipfelhöhe auf Feststoffraketen
der Turm von St. Jakob
ist ein programmgemäß zu umfliegender ob Leuchtturm in der Oktav oder dunkler Finger ins Nichts
den Rechnern ist es gleich
Flandern eine Sache von Minuten
Holland in Not
an St. Jakob fliegt der Tod und das ewige Licht leuchte ihnen strahlend bis ans Ende der Zeiten bis das All sich erbarmt
der glühenden Patrioten Europäer Kosmopoliten
Staub bist du gewesen
Staub wirst du wieder sein
Staub auf der unendlichen Bahn durch die unendliche Stille der Urkälte

Und ich
am Tresen bei et scheäl Marlies
ich sehe den Tod
nicht in Flandern
nicht in Nevada nicht in Arsbeck
ich sehe ihn auf der Kreuzung stehen
sehe ihn aus dem Sarglager nebenan grinsen
der Blinde neben mir sieht ihn auch
den Tod in der Telefonzelle
vielleicht telefoniert er mit Bonn
gibt die Kleine Lage durch
hört die Signale aus dem Äther
prüft Angebot und Nachfrage
jetzt kommt es zu Beschlüssen
er schaut nach der Zeit
vergleicht die Turmuhr von St. Jakob
mit seinem Quarzchronometer
Noch scheint meine Zeit nicht abgelaufen
unsere Zeit, Blinder
unsere Zeit
noch läuft die Galgenfrist
noch trifft es andere
noch tickt der Zeitzünder
noch höre ich die Turmuhr schlagen
Trink dir noch einen Whisky
heißt es im Lied
trink ihn mit dir allein
Aber wir trinken noch ein Bier zusammen
prost, scheäl Marlies, prost, blinder Todseher
prosit, Freund Hein in der Telefonzelle
sollst leben, damit wir anständig sterben können
wenn es Zeit ist
das heißtt, falls du überhaupt noch dazu kommst
und nicht als Rationalisierungspfer
ein vorzeitig unrühmliches Ende findest
freigesetzt
schwer vermittelbar, fast wie ich
verlorener Anhänger brotloser Künste
trotziger Meister ausgestorbener Handwerke
Schnitter mit dem Quarzchronometer
wo ist dein Stachel wo ist dein Stundenglas
bei wem holst du dir Anweisungen
frag doch zur Abwechslung einfach mal mich
ich hätte da so ein paar heiße Tips
todsicher, sozusagen
Oder willst du erst etwas in Erinnerungen kramen
bestellst du einen Mietwagen

zum Sightseeing, sagen wir in Langemarck
dem Gesellenstück
aus dem Poesiealbum deiner schwarzen Kunst
dem Hauptbuch dem Kassenbuch dem Soldbuch
Langemarck, das ist von hier wohl am nächsten
aber die Auswahl ist natürlich groß
Verdun ist auch nicht so weit
jedenfalls nicht so weit wie Stalingrad
Oder wie wär's mit Stadtranderholung
wir sind hier schließlich gut bestückt
geschichtsträchtiger Boden, wie man hört
gut gedüngt und erfahren
also wie wär's mit Jogging durch Landgraben Schützengräben
Bombentrichter Panzersperren
Gräben und Gräber en gros
der Westwall liegt gleich da hinten
hier hast du ja das ganze Panoptikum
deiner Lehr- und Herrenjahre
deines langen rechtschaffenen Arbeitslebens
sieh dich nur um, erinnere dich, wir haben Zeit
wir schon
mehr als wir brauchen können
und jedenfalls mehr als sie damals hatten

denn hier zogen sie, ja, genau hier
das letzte Aufgebot
die junge Garde der Reaktion
Volkssturm und Werwolf
dein Bruder, Blinder
vielleicht unsere Väter
und dein Mann, scheäl Marlies
genau hier zogen sie
in majorem gloriam patriae
hier machten sie vielleicht noch einmal Rast
manche sahen zu deiner Turmuhr, St. Jakob
ob ihnen da wohl das letzte Stündlein schläge
der Tod hielt Hof auf der Sternwiese
wo wir als Kinder nichtsahnend Schlitten fuhren
wo wir Pflanzen bestimmen mußten
die aus deinen Eingeweiden hervorwuchsen
unbekannter Dichter
und noch ein Bier, scheäl Marlies
Hörst du nicht auch den Marschritt, Blinder
spüls runter
und denk nicht an die Nacht
die dich nicht mehr verlassen hat
spüls runter

der Tod reitet nicht mehr
nicht in Flandern und nicht auf der Sternwiese
Kinder fahren Schlitten
Schüler bestimmen Pflanzen
der Tod ein Buchhalter Handelsvertreter Ingenieur
Megabits und Megatote, primär ein Entsorgungsproblem
der Tod ein Doktor aus Silicon Valley
ein vom Schlaf überwältigter menschlicher Versager
ein Chip der wasweißhiewielten Generation
und der da drüben, Blinder
der Graue in der Telefonzelle
das ist gar nicht Freund Hein
aus ist es mit der Romantik
aus mit Stundenglas und Hippe
und der da ist wahrscheinlich ein Versicherungsagent
Spezialist für Lebensversicherungen
hunderttausend Mark bei Tod, sagt er gerade
das kann ein teurer Spaß werden
aber das kann ihm ja dann auch egal sein

Mein Leben ist nicht versichert
drum gib uns noch was, scheäl Marlies
laß uns nicht an den Erlebensfall denken
laß uns schnell dieses Bier trinken
das einzige, was uns keiner mehr nehmen kann
das Bier, wie sie es vielleicht tranken
bevor sie hinauszogen
die Flakhelfer, vierzehnjährig
angefeuert von den durchgeistigten Studienräten
in den Luftschutzkellern
oder bekamen sie Schnaps
wie vor dem Sturmangriff ins Gas
und in die Kruppschen Kanonen
Gabs deine Bude eigentlich damals schon, Marlies
sprangen sie schnell hier rein
wenn der Angstschiß kam
Ach ja, ihr wart evakuiert
Urlaub im schönen Schwarzwald
sehr gut für die Gesundheit
nur noch ein paar in den Kellern bei den Ratten
die nichts zu verlieren hatten
oder alles schon verloren
in den Kellern, wo sie Bücher verheizten
die alten Mahagonimöbel
die Fahnen und die Uniformen
wo man an keine Zukunft mehr glauben konnte
nach dem

Diese Straße hier, die gab es doch gar nicht mehr
ein schmaler Fußpfad zwischen Trümmerbergen
tausendmal gegangene Wege fanden sie nicht mehr
wenn sie überhaupt zurückkamen, später
die Stunde Null mit Grundbucheintragung
Auch unser Haus stand nicht mehr, Blinder
das Haus meiner Vorfahren
der Verkaufskanonen Priester Studienräte
und hinter der repräsentativen Fassade
gähnte symbolträchtig diese Leere
Nur der Turm von St. Jakob stand
Leuchtturm Hoffnungsturm
vergebens zählte er die Häupter seiner Lieben
vergebens krähte der Hahn
weggebrannt vom Phosphor die Dächer
weggesprengt die Mauern
ein Klavier schräg über dem Abgrund
einsam röhrt der Hirsch
sinnlos die sieben Schutzen Engel
Ja, woran sollte man glauben
da in den Kellern bei den Ratten
den Blick zu den schnell gemauerten Stützpfilern
zur zitternden Decke
zitternd erst von den Bomben
dann von den schweren Motoren und Panzerketten
denn auch die Befreier fuhren hier vorbei
an diesem geschichtsträchtigen Tresen
aber wem sag ich das, Blinder
wem sag ich das, Marlies
denn hier ist die Geschichte
hier, wo wir stehen
das ist unsere Geschichte, nirgendwo verzeichnet

Ja, woran sollte man glauben, damals
das konnte man doch wirklich nicht erwarten
daß wir einmal hier so stehen würden
und unser Glas erheben
auf den grauen Tod in der Telefonzelle
der doch nur Leben versichert
und jetzt davonfahrt, gehobene Mittelklasse
neuen Abschlüssen entgegen, neuen Siegen
Tagesziel, Lebensziel
Bungalow im Grünen
Fortpflanzungssoll erfüllt
die Früchte des Schweißes erntend
fruit of the loom
jetzt auch mit Kabelanschluß

und natürlich alles vollkaskoversichert
mit dem schnellen Blick auf das Quarzchronometer
nicht auf die goldenen Zeiger oben am Turm
die das letzte Stündlein anzeigen, damals
Nein, daran konnte man nicht mehr glauben
und nicht an die alerten Burschen
die das alles wieder zurechttbiegen würden
als sei nichts gewesen
an all die leidenschaftlichen Europäer
die plötzlich aus dem großdeutschen Reich hervorkrochen
wie die Ratten aus den Trümmern
VEREINTES EUROPA, daß ich nicht lache
hier an dieser europäischen Kreuzung
ein paar Kilometer zu diesem Schlagbaum
und zu jenem
und da sitzen sie
die Europäer und ihre Helfershelfer
da kannst du es erleben, das neue Europa
gefilitzt, erniedrigt von Milchgesichtern
im grünen und feldgrauen Rock
die Maschinengewehre im Anschlag
grußlos abgefertigt, ausgesondert
von feindseligen Visagen
müde lauernden Angestellten
von wegen Europa
das ist die Rampe, ganz up to date
von Bildschirmen flimmern gerichtsverwertbare Tatsachen
strategische Kaderbewegungen werden erfaßt
Rasternetze zusammengezogen

Schnee von gestern
das halbe Pfund Butter
das Paket Kaffee
für die wir rüberfuhren damals
in dieser verschwörerischen Linie 12
Einkaufstaschen schwenkend wie Jagdtrophäen
jeder mit jedem redend
denn wir sind alle kleine Sünderlein
Heute in der Schlange bei Aldi
stumm
Lockangebote in Augenhöhe
der Tod ein Problem der Warenästhetik
und der Subventionspolitik
im gesamteuropäischen Maßstab, versteht sich
Trink mit mir auf Europa, Blinder
ist das nicht eine schöne Frau gewesen
oder womit verwechsle ich das

schöne Frauen sind ja schwer zu haben
jedenfalls für unsereinen
vielleicht liegt es daran
schaut sie euch nur an, die schöne Frau
fünf Minuten von hier habt ihr sie live
vorbei die Zeit, da niemand nach Papieren verlangte
der Büttel walzt wieder seines Amtes
Zöllner und Pharisäer obenauf
wegen zwanzig Mark werden die gewalttätig
ja, alles erlebt
am eigenen europäischen Leib
die Obrigkeit, die wohlbekannte
garantiert trifft es immer die Falschen
und die Zuhälter grinsen
Europa, daß ich nicht lache
Tattergreise treffen sich in Hinterzimmern
um des europäischen Gedankens willen
da zittern die morschen Knochen noch einmal
fistelnde Beschwörungen idealistischer Schreinermeister
wie der letzte Abgang des Erhängten
ach ja, und dann die Gala der Honoratioren
die Inszenierungen der cleveren Rechtsanwälte
vom Rucksackdeutschen zum Diplomatenkoffereuropäer
und der findige Nachwuchs auch schon ganz top
schwer tragen sie an ihren Funktionen
in den Wandelgängen der Geisterparlamente
gebeugt unter der Last ihrer Konten
ZUR SACHE heißt ihr wichtigster Schlachtruf
fragt sich nur, zu welcher
ZUR SACHE, scheäl Marlies, noch ein Bier
dieses Prost verleihen wir der gesamteuropäischen Bevölkerung
da wird jetzt nicht mehr gekleckert, da wird geklotzt
wir sind zwar keine Rechtsanwälte
nur mäßig erfolgreiche Geschäftsleute
und daher auch nicht europäisch qualifiziert
aber überwältigt vom Geist des Vatertages
und vom genius loci
fassen wir den einsamen Entschluß
uns alle zu dekorieren
hier an dieser europäischen Kreuzung
wo es so zieht vom Atem der Geschichte
rechts oder links
schräg oder schief
hier hast du die wahrhaft europäische Alternative
sieh, Blinder, wie sie wählen
wie sie sich entscheidungsfreudig zeigen
der Souverän das Wahlvolk

wie sie alle preiswürdig sind
ein Opel Kadett rechts nach Maastricht
ein Ford Fiesta links nach Lüttich
mit Spoiler und Rennstreifen
Turbo GTX Quadrat mal Pi durch Daumen
Auch der Grünspanhelm da oben
mit seinen postklassizistischen Türmchen und Zinnen
blickt schon ganz preiswert herab
auf all die würdigen Kandidaten
oder hieß das preiswürdig
Egal, Blinder
am Vatertag sehen wir uns wieder
heij aijen Thiek beij et scheäl Marlies
dann versaufen wir den Scheck
den man uns sicherlich diskret überreichen wird
oder ist dir dieser Scheck zu unsicher, scheäl Marlies
hat er keinen Kredit bei dir, der europäische Gedanke
aber wir sind doch wohl kreditwürdig
wir haben noch jeden Deckel bezahlt
und als Preisträger werden wir das erst recht
ach so, jetzt verstehe ich
Preisträger Funktionsträger Bürden- Würdenträger
pflegen ihr Bier ja nie zu bezahlen
nicht einmal das Bier
das dürfen nur wir armen Schlucker
und darauf schlucken wir noch eins, Blinder
wir bezahlen, was wir trinken
wir haben noch immer bezahlt
mal den großdeutschen, mal den gesamtdeutschen
und jetzt zur Abwechslung den europäischen Gedanken
der war eigentlich noch relativ preiswert, bisher
der großdeutsche, zum Beispiel, war teurer
davon kannst du ja ein Lied singen, Blinder
komm, erzähl mir Geschichten aus deiner Nacht
1001 hast du ja schon hinter dir
und noch ein paartausend dazu
nur nicht gerade aus dem Märchenbuch, nehm ich an
erzähl, und laß uns deine Rente versaufen dabei
und meine Stütze
wir wollen uns der europäischen Vision hingeben
und die sprudelnde Einfalt genießen
gib mir mal europäisch einen aus
oder kosmopolitisch
oder wie du willst
die Hauptsache, es sprudelt
laß uns den Einheitsgedanken pflegen
oder das Reinheitsgebot

oder das Gebot der Stunde
welches da lautet ZUR SACHE, Marlies
Die Turmuhr von St. Jakob schlägt uns eins dazu
wie auch wir schlagen mal wieder über die Stränge
fast wie die europäischen Rechtsanwälte
wenn sie die Spesen verjubeln und ihren Kredit
Laß sie nur, Blinder, laß sie
auch wir leben, und nicht schlecht
müssen nichtmal unentwegt Sekt saufen
Lobbyisten salbadern hören
über die philosophischen Aspekte der Asbestindustrie
Wir machen uns unsere Philosophie selbst
hier an diesem Tresen
im Angesicht von et scheäl Marlies
schrecken wir vor nichts mehr zurück
hier begründen wir unsere Ethik
unser auf- und abgeklärtes Erkenntnisinteresse
hier zaubern wir die Basissätze aus dem Hut
und schlagen den berühmten Nagel ins All
Am Anfang war das Wort
und jetzt stehen wir hier
auf den Trümmern sämtlicher Kriege
mit dem Rücken zur Wand
oder zur Freiheit, je nachdem
mit dem Bierbauch zum Tresen
den Blick in die Ferne der Kalenderblätter
in die Exotik der Etiketten
Blue Curacao, Tequila und Wodka
da wird mir schon ganz kosmopolitisch zumute
und so sehe ich es denn ein
alle, alle haben sich verdient gemacht
jeder auf seine Art
hungert nicht das afrikanische Kind für uns
läßt sich nicht der Inder fröhlich vergiften
geben sie nicht alle ihr Bestes
für Europas Größe und Einigkeit
haben sie nicht alle den Preis verdient
symbolisch, versteht sich
denn Geld macht bekanntlich nicht glücklich
Aber das machen wir erst im nächsten Jahr
denn Steigerung muß sein im Schaugeschäft

Du sagst ja gar nichts mehr, Blinder
träumst du etwa nicht mehr kosmopolitisch
und selbst Europa kann dich mal
Verstehe, in Frankreich und Norwegen dieselben Geschichten
und im Osten ritt dir der Tod

irgendwo südöstlich von Charkow
bist du ihm von der bewußten Schippe gesprungen
Gib dem Mann mal einen Wodka, scheäl Marlies
und uns auch einen
das ist gut gegen die Erinnerungen
und gegen die Strahlen, die schwarzen
Aber halt, Blinder, jetzt hab ich sie
die größten anzunehmenden Preisträger
die einzige wahren Kosmopoliten
die reden nicht von den Grenzen
die schaffen sie ab
denn der Wind
weht bekanntlich, wo er will
die kriegen den Preis im übernächsten Jahr
oder nie
der Knalleffekt kommt immer zum Schluß

Du kennst das ja, Blinder
nur schlechter bezahlt, damals
vierzig Westmark im Erlebensfall und die Invalidenrente
die du hier draufmachst mit mir
dem Friedensinvaliden
Was war das Licht deiner Augen eigentlich wert
hat er sich gelohnt
der Verkauf an den großdeutschen Traum
oder hat dieser Doktor Faustus das bessere Geschäft gemacht
der clevere deutsche Doktor
der unersättliche
nicht nur Deutschland heute
nicht nur die ganze Welt morgen
nein, alles sofort
und dafür hat er nur seine Seele verkauft
nicht einmal das Licht seiner Augen, Blinder
das war noch ein Deal
sechs Richtige sind doch ein Dreck daneben
warum hat das eigentlich nicht geklappt
ich weiß es bis heute nicht
mein bißchen Seele könnte er ruhig haben
der Gottseibeius
das könnte er, unter uns gesagt
auch billiger kriegen
Tja, das beste Geschäft macht wohl et scheäl Marlies
die kriegt zwei Renten mit deiner
das beste Geschäft machen immer andere
und wir bezahlen, Blinder
immer bezahlen wir
und die europamüden Rechtsanwälte lachen sich tot

Komm, lachen auch wir uns eins
über all die dreimal versicherten Leben
die genauso verrecken werden wie wir
nur daß wir vorher noch anständig gesoffen haben
bevor der Tod in Baumwipfelhöhe erscheint
etwa bei den Schallfenstern von St. Jakob
oder mit dem Todeswind
Hoffentlich stehen wir dann gerade hier
damit Freund Hein uns auf dem Posten findet
wie wärs am Tag der Himmelfahrt
am Tag der Väter
Vater der Wasserstoffbombe
Vater der Neutronenbombe
Vater des Abschreckungsgedankens
so gegen 11 Uhr 11
genau zur europäischen Preisverleihung
damit dieser ehrenwerten Gesellschaft
endlich ihre telegene Grimasse gefriert
als feurige Laudatio
auf die gesamteuropäische Bevölkerung
den Musterknaben der Weltgeschichte
den würdigen Träger abendländischen Gedankengutes
und rauschender Raketenwälder
über deine Höhen weht der Wind so kalt
über Karlshöhe weht der Staubwind
der die Sonne verdunkelt

Der Tod im Sonnenstudio
Mephistopheles mit Faust im Massagesalon
das war der letzte Wunsch des deutschen Doktors
bevor es abgeht ins schwarze Loch der Zeit
sie erheben ein letztes Glas
auf den europäischen Gedanken
der ringsum röhchelt
auf Homer
den der durchgeistigte Studienrat immer noch rezitiert
auf die europäischen Rechtsanwälte
die sich das alles so anders gedacht hatten
auf die Lemminge und Lemuren
auf die betrogenen Bestattungsunternehmer
und die tote Lebensversicherung
mit ihren toten Erlebensfällen

Hatten sie es denn besser verdient, fragt Mephistopheles
Im Prinzip ja, sagt der deutsche Doktor
und dann fahren sie ab über den Lousberg
ab über diese dunkle Leere

wo Zöllner amtierten und Pharisäer
in der Vorgeschichte der großen eurasischen Steppe

Im Prinzip ja, Blinder
aber für Prinzipien kann man sich nichts kaufen
ganz im Gegenteil
die sind ziemlich teuer
aber kaufen kann man Bier, zum Glück
also schenk uns ein, scheäl Marlies
eine Lokalrunde für all die preiswürdigen Europäer
und der Blinde hält die Laudatio
auf den edlen Spender
den einzigen wahren Patrioten
den das eine Vaterland
so wenig schert wie das andere
und auf den Tod an St. Jakob
den unbekannten Dichter von der Sternwiese
die Bombentrichter vom Friedrichwald
über deine Höhen weht der Wind so kalt
über deine Höhen weht der Wind so kalt
der Wind so kalt

Nikola D. Jakobik
Schleym

I.

1

Der von den Behörden gesuchte Dr. Aribert Schleym führte die Frühstücks-tasse zum Mund, wobei sein Blick auf einen Satz in der Tageszeitung fiel, die neben dem Gedeck auf dem Verandatischchen lag. Der Satz lautete: „Mit den Urteilen gegen die angeklagten Neo-Nazis sollte – so der Vorsitzende der Strafkammer – den ‚ewig Gestrigen‘ klargemacht werden, daß die verbrecherische Gaskammerpartei Hitlers jedenfalls in Berlin ihr Haupt nicht wieder erheben kann.“

Vorsichtig, gleichsam mit spitzen Fingern hob er die Zeitung hoch und las den Artikel zu Ende, die Zeitung fiel plötzlich zu Boden, er trat an die Glaswand der Villa am Kleinen Wannsee, jenseits des Gitters führte ein Spaziergänger seine Riesendoggen aus, er sah die Blätter unter ihren Pranken aufwirbeln und zu Boden sinken, er hörte kein Rascheln; das Licht über dem See hatte einen stumpfen, metallenen Glanz.

Als er sich abwandte, verschwand auch das Licht von seinem Haupt, die weißen Haare wurden bläulich-grau, im Schatten des Salons bleckten nur die künstlichen Zähne für eine Sekunde in verzerrtem Lächeln, als huschte über sein verwittertes Gesicht der Widerschein einer verirrten, gewaltsamen Leidenschaft, die ihn von außen überfallen hatte, daß sein Körper zitterte.

Aus der oberen Etage klang ein Seufzen und Schniefen, als zöge jemand die Tränen mit der Nase hoch, sofort straffte sich Schleym's Körper in gewohnter Beherrschung; er schickte einen wütenden Blick zur Galerie, er verfluchte die Migräne der Dame des Hauses, der Leib ihres Mannes warf sich gewöhnlich nach jedem neuen Abenteuer über sie, um wieder die ergebungsvolle Kühle ihres Fleisches zu spüren, des weichen, ausufernden Fleisches, das willenlos nachgab, wo immer sein Herr zugriff; danach pflegte er sich schnell zu erheben und sie wortlos zu verlassen, er war auch heute zeitig gegangen, fort zu seiner Freundin, das dunkle Haus dem tränenerstickten Schweigen überlassend. Herren des Fleisches sind wir! fuhr es Schleym durch den Kopf, sein Lächeln krümmte sich in Verachtung, als er regungslos in der Mitte des dämmrigen Salons stand und seinen Hals streckte, um auch die feinsten Schattierungen wahrzunehmen, die ihr Wehklagen in die tonlose Schwärze ritzte: die hingehauchten Seufzer, die dem Ausatmen glichen, und die schweren, stoßartigen des Aufstöhns, das sanfte Wimmern, als schlügeln Zähne aufeinander, und das seltene helle Schluchzen, das durch die Luft schnitt wie ein Messer und doch nur das eigene Echo traf. Herren des Fleisches, das bewegen werden will!

– Herr Doktor! hörte er sie rufen zwischen zwei Jammerlauten.
Lautlos, auf Zehenspitzen verließ er den Salon, schloß langsam die Tür zu seinen Räumen, ihn umgab wieder Stille.

Er griff zum Telefonhörer, schlug schnell und entschlossen ein paar Ziffern.

- Ja? brummte es.
 - Den Adjutanten, bitte.
 - Wen darf ich melden? fragte die alte, ostpreußisch-breite Stimme jetzt geflissentlich.
 - Sagen Sie dem Adjutanten: Jagderinnerungen aus dem Grunewald. Haben Sie verstanden? Ich warte auf den Rückruf.
 - Jawohl, Herr ... Jawohl! sagte die eifige Stimme, aber Schleym hatte bereits aufgelegt.
- Er wartete. Die Minuten verstrichen, legten sich eine nach der anderen auf die Gegenseite des Lebens, während Schleym in sich zusammenzusinken schien, die Knochen traten in seinem Gesicht hervor, er hielt den Blick reglos auf den weißen, geschlossenen Medizinschrank gerichtet, als ginge von ihm eine Spannung aus, der er sich nur um den Preis vollständigen Erstarrens widerersetzen konnte. Da klingelte es, er riß den Hörer schon ans Ohr.
- Ari? klang es herhaft-fröhlich, vielleicht eine Spur zu herhaft und fröhlich, aber Schleym bemerkte es nicht.
 - Sigmund! rief er in die Muschel, sein Gesicht verzerrte sich zu einem dünnen Lächeln. Du weißt, es ist Zeit, ich werde dich übrigens abholen. Soll ich etwas Besonderes mitbringen? Wie fühlst du dich?
 - Nein, nein, Ari, es ist nichts nötig, ich brauche keine Medizin. Und wie geht es dir?
 - Davon später.
 - Wir könnten zusammen essen.
 - Vorerst komme ich vorbei. Also, bis gleich ...

Er legte auf.

In der Hand seine Arzttasche, verließ Schleym wenig später das Haus.

2

Auf der Fahrt in die Stadt spürte Schleym, wie der spätsommerliche Freitag-nachmittag sich bereits anspannte, um in die Erschlaffung des Wochenendes zu sinken; die Fußgänger hasteten schneller als sonst, der Straßenverkehr quirlte, schäumte über, verdickte sich plötzlich zu einem zuckenden Knoten, der nicht mehr aus seinen kunstvollen Schlingen herausfand. Glänzendes Blech, das in die Augen stach, schwitzende Leiber und eine alles durchdringende Nervosität unter Schleieren aus Blei und Ruß, die sich mit den Sonnenstrahlen verbanden zu klebriger Schwüle. Und wieder erfüllte Schleym jene Erregung, die ihn im Salon überfallen hatte; sie hatte nichts zu tun mit dem Artikel in der Zeitung, nichts mit der schwerblütigen Migräne der Frau, nichts mit dem Treffen, zu dem er fuhr, und doch gehörte das alles zu ihr wie Schattenreflexe, deren eigentliches Bild er allein kannte. Schweißtropfen rannten ihm vom Nacken, aus den Achselhöhlen, tropften kalt auf seine Lenden, er sah die Gesichter neben sich in undeutlichem Geflimmer hinter hitzestauenden Scheiben, die geöffneten Münden, die verengten Augen, alles das irgendwie verzerrt, auseinanderlaufend vor Haß auf den Nachbarn, vor Müdigkeit und Überdruß und dem ungeheuren Verlangen, diesem Tag zu entrinnen.

22

Der Stau löste sich plötzlich, schoß vorwärts, zerrann in Seitenstraßen, glitt weiter auf den Magistralen ins Innere der Stadt; Schleym bog von der Lietzenburger in die Knesebeckstraße, fuhr in ein Parkhochhaus aus grauem Beton, im Aussteigen nahm er die dünnrandige Brille ab und streifte sich die dicke Sonnenbrille über, seine Schritte hallten über den Stein zwischen leeren Wänden. Draußen nahm ihn wieder das Gefühl auf, er überquerte den Kurfürstendamm in einem dichten Pulk, Satzfetzen umringten ihn, Gelächter, Flüstern. In der stilleren Seitenstraße durchschritt er in scharfem Winkel einen kleinen Vorgarten, ging vorbei an der verschnörkelten Altbaufassade des dreistöckigen Hauses, auf dem Hof lastete das Schweigen im Sonnenglast zerbröckelnder Ecken.

Er betrat die kleine Pension durch die Seitentür, schritt lautlos über den roten Läufer, klopfe an und trat schon ein.

Das holzgetäfelte Zimmer mit seinen schweren Eichenmöbeln und dem sandfarbenen Teppich lag im Dunkeln. Schleym blieb an der Tür stehen, ein Schatten löste sich aus dem Hintergrund und wuchs zu massiger Größe.

- Ari! röherte der Adjutant, seine sonore Stimme setzte auch Schleym in Bewegung, sie umklammerten einander an den Unterarmen, schüttelten sie krampfhaft, der Adjutant zog Schleym zum verhangenen Fenster, er musterte sein Gesicht im Halbdurchschein, die dunkelgeäderten Backen hingen ihm schwammig unter den Tränensäcken, er schien die Worte zwischen seinen mahlenden Kiefern zu kauen.

- Ari ... wie schön, alter Knabe! Prankengleich legten sich die Hände auf Schleym's Schulter, ließen sie nicht mehr los, ergriffen Besitz von ihm; geführt zog er ihn nieder auf das Besuchersofa, betrachtete ihn fortwährend, und wie immer zuckte Schleym zurück vor der großspurigen, zupackenden Gewalt des Jüngeren, Erfolgreicheren.

- Weißt du, daß du der einzige bist, der so einfach in mein Zimmer treten kann, vorbei an den Leibwächtern? Ich werde sie dir übrigens vorstellen.

Er lachte auf, und in dieser schmalen Sekunde erkannte Schleym den jungenhaften Pennäler wieder, der abends mit ihm über die Mauern der Internatschule sprang, um die Versammlungen der Gegner auseinanderzuprügeln; da liebte ihn Schleym wieder, indem er seine Macht anerkannte und sich ihr unterwarf, der Macht Sigmund von Dovens, ehemaliger Adjutant des ihm so ähnlichen Reichsfeldmarschalls, Kamerad für ein ganzes Leben, im Glück und Unglück.

Von Doven lachte noch einmal, kurz, trocken, bellend. Dann klatschte er plötzlich in die Hände, beim dritten Mal wurden die Flügeltüren des Nebenzimmers aufgerissen, in dessen Füllung jetzt zwei junge Männer strammstanden, die Hände an der Hosennaht, das Haar überkurz geschnitten und mit einem scharfen Scheitel. Im fleckigen Licht hinter ihnen ragten ein paar Gegenstände wie zufällig hervor, als wollten sie betonen, daß sie nur vorübergehend und ganz unwesentlich zum Leben ihrer Benutzer beitragen: zwei Plüschsessel, die noch den Abdruck ihrer hingefletzten Körper wie eine Erinnerung behielten, ein weggeworfenes Kartenspiel, das über die Breite des Tisches geschliddert war, die aufgeschlagenen Seiten von Heftromanen auf dem weinroten Teppich.

23

- Punkt fünf Abfahrt zum Tagungsort! Aufgefaßt?
 - Jawohl! schallte es aus zwei Mündern gleichzeitig.
 - Amüsiert euch meinewegen bis dahin in der Stadt, fügte von Doven hinzu und wedelte mit der Hand, das Zeichen zum Abtreten gebend.
- Lautlos schlossen sich die Flügel und ließen im Ungewissen, ob sich die Karten zu einem weiteren Spiel mischten, die Seiten der Romane sich über neue Kriegstaten legten oder ob zwei Stiefelpaare den Kurfürstendamm hinauf schlenderten, sich unter die Theken der Biersalons stellten oder in die von Schweißgeruch erfüllten Zimmer der Strichmädchen traten.
- Von Doven sprang auf, legte die Hände auf den Rücken, ging vor Schleym auf und ab.
- Eine Wohltat, wieder im deutschen Vaterland zu sein, ich sage es dir! Gehorsam und Tat, Tat und Gehorsam! Siehst du sie, die neue deutsche Jugend? Die nichts mehr mit marxistischem Gammertum, mit jüdischer Zersetzung zu tun haben will?
 - Schleym lächelte.
 - Du bist bereits bei deinem Vortrag, bedeutete er, ich aber...
 - Ach, Ari, leg doch endlich die verdammte Tasche weg! rief von Doven in gespieltem Zorn, sprang zu Schleym, entwand ihm die Tasche, die dieser immer noch auf seinen Schoß gedrückt hielt, und stellte sie heftig auf den Boden.
 - Ich bin nicht krank!
 - Es muß sein, die Kameraden haben mir die Pflicht übertragen, ich schulde ihnen Verantwortung.
 - Nun denn, falls euch meine Gesundheit so wertvoll ist...
- Von Doven hob die Arme und ließ sie in hilfloser Geste fallen, auch dies hatte etwas Gespieltes, Theatralisches. Er schnaufte, ließ sich schwer auf das Sofa fallen, sprang aber sofort wieder auf.
- Daß ich den Kognak vergessen habe! Du trinkst doch einen? Der Umgang mit der Jugend, verstehst du, hat mich wieder belebt; eine gute Erfahrung, diese zwei schneidigen jungen Menschen!
- Er ballte die Faust, der Schnaps in der anderen Hand schaukelte im Glas. Er erreichte es Schleym, goß auch sich ein, verschloß die Flasche wieder im Vitrenschrank, während seine lärmende Stimme anschwoll, als wüchse sie aus dem Schatten des Zimmers, aus der Dämmerung des Lebens, aus jenem Zwielicht, in dem Menschen und Dinge ihr Wesen verlieren.
- Und dabei täuschst du dich über ihre Ähnlichkeit. Der eine hatte einen aufrechten Vater, alter Kamerad, nach dem Kriege erfolgreicher Geschäftsmann, sein Sohn meldete sich freiwillig zur Bundeswehr, begann dort eine steile Karriere – und mußte sie jäh beenden, nur weil er ein paar Rekruten den letzten Schliff geben wollte. „Mißhandlung von Untergebenen“ stand in der Entlassung. So weit sind wir gekommen! Der andere aber hatte einen Alkoholiker als Vater, Arbeiter und schließlich Sozialhilfesfall, der soff sich zu Tode, die Mutter hängte sich auf, der Junge trieb dahin ohne Anhaltspunkt und Richtschnur in seinem Leben. Wir haben sie ihm gegeben. Alles, was ihm immer gefehlt hat – Familie, Schutz, und auch Hingebung, das Streben nach Höherem – das gibt ihm jetzt dieses eine Wort: Deutschland! Ist das nicht großartig?

Mit seiner Leibesfülle nachdrücklich bestätigend, wie großartig dies war, pflanzte er sich in der Zimmermitte auf, das Glas in der Hand, breitbeinig das Gewicht verlagernd.

3

Schleym lächelte müde, schwieg. Alles würde wieder von vorn beginnen. Die Enttäuschten und Mißhandelten, die Verbitterten und Erfolglosen, sie alle würden wieder zu ihnen stoßen, würden ihre Rache hinausbrüllen, Schaum vor dem Mund und ihren kleinen, schäbigen Vorteil im flackernden Gehirn. Er spürte wieder die Verachtung in seinem Gesicht, die seine schmalen Lippen noch mehr verdünnte und die Mundwinkel herabzog, die Verachtung vor dem Pöbel, der immer erst die größten Ziele vor Augen haben mußte, damit er das kleine Stück Speck fand für seinen gierigen Magen, und der hinterher nicht mehr wußte, ob es das große Ziel oder der schäbige Speck gewesen waren, die ihn über Leichen gehen ließen. Der Urschlamm war es, der da aus Häusern und Bankpalästen kroch und in den Straßen schwappte. Er aber gehörte nicht dazu. Die Rasse zu veredeln war seine Aufgabe, hoch stand er über ihnen, unerreichbar für ihre schmutzigen Regungen.

Und plötzlich sah er, daß auch von Doven zum Pöbel gehörte, dieser alternde Haudegen, dessen hervortretende Augen ihn anstierten, immer noch eine Antwort auf sein lächerliches Geschwafel erwartend. Das gab ihm eine heimliche Überlegenheit, er schmeckte die Tropfen des Schweigens auf seinen Lippen und kostete sie aus.

Der Körper von Dovens kam unter dem Druck dieses Schweigens aus dem Takt, sein Gesicht entblößte einen Ausdruck unsicheren Staunens, die fleischige Nase schnüffelte mißtrauisch, die kognakfeuchten Lippen schmatzten leise aufeinander, als probierten sie, welchen Ton er anschlagen, welche Sätze er sagen und Handlungen jetzt ausführen müßte, denn Schleym saß immer noch reglos und schweigsam da.

- Na, alter Knabe, sagte er, sich für den vertraulichen Ton des Anfangs entscheidend. Schwer setzte er sich wieder neben ihn, legte aber nicht die Hände auf seine Schultern, schien ihn zu beobachten, so wie er sich vorher von Schleym beobachtet gefühlt hatte, aber auf eine plumpen, direkte Art: er stierte ihm ins Gesicht, versuchte dessen Züge zu enträtselfn, die wie übereinandergefaltete Schichten und Ablagerungen dort neben ihm auf dem Sofa hockten.

- Ari! Erzähl – wie lebst du eigentlich? sagte er, der Alkohol färbte seine Stimme dunkler und rauher.

- Ich? fuhr Schleym auf. Gut, danke... Die lächerliche Verfolgung hat sich als ein Schlag ins Wasser erwiesen. Mein Anwalt hat dem Staatsanwalt ein Tonband mit meiner Stimme vorgespielt, daß ich mich aufgrund der böswilligen Verleumdungen gezwungen sehe, zu Freunden ins Ausland zu ziehen. Das ist alles.

Von Doven lachte schallend, klatschte sich mit der Hand auf den Schenkel.

- Großartig! Ganz der alte Aribert! So gefällst du mir wieder.

Er füllte sich und Schleym die Gläser nach.

- Aber dein Haus? Dein Eigentum, was ist damit?

– Das Vermögen konnte gerettet werden, mein Anwalt eröffnete ein neues Konto unter einem anderen Namen. Nur die laufenden Mieteinnahmen sind gesperrt, und jetzt steht sogar das Verfahren zur Enteignung an.

– Verhetzte Zeit! Dich um die Früchte deiner Arbeit zu bringen ... Wir alle haben lediglich unsere Pflicht getan, weil Deutschland uns rief!

– Gewiß. Aber, wie gesagt, die angebliche Fahndung nach mir verläuft im Sande. So bin ich sogar sicherer hier. Wenn alle Welt glaubt, ich werde gesucht, obwohl mich niemand suchen wird – was oder wer kann mir da gefährlich werden?

– Du meinst, der Staatsanwalt, der Richter ...
– ... unternehmen nichts, bestätigte Schleym.
– Kameraden?

– Nein, aber sie sehen die nationale Schande, ständig und ewig unser eigenes Nest beschmutzen zu müssen. Und dann nach so langer Zeit, eine ganze Generation liegt dazwischen.

– Eben. Sie empfinden eben deutsch!

Von Doven sprang auf, einen Augenblick schien es Schleym, als wollte die Körperfülle des Freundes vor dem deutschen Empfinden strammstehen, sie schwabbelte aber lediglich in steigender Erregung.

– Es gibt noch aufrechte Männer, die Verräter sind in der Minderzahl, die deutsche Nation wird über sie hinweggehen. Wie auch über dieses Schandurteil!

Er sprang zum Tisch und knallte mit dem Handrücken auf die Titelseite der Zeitung, die Schleym bereits während seines einsamen Frühstücks überflogen hatte.

– Die „ewig Gestrigen“, „verbrecherische Gaskammerpartei“! zitierte er. Du hast es gelesen? – Schleym nickte. – Sie sind die Gestrigen, wir die Zukunft!

Er hielt inne, zog ein Taschentuch aus der Hose und betupfte sich die Stirn, atmete tief und schnaufte, erholt sich von seinem cholerischen Anfall.

– Übrigens, sagte er in verändertem Tonfall und wechselte das Thema, auch dies war ein Zweck meiner Reise: einflußreiche Freunde haben sich mit deinem Fall beschäftigt, es wäre möglich, durch meine Vermittlung ... du verstehst, die Anwaltskosten, die Mehrkosten für die schwierige Zeit des Untertauchens ...

Schleym schüttelte den Kopf.

– Ich wollte nur auf diese Möglichkeit hinweisen. Aber wie ich höre, ist deine Vermögenslage zufriedenstellend. Die unsrige ist es auch. Ich sage dir, die Spitzen der Wirtschaft, alle geben und spenden sie!

– Ich weiß, sagte Schleym kurz.

– Na, und für den Adenauer-Preis bist du ja noch zu unbekannt und vielleicht auch zu ... umstritten, fügte von Doven hinzu, lachte kurz und boshaft auf, schadenfroh den Hieb auskostend, den er Schleym versetzen konnte, dem undurchdringlichen Schweiger, rätselhaft in seiner Abgeschiedenheit, seiner Einsamkeit, die ihn umfloß wie ein eisiger Luftzug.

Schleym antwortete nicht. Er bückte sich nach seiner Tasche, öffnete sie und legte sich das Stethoskop um.

Gehorsam streifte sich jetzt von Doven das Hemd ab, warf es auf den Tepich, hockte sich neben Schleym, ließ sich abhorchen und abklopfen. Schleym betrachtete das Fleisch unter seinen Händen, die Wülste im Nacken und am Bauch, die schwammigen Muskeln. Sein Seziermesser würde hineingleiten wie in Gelee, es freilegen Schicht um Schicht, wäßriges Fett, aufquatschend wie vollgesogenes Laub im Herbst, Abfall eines Lebens und keine Substanz, die Rasse dachte er, die Rasse!

Mit sanfter Gewalt drehte er den Rücken zu sich, begann auch hier zu untersuchen.

– Sicher, sagte Schleym, sicher wird es ein großartiger Abend. Mißtrauisch schielte von Doven zur Seite, aber er konnte Schleym's Gesicht nicht wahrnehmen.

Die Schatten sammelten sich im Zimmer, fielen düster von den Bildern an der Wand, den Städteansichten mit den ehemals deutschen Namen jetzt polnischer und sowjetischer Landschaften; die Rache hauste in diesem Hotel wie ein ewiger Vandale, in den Winkeln dämmernd und aufbrechend in der allgemeinen Dämmerung, dem öffentlichen Verfall.

– Du solltest weniger trinken, sagte Schleym zum Abschluß und fuhr noch einmal mit der Fingerkuppe über das Fleisch. Es war, als striche die Klinge eines Messers darüber hinweg.

4

Schwitzende Leiber, Gebrüll aus Bäuchen. In dem größeren Saal des Rathaushackers hielt von Doven seine Rede, in dem kleineren beging ein Skat-klub seine Vereinsfeier. Nur durch einen schmalen Gang voneinander getrennt, in dem die Toiletten lagen, antwortete die Blaskapelle auf das Stakkato der Satzketten, wurden Nazis zu Spielern und Skatbrüder zu Kameraden, fügten sich die Karten zu einem pfeilschnellen Glissando des Hasses, Gemütllichkeit schwoll an wie eine Fruchtblase aus Lärm, Bier und Musik, bis sie platze: Ihr seid nichts, unser Volk aber alles, es wird sich erheben aus den Niederungen marxistisch-jüdischer Zersetzung, denn noch ist Deutschland nicht verloren, wenn die deutsche Frau sich wieder besinnt auf ihre Mutterpflichten, auf den Ruf des Blutes, wenn wir Einhalt gebieten der unerträglichen Überfremdung durch hergelauende Kulis, wenn wir die Dekadenz des Westens aufhalten, die sich in der feigen Bereitschaft zur Abrüstung zeigt: das Gebot der Stunde heißt Aufrüstung, sie sichert deutsche Arbeitsplätze für deutsche Arbeiter! Wann wird die Rote Armee Westeuropa angreifen? In meinem Buch „Die Revanche des Blutes“ habe ich ein fesselndes Bild des dritten Weltkriegs gezeichnet, an dessen Endes der völlige Zusammenbruch der Sowjetunion steht ...

Schweißtropfen glatzköpfiger Beamter, feuchte Augen strengfrisierter Verehrerinnen in hochgeschlossenen Kleidern, Bäuche mit der Würde wohlverdienten Erfolgs, Begeisterung von Kleinbürgern, die endlich über sich selbst hinauswuchsen, Jugendliche mit Pubertätspickeln; die neue Volksgemeinschaft formte sich aus den Ausdüstungen der Worte und Körper, donnerte vom Rednerpult und schlug wabernd aus dem Saal zurück.

– Und jetzt unser deutscher Nationalheld, Generalmajor der Waffen-SS, geehrt an allen Fronten des zweiten Weltkriegs: Rudi Müller – unser Panzer-Rudi!

Ein greiser Hüne stand neben von Doven, lachte breit und kindlich, strich eine imaginäre Haarsträhne aus der kahlen Stirn, grüßte mit erhobenem Arm. Diese Verbindung des Greisenhaften mit einstmal athletischem Körperbau, der noch unter den Falten des schlotternden Anzugs zu ahnen war, diese Gehirnverkalkung mit nimmermüde brüllendem Mund faszinierte Schleym, der am Rand der ersten Reihe neben einem Regierungsrat und dessen Frau saß, nichts war mehr unmöglich, gleich würde eine Zwerigin mit Wasserkopf und Männerstimme auf die Bühne treten, an der Hand Josef Hinkebein vom Propagandaministerium, auch sie würden den Rednern applaudieren und selbst unter Verbeugungen den Beifall entgegennehmen.

Er nutzte die Bewegung im Saal, um unauffällig seinen Platz zu verlassen, die Leibwächter am Ausgang musterten ihn erst argwöhnisch, dann respektvoll, sie ließen ihn passieren. Auf den Toiletten war ein Kommen und Gehen, Gestalten wankten vorbei, klopften sich auf die Schultern und schrien so froh, der strenge, scharfe Geruch des Rausches wurde ausgeschieden, kreiste von neuem in den Hirnen, im Blut.

Er ging hinüber zu den Skatbrüdern, sie tanzten mit ihren Frauen, schunkelten auf den Stühlen, untergehakt und inbrünstig grölend, sie hatten Mühe, dem marschmäßigen Galopp der Trachtenkapelle zu folgen, in den Pausen schien es, als fiele der Lärm zusammen und wiche einer Leere, die über die Gesichter fuhr wie mit einer Riesenfaust und sie zerknüllte und auslöschte. An der Theke kippte er ein paar Schnäpse hinunter, die ihm der Barmann so rasch über das nasse Zink zuschob, daß sie schlidderten, er beobachtete darüber die Spalte seiner brennenden Zigarette hinweg den Jüngling, dessen Gesicht ihm zugewandt war, der kräuselnde Rauch enthüllte Züge mädchenhafter Schönheit, Andacht erfüllte ihn, die Blaskapelle spielte plötzlich einen langsam Satz von Vivaldi, feierlich schwebend glitten die Gestalten an ihm vorbei, das Licht wurde heller und strahlend, und in den Augenblicken, da ihm der lautlose Tanz den Blick freigab auf das vollkommene Gesicht, glitt auch Schleym vorwärts, seine Tasche umklammernd mit dem Sezierbesteck, das er sorgfältig auf den Tisch neben die Karten legte, seine Hände umgriffen den schlanken, zarten Hals, mit Kennermiene prüfte er den besten Winkel des Einschnitts. Und mit einem Ruck, der sanft war in seiner durch Übung gereiften Entschlossenheit, schnitt er den Kopf ab und legte ihn zu den anderen bei klassischer Musik, er übersah lächelnd das Entsetzen seines Gehilfen, eines Häftlings, der sich im Nebenraum erbrach. Eine Hand legte sich auf seine Schulter, klammerte sichfordernd am Stoff des Anzugs fest. Das Blech der Kapelle kreischte jubelnd auf.

– Was stehst du hier und träumst, alter Knabe! Komm zu uns und setz dich. Von Doven schob ihn zu einem Tisch, nötigte ihn auf einen Stuhl. Er schrie nach dem Kellner. Neben ihm saß der hünenhafte Greis mit seinem unentwegt kindlichen Lächeln.

– Ein großartiger Erfolg, dieser Abend, nicht wahr? sagte Schleym und versuchte, seiner Stimme Festigkeit zu geben, als tastete er noch den neuen Boden ab, fortgerissen von der vertrauten Höhe seiner heroischen Gier, seiner tödlichen Sehnsucht.

– Großartig? echte von Doven. Ich sage dir, im Grunde haben wir uns schon durchgesetzt. Du siehst es ja selbst! Was die da – er deutete mit dem Daumen an die Decke des Rathauskellers – auch beschließen mögen, so regiert hier unten jedenfalls der deutsche Volksgeist, das gesunde Empfinden. Drei Bier und drei Braune! brüllte er dem Kellner zu, der ein riesiges Tablett gelehrter Gläser schwitzend vorbeibalancierte.

– Ja, ja, so ist es, sagte Panzer-Rudi lächelnd.

– Ich muß gehen, sagte Schleym.

– Du bleibst, bestimmte von Doven. Und als wollte er die Bestätigung dafür einholen, nahm er von dem inzwischen eingetroffenen Schnaps, drückte Schleym ein Glas in die Hand und zwang ihn, ihm zuzuprosten.

Über den Rand seines Glases, oberhalb der ätzenden Bitternis seiner Verachtung, nahm Schleym das schwankende Gesicht der Frau wahr, die sich am Nebentisch zu dem Mann niederbeugte, ihre feuchten Lippen halb geöffnet, ein Bild hechelnder Brunst, das in der Wärme zerfloß und in dünnen Tropfen zwischen den Brüsten rann, fingerndes Verlangen in nassen Haaren und sich im Gurgeln auflösenden Sätzen.

– Ich muß gehen, wiederholte Schleym.

– Wie geht's denn so in deinem neuen Zuhause? sagte von Doven, den neuen Einwurf überhörend.

– Ich lebe bei einem Geschäftsmann, der oft auf Reisen ist, und seiner Frau, die ebensooft Migräne hat. Nun, die üblichen Schweinereien, sagte er beiläufig, wie geistesabwesend.

Die zwei Freunde nahmen seinen Ausspruch als einen großen Witz, sie lachten schallend.

Er stand auf.

– Es ist wirklich Zeit für mich, sagte er kurz, drückte dem überraschten Adjutanten und dem kichernden Nationalhelden die Hand und wandte sich schon ab.

– Ich komme noch zum Empfang, richte das gefälligst aus! schrie von Doven hinterher. Bis gleich, Kamerad Schleym – aber mit Ypsilon!

Die Gehässigkeit holte ihn ein wie ein Genickschuß. Mit der knappsten Drehung seines Körpers trafen sich ihre Blicke, aus der Augenschräge musterte Schleym eine winzige Sekunde lang das höhnische Grinsen, das ihm entgegensprang aus der gemeinsamen Schulzeit, den Schlägen und Verstümmelungen der Jugend, dem Haß einer verlorenen Zeit. So leicht und blitzschnell drehte er sich wieder weg, als hätte er nichts gehört, nur am Ausgang blickte er sich noch einmal um, er sah den Mann auf einem der Tische tanzen, in dem Saal wurden die Lichter gelöscht mit dem Einsetzen des Orchesters, Schleym sah die Gestalt mit ihren wirren Verrenkungen wie einen Schatten, der sich von seinem Körper gelöst hatte.

Er stellte seinen Wagen ab und nahm den Weg hinunter zum See. Das Ufergestrüpp, die Bäume, die mit ihren schwarzen Stämmen aus dem Wasser wuchsen, bildeten ein Netzwerk feiner Linien und Flecke gegen den hellseidigen Glanz der Havel. Es war noch warm, er ging langsamer, öffnete den obersten Knopf des Hemdes, lockerte die Krawatte. Er begegnete vereinzelten Paaren, stummen, schwarzen Schatten wie das Ufergewächs, in die Ein samkeit ihrer erloschenen Worte gebannt, in das Schweigen singierter Aufbrüche wie jetzt diese Ruine einer herrschaftlichen Villa, die sich über der Böschung erhob. Die Schäfte umgestürzter Säulen, braun gefärbt von Feuchtigkeit und Schimmel, ragten aus kniehohem Gras, aus wuchernden Schlingpflanzen, mit denen die Zeit sie zur Erde gezogen hatte und aus der sie sich jetzt erhoben, geräuschlos und ohne im lauen Abendwind zu pfeifen flogen die ionischen Kapitelle durch die Luft und fügten sich zu neuen, bruchlosen Schatten geschwungener Linien, die Dachschindeln der Veranda und des Hauses, die Fensterrahmen und die verfaulten Türen, das gebrochene Glas und die geraubten Statuen des Gartens glitten wieder an die ihnen von der Vernichtung bestimmten Plätze, während das Mondlicht die Säulen weißte, die Kandelaber entzündete und mit seinen Spitzen zu den reglosen Gestalten auf der Veranda drang, denen unter schabenden Geigenbögen das Nocturno einer schwer duftenden Sommernacht entquoll; drinnen im Hause, im hell er melnden Gemäldegalerie vorbei, gerahmte Kühle deutscher Heerführer, als auch schon die Türen der Automobile über dem weißen Kies des Rondells hallten und die Gabeln und Messer klapperten im Saal, ergeben innehaltend bei den zahllosen Trinksprüchen, dem markigen Geproste, schwarze Uniformen wechselten mit eng anliegenden Abendkleidern, der Reichsfeldmarschall allein prunkte in Weiß, Blau und Gold, dann traten die Stiefel in die Gesichter der Ermordeten, pünktlich und mit der Genauigkeit amtlicher Statistiken trampelten sie die Völker und Rassen, die Verzweifelten und die Widerstrebenden nieder, wie es beschlossen war von einem Gebiß mit Goldzähnen, das den Spargel schlürfte, von einem Bauch, der sich über die Querseite des Tisches schob, von einem Paar weißer Handschuhe, das sich um einen Schenkel spannte und über die Vermehrung der germanischen Rasse grübelte, das Murmeln der Gemäldegalerie wurde lauter und untermalte beharrlich das Knallen der Sektpropfen, das Exekutionskommando war vom Entenschießen am See zurückgekehrt und nahm Aufstellung im Garten, seine ausgesuchten Bässe und Tenöre brachten der Reichsfeldmarschallin ein Ständerrückzog, die Meute der Reiter preschte aus dem Unterholz hervor, die Zügel der schäumenden Pferde vor der Böschung zurückkreißend, vor dem Galopp am schweigenden See, Jagderinnerungen aus dem Grunewald, nicht vergangene schöne Tage des SS-Arztes Dr. Aribert Schleym, während die Granaten im Dach einschlugen, die Schindeln zu Boden schwebten, die Säulen sich ihrer ionischen Kapitelle entblößten, die Gemäldegalerie im Bullerofen des russischen Marketenders verschwand und die Statuen über den Ozean flo-

gen; und das verbliebene Gemäuer im Unkraut schimmelte, hartnäckige Fäulnis des Erinnerns.

Ein wenig atemlos erreichte er die Pforte, sah die Schatten hinter den Fenstern, die im weißen Licht zu einer gehaunten Musik vorüberglichen, er betrat das Haus durch den separaten Eingang zu seiner Wohnung; an der Tür zum Salon blieb er stehen, lauschte flüchtig, von Doven mußte bereits gekommen sein, die lärmende Stimme übertönte die Musik, drang so selbstsicher und aufgeräumt durch die Wand, als wollte sie ihn, den Lauscher, hervorzerren. Vorsichtig trat er zurück, unter seinen Fenstern hörte er das Geräusch eines haltenden Wagens, er schielte nach unten und sah Kurtz die Seitenfront des Hauses umrunden, Heinrich Kurtz, der ihm Zuflucht geboten hatte, Herr dieses Hauses und des Fleisches seiner Frau, mit zwei federnden Sprüngen nahm er die Stufen des Haupteingangs, entspannt und gelöst drückten sich die Schenkel durch den Stoff der engen Hose, in der Schleym den kaum angetrockneten Rest eben verspritzten Samens vermutete.

Er bewegte sich in der schimmernden Schwärze seines Arbeitszimmers so vertraut und sicher, daß er kaum daran dachte, die Tischlampe anzuknipsen. Als er es endlich tat und der gelbe Saum des Lichtkegels den Medizinschrank streifte, entblößten seine schmalen, blutleeren Lippen wieder ihr Lächeln, das alle, die es jemals sahen, beunruhigte und verwirrte; Präludium einer gespenstischen, wenn auch mathematisch exakten, mit schlafwandlerischer Sicherheit ausgeführten Tat. Er achtete nicht mehr des Lärms von nebenan, er schloß lautlos den Schrank auf, nestelte an einem Metallbehälter, den er an den Seiten öffnete, beim Anblick seines Inhalts stöhnte er leise auf, glitt rückwärts, ohne die Augen davon abzulassen, setzte sich, saß so da und starnte unablässig auf sein schwarzes Geheimnis, seine präparierte, in ledernes Grauen geronnene Leidenschaft. Seine Lippen bewegten sich dabei, die Falten in seinem Gesicht verschwanden, Schicht um Schicht blätterten die Masken ab, auch wurden seine Haare dunkler und voller; ein verjüngter Schleym nahm die schweigende Parade seiner Erinnerungen ab, die aus dem Metallbehälter quollen, eine nach der anderen, und das Zimmer füllten mit weißen Gebeinen, mit dampfendem Fleisch und den herausgeschnittenen Augen, die über den Teppich rollten wie die bunten Murmeln der Kinder.

Seine Lippen flüsterten lautlose Sätze, die Bewegungen der Hände fielen ins Leere, sanfte Beschwörung lustvoller Tode; jetzt zuckte sein Mund, als müßte er die Leere küssen, in der sich das alt gewordene, aber immer noch schöne Gesicht seines Lieblingshäftlings formte, des Häftlings Nr. 3872, Handlanger weißer Emailleschüsseln und silberner Messer, die sich plötzlich rot färbten; sah ihn auf sich zukommen an jener Straßenecke des Kurfürstendamms, wo er, zurückgelehnt hinter einer Zeitung, seinen Nachmittagskaffee trank, sah ihn vorbeigehen mit dem abwesenden Gesicht der Gefolterten, umrahmt von gebleichten Haaren und jenem Schatten des Lebens, der Mörder und Ermordete verband, alle, die jemals DORT gewesen waren; und Schleym sah sich hastig aufstehen, kaum daß er daran dachte, eine Münze auf den Cafétisch

zu werfen, folgte ihm, gepackt von einem plötzlichen Fieber, das ihn durchrieselte in der beginnenden Kühle des Abends, immer vor sich die weißen Haare, den gebeugten Rücken, die zögernden, fast schlurfenden Schritte, die sich im Rattern der U-Bahn verloren, in den schmutzigen Straßen, den lärmenden Quartieren Kreuzbergs; sah ihn verschwinden in einem Hinterhof, unhörbar im Quietschen der Tür, während Schleym hastiger Blick noch einmal die Hauswand abtastete, die Stellen abgebröckelten Putzes, schadhafte Flecken wie das Fell kranker Tiere.

Durch die Wand hörte er das spitze Frauenlachen, kokett und gekünstelt mit dem drohenden Sprung in die Hysterie; er stellte sich ihr geschminktes Lächeln vor, das in ihr Gesicht gefroren war, als könnte es die unaufschiebbare Vergewaltigung hinauszögern und müßte sie doch herausfordern wie ein blökendes Tier, dem sein Herr den Stempel aufdrückt, nicht nur, um seinen Besitz zu bezeichnen, sondern um sich selbst eine unumstößliche Identität zu geben: die des Herrn.

In seinen zuckenden Fingerspitzen spürte Schleym die Macht, die er in diesem kleinen Schrank verschlossen hatte, den er öffnete, wenn er allein war, um neue Kraft daraus zu schöpfen, schon morgen würde sie sich wieder beweisen, wenn er sein Opfer auf dem Operationstisch sah, seine Leidenschaft hatte dreißig Jahre überdauert.

Er stand auf wie aus einem schweren Traum, nebenan das Gelächter ebbte aus, sackte zum Murmeln zusammen, brodelndes Geschwätz, das immer mattere Blasen warf, er achtete nicht mehr darauf; bevor er den Metallbehälter wieder sorgfältig verschloß, glänzte der tote Schrumpfkopf noch einmal auf im seichten Licht, das braune, eingesunkene Leder der Haut, die stumpfen, strohartigen Haare.

II.

1

Andreas Włodarczynski's Oberkörper war mit grünen, sterilen Tüchern abgedeckt, nur eine kleine, kahlgeschorene Stelle am Hinterkopf war freigelassen; das feine Summen des Bohrers füllte den Raum, das Loch in der Schädeldecke war schnell getan, schon schwebte die dünne Nadelelektrode darüber, senkte sich in die Öffnung, durchstach die Hirnhaut, fuhr an den Koordinaten des karthographisch festgelegten Zielgebietes in die weiße Gehirnmasse, ein Stromstoß durchglühte die Nadel und verschmorte die umliegenden Zellen. Der Professor in seinem weißen Kittel richtete sich wieder auf, nickte seinem Freunde zu, der sich an die Wand gelehnt hatte, aufatmend und gepackt von dem Schwindel plötzlichen Glücksgefühl: Dr. Aribert Schleym.

Włodarczynski lag in tiefer Bewußtlosigkeit. Mit der Gebärde nachlässiger Arroganz warf der Professor die Instrumente auf den Tisch der Operationschwester, ließ Handschuhe und Mundschutz, die er blitzschnell abgestreift hatte, auf den Boden fallen und trat zu Schleym.

– Ich danke Ihnen, Herr Kollege, nochmals für dieses ausgezeichnete Studienmaterial, solche Fälle bekommt man nicht alle Tage.

Er nickte mit dem Kopf nach rückwärts, wo jetzt ein Assistenzarzt die Operation beendete. Schleym's Lächeln war leer, bar jeden Empfindens außer dem des Triumphes, er ließ den Blick nicht von dem Studienmaterial, das da unter grünen Tüchern lag und Włodarczynski hieß, Andreas Włodarczynski oder Häftling Nr. 3872, das war jetzt gleichgültig geworden.

– Und ich, sagte Schleym, sich mühsam losreißend, danke Ihnen für das fundierte Gutachten, das Sie dem Gericht geliefert haben. Ich glaube, dadurch wurde manches entschieden.

Der Professor ließ jenes spitzbübische Lachen grenzenloser Eigenliebe erklingen, das der Macht eigen war: seiner Macht, seiner Herrlichkeit.

– Wir sehen uns doch zum Abendessen? Bei mir daheim? Meine Frau kocht exzellent, sage ich Ihnen.

– Gerne, sagte Schleym, er lächelte wieder mit der blutleeren Sichel seiner Lippen.

Andreas Włodarczynski aber, bevor er in die Nacht der Narkose sank, hatte noch die Stimme des Professors wahrgenommen, die aus dem Unsichtbaren hinter ihm kam, ein Fluch, ein ungeduldiges „Wird's bald!“ zu der Krankenschwester, und aus seinen Augenwinkeln, die sich verengten unter dem Druck der eingespritzten Betäubung, sah er, verschwimmend schon, den fremden Gast eintreten, der sich an die Wand lehnte, sah die dünne, gerötete Haut verzehrender Gier, und während er die Augen schloß, begannen im Dunkeln die Gestalten zu wachsen, rückwärts zu fallen wie aufblitzende Schneeflocken in einem endlosen Schacht, im rasenden Wirbel der Zeit . . .

– Das Leukotom wird ihn retten! verkündete der Professor, der sein Gutachten verlesen hatte, ohne sich nach Włodarczynski umzusehen, der nichts begriff; zusammengesunken saß er im Gerichtssaal, den ein dämmерndes Licht erfüllte, fahle Streifen, die über rohe, abgewetzte Bänke fielen, über die Rücken von Generationen von Dieben, Triebtätern, Staatsfeinden, über die hohnlachende Rechtschaffenheit von Generationen von Richtern und Staatsanwälten, über ein Grinsen unter dem scharfen Profil einer Hakennase, über ein Murmeln und Stammeln des Angeklagten.

Ab und zu kam es vor, daß der Staatsanwalt sich bückte nach den Worten, die Włodarczynski achtlos fallen ließ, ja sogar sich soweit vergaß, daß er auf der Jagd nach ihnen unter die Bänke kroch, sie aus dem Staub zerrte, sie kreischend beschnüffelte, indem die schwarzen Schöße seines Talars über den Boden schleiften. Dann erhoben sich die Richter, glitten rückwärts durch die Tür des Beratungszimmers, glitten wieder heraus und fragten:

– Wie war Ihr Verhältnis zu dem Ermordeten?

Der armselige Gerichtssaal verengte sich zu ebenso schäbigen Gängen, von deren Wänden die einmal grüne Farbe abblätterte, sie mündeten in einen anderen Gang, den Włodarczynski in der Menge heraufschritt, eingekeilt und vorwärtsgeschoben, von den gekachelten Wänden rann die Feuchtigkeit in vibrierenden Tropfen, sie zitterten im Rattern der U-Bahn-Züge und glitten plötzlich abwärts, es sind, dachte er, die Tränen aller unserer verfehlten Leben.

Die Menge riß ihn vorwärts, spie ihn aus in der großen Halle, er ließ, zögernd jetzt und unentschlossen, seinen Blick über die Gesichter in der Bahnhofshal-

le gleiten. Ausländer, die die Züge in ihre Heimat abfahren ließen, einen nach dem anderen, ohne sich einen Laut der Klage anmerken zu lassen; Zuhälter und Hehler, deren Augen die Passanten abtasteten, scharf und grell wie das weiße Licht; Drogensüchtige mit dem spitzen, abgemagerten Flakern des Entzugs; Besessene und Verlorene, Bewegung und Starre, Schreien und unendliche Stille: aber immer Gier und Hunger und keine Befriedigung. Da sah er Paul, sein Mädhengesicht, die aufgeworfenen Lippen gespitzt, als wollten sie flöten, belustigte Hingabe an das Unbekannte, das Abenteuer, die Verwandlung des Augenblicks; Włodarczynski nahm nichts mehr wahr außer diesem Körper, selbst den Staatsanwalt bemerkte er nicht, der die Treppe emporflog, flügelschlagend mit seinem schwarzen Umhang und lautlos durch die Halle schwebend, auch entging ihm die Stimme des Richters, krächzend hinter der Glasscheibe des Fahrkartenschalters, im Lautsprecher klirrend wie Porzellan:

– Antworten Sie! Wie war Ihr Verhältnis zu dem Toten?
Nichts war mehr tot; es war das vollkommene Leben.

2

Sie schritten durch ein Portal aus Strahlen. (Abgebröckelt jetzt, versunken.) Włodarczynski vermochte nicht zu sagen, woher sie kamen, es war ein indirektes Licht, erfüllt von einer Glut, die nicht brannte, nicht schmerzte. (Er sah aus dem Fenster in den grauen Tag; vielleicht, sagte er sich, gab es sie in jedem blinkenden Tropfen, zu dem der Nebel sich verdichtet hatte, als müßte er alles Glück in sich zusammenziehen und gewahren. Umflort seine Augen.) Und als er, beschämter über sein Glück, die Augen von Pauls Gesicht auf den schmalen Rand aus Bronze und Silber senkte, den flimmernden Saum, der das schaukelnde Bootsrestaurant umspielte, da war ihm, als ob er dahintriebe auf bisher unbekannten Wellen, pfeilschnell und immer schneller über das Wasser gleitend, das kein Wasser mehr war, sondern ein fließender Traum, eine ewige, sich wiegende Umarmung, umschauert von einem weichen Kranz aus Licht und Haaren, sie schmiegen sich jeder Bewegung an. Der Kanal hatte seine Konturen verloren; und von jenseits des Horizonts kam Pauls Stimme wie der sanfte Gruß eines unsichtbaren Schiffes, wie die fremdartige, sich auf- und abschraubende Musik, die über das Wasser wehte. (Jener Fleck auf der gegenüberliegenden Mauer, jener Lichtstreif, der sich auflöste, erinnerte noch daran; so unendlich fern von den Akten, die voller Lügen waren, von den schwarzen Geiern, die im Staub ihrer schmutzigen Säle zerfielen.) Und als seine Hände über die Haut strichen, da war es schon Abend geworden, die Strahlen erloschen und die sanfte Dämmerung im Zimmer; kühl und sanft auch die Haut, wie Seide, die sich zum Zerreißspann unter der Beführung und wieder nachgibt; aus dem Hinterhof strömte Märchenmusik. Und über das Gesicht des sechzehnjährigen Paul fiel ein Schatten wie eine dunkle Erinnerung, er sagte: Sie schlagen mich zu Hause, ich halt es nicht aus, kann ich bei dir bleiben? (Da weinte Włodarczynski am Fenster, im Vorderhaus in der Wohnung gegenüber ging plötzlich Licht an und ein Mann erschien, der ihn beobachtete, lange und unbeweglich; eine Stimme rauschte

vorbei mit schwarzem Flügelschlag: Angeklagter, nehmen Sie sich zusammen!) Da war ihm kalt ums Herz, die Dunkelheit legte sich um ihn wie ein Kranz erloschener Strahlen, aus dem Hof kam jetzt Kindergreinen:

3

Er rief laut in den Saal, indem er sich mit den Knöcheln aufstützte, daß sie weiß wurden vor Anspannung:

– Ich habe ihn nicht ermordet, wie könnte ich! Aber da war noch ein anderer, der mich verfolgte.

Kopfschütteln der Richter, mokantes Lächeln des Staatsanwalts.

Das bleiche, schmale Gesicht am Fenster. Die Schritte in der Dunkelheit, in den spärlich erleuchteten Straßen; sie stockten, wenn er anhielt, sie pochten, wenn er weiterging. Und plötzlich die Schrift, die aus den Wänden wuchs, als wäre sie ausgeschwitzt von einer rätselhaften Krankheit, Juden und Schwule raus hier wohnt ein Volksschädling Deutschland erwache.

Mit gesenktem Kopf betrat er nurmehr die Toreinfahrt, scheu seine Gestalt verbergend, seine eiligen Schritte. Er konnte Paul nicht mehr bei sich empfangen, die Schrift wuchs ihm immer von neuem entgegen, umringte ihn, kaum daß er einen Ausweg sah, er mußte sich an die Wand lehnen, erschöpft und atemlos, wenn er ihr wieder knapp entronnen war.

Er begleitete Paul nach Hause, sie nahmen die Hochbahn ein Stück, die am Kanal über dem bleichen Abend ratterte und geradewegs den Mond zerschnitt, auch schwankten die Pfeiler zwischen fensterlosen Wänden, zwischen Mauern und Giebeln, die übereinander wuchsen, sich überkreuzten und ineinanderlitten, er wußte noch nicht, daß sie durch die Transparenz des Raumes fuhren, sie hatten sich an die Hand genommen, ihre Finger streichelten einander.

Sie stiegen aus, sie hatten schon den Kanal hinter sich gelassen, die Lützowstraße öffnete sich, menschenleer und voller Nacht, die aus den Ruinen wuchs, aus den Trümmergrundstücken, aus verlassenen Höfen, zerborsteten Fenstern. Und da sah Włodarczynski die Toten aus ihren Häusern treten, einzeln, zu zweit und zu mehreren sammelten sie sich auf der Straße, als warteten sie auf ein unsichtbares Zeichen, ein Pfiff schnitt schon durch die Luft; kam er von dort, wo die Bordsteinkante unter dem Tritt eines schwarzen Stiefels zerbröckelt war? Die Toten setzten sich in Bewegung, die Greise und Kinder, die Frauen und Männer, schleppend und ächzend, als müßten ihre irrenden Blicke immer noch an den unkenntlichen Häuserfronten nach den Zeichen des Vertrauten suchen. Und auf einen der Balkone, über dessen verrostetes Gitter sich jetzt ein Baum reckte, sah Włodarczynski einen Schatten treten: glänzende Uniform, rosige Feistheit, beiläufige Langeweile des Schicksals; der SS-Mann gähnte hinter vorgehaltener Hand und kehrte an den Frühstückstisch zurück, während der Menschenzug sich schon jenseits des Kanals verlor im abgeriegelten Bezirk des Anhalter Bahnhofs, die Sommerfrischler hatten längst die Stadt verlassen, es gab jetzt andere Fahrpläne. Er trennte sich von Paul, wie er sich von jenem Kinderschuh getrennt hatte, der in einem Schlagloch hängengeblieben war; der Lackschuh glänzte rot in

der leeren Straße, er hatte das Kind auf den Arm genommen. Er strich Paul noch einmal über das Gesicht, er spürte keine Tränen. Nach ein paar Schritten in der Nacht drehte er sich um, er glaubte ein Stöhnen zu hören, ein Körper fiel zwischen loses Geröll, ein Schrei lähmte ihn, spitz und dünn, dann breitete sich das Schweigen der Straße dickflüssig aus; so stand er horchend, als klebten seine Füße daran fest. Schon bevor er sich losreißen konnte, fühlte er, daß es zu spät war, wieder hatte ihn das Verhängnis eingeholt, wieder mußte er darauf zulaufen, er sprang auf den Ruinenhof, rief wie von Sinnen: Paul! Paul! – er sah ihn verkrümmt auf der Seite liegen, die Beine angezogen wie im Schlaf, das Messer stak im Rücken. Er stürzte zu Boden, riß den Körper an sich, dessen Wärme an dem seinen verströmte, schon starr waren die Augen, das liebliche Gesicht, versteinert die Lippen. Als er das Messer herauszog und wegwarf, daß es klappernd ins Dunkel fiel, löste sich ein Stein in der Ferne, er sah einen bleichen Schatten um die eingestürzte Mauer verschwinden. Da brach sein Geheul ins Dunkel und fand doch keinen Widerhall, er hockte sich neben Paul und hielt seine Hand, das Geheul verebbte, es wiegte noch seinen Körper und den des Toten.

Die Toten hatten die Straße längst passiert, er aber saß noch zwischen Abfall und Trümmern. Gegen Morgen fand ihn eine Polizeistreife, die Taschenlampen stachen in seine Augen, die leergebrannt waren. Seine Kleidung blutbeschudelt, die Bewegungen starr, als suchten sie nach einem anderen Echo jenseits der Nacht; er schwieg, aber wenn er den Mund aufmachte, klang seine Sprache wirr.

– Nicht ich, ein anderer...

Kühl schnitt die Stimme des Staatsanwalts durch den Saal.

– Sie haben eine Lagerhaft hinter sich. Wie oft haben Sie sich seitdem verfolgt gefühlt?

Und er beantragte ein neues Gutachten über den Zusammenhang zwischen Haftpsychose und Verfolgungswahn. Der Richter verbeugte sich, glitt durch die Tür ins Dunkel.

4

In der Zelle war es Włodarczynski, als knirschte die Stille mit den Zähnen: wo waren sie, jene leeren Tage und Jahre seine Lebens, die sich jetzt ineinandergeschoben hatten zum nackten Geviert, zu diesem vergitterten Licht der Zelle?

Er hastete durch die Straßen, die blankgefegt waren vom Frühlingsregen oder vom Oktoberlicht, schwang sich auf Busse, die im Anfahren dröhnten unter der Last verschwitzter Körper, mischte sich unter den Strom der Arbeiter, passierte Werkstore, Pförtnerlogen, Stempeluhrn, immer allein, immer einsam. Die einsamen Jahre hinter der Drehbank. Die Metallspäne, die ihm glühend in den Nacken schossen, schmerzten nicht so wie die gedankenlosen Witze der Arbeiter. Der Krieg als Wochenendausflug; der Alltag des Friedens, fast genauso abnorm und doch ebenso geduldig ertragen; es war ja alles normal: die Enttäuschungen, die Schikanen von oben, die Schläge in der Kindheit. Die Verkrüppelungen.

Und auch er hatte es immer hingenommen, vielleicht gelacht dabei, meistens geschwiegen. Mit den Schultern gezuckt und geschwiegen. Genickt und geschwiegen. Da erkannte er, daß alles noch nicht vergangen war, alles noch unabgegolten, daß alle Schuld noch so neu und frisch war wie am ersten Tag, und als er dies erkannte, mußte er plötzlich schreien, die verlorenen Jahre sollten in diesen Schrei hineinstürzen wie in ein Loch, der Boden sackte weg so plötzlich, Sand rieselte und rutschte, die Erinnerungen zerbröckelten und fielen ineinander, klumpten sich zusammen, er mußte den Kloß in seinem Hals loswerden, der ihn würgte, er schleuderte ihn schreiend weg.

Männer stürzten in die Zelle, warfen ihn nieder, fesselten ihn ans Bett. Fiebernd, mit geöffneten Augen sah er, wie sich die Werkshalle zusammenschob zu vier gekachelten Wänden, die Haare sträubten sich auf dem nackten Körper, und während wieder die Schrift an den Wänden erschien, als sickerte sie durch den Stein, pochten die Schritte des SS-Arztes herbei, verstärkten sich zu einem Dröhnen, daß die Ohren zerplatzen wollten, und er, der Häftling Nr. 3872 mit seinem rosa Winkel am gestreiften Tuch, starre auf die Spritze in der Hand des Arztes, die dieser, indem sich seine Augen verengten, dem Opfer ins Herz stieß mit einer nachlässig schlenkernden Bewegung, sie verriet seine Übung.

Włodarczynski wollte aufspringen, er hatte ihn erkannt, er sah sich gefesselt, er heulte vor Schmerz, fiel ohnmächtig zurück, seine Knöchel scheuerten sich an den Riemen wund, er sah die Leichen auf dem gemauerten, mit Kacheln verkleideten Tisch, an den Seiten die akkurat eingelassenen Abflussrinnen für das Blut, während der SS-Arzt den Toten mit einem kaum hörbaren Knirschen die Köpfe abschnitt; am nächsten Tag wurde Włodarczynski verurteilt, die Richter waren milde, denn die Lobotomie, jene kleine, die Persönlichkeit so positiv verändernde Operation, würde ihn vor der Zwangseinweisung in die Nervenheilanstalt bewahren.

5

Jahre, die sich wölbten wie eine einzige Narbe, unter der sich der Eiter sammelte. Ein Leben in den großen Städten, die zerbröckelten wie es selber, unmöglich fast, so langsam legte die Zeit die abblätternden Schichten der Zerstörung bloß, und auch wieder so schnell wie der Lidaufschlag Gottes: da war das Leben vorbei.

Und im Flattern seiner Lider, mit dem Włodarczynski aus der Narkose glitt, sah er einen anderen Schleym, sah den Anfang und nicht das Ende. Er sah, wie die Dinge sich plötzlich ausweiteten, als strömte die Zeit in sie hinein wie Gas in einen Ballon, sie wuchsen bedrohlich, während Schleym schon schrumpfte, er konnte gerade die Ellbogen auf den Tisch legen, das Gesicht des Vaters aber war unmöglich zu erreichen, es ragte über ihm, unendlich fern und doch allmächtig, allumfassend. Kurz vorher war noch die Mutter im Zimmer gewesen, wo sie ihn mit seinem Spielkameraden überrascht hatte, hastig flüsterte sie draußen mit dem Vater, schon wuchsen die Dinge ins Unermeßliche und neigten sich über ihn, schon trat der Ministerialbeamte auf seinen Sohn zu, schlug ihn zu Boden ohne ein Wort, und erst als der kleine Ari-

bert auf den rohen Erbsen kniete, erklang das Heulen des Gerichts: Ich bin ein Schwein und werde von jetzt an gegen alle Schweine kämpfen ... Das schlitternde Entsetzen, das gekrümmte Schweigen, stummlos; die Hand aus dem Dunkel, die ihn tiefer auf die steinharten Kugeln drückte.
- Wiederhole!

Da sah Włodarczynski, wie sich der kleine Schleym auf dem Boden wand: Ich bin ein Schwein ...

Und er sah ihn noch kleiner werden, schrumpfen zu einer Winzigkeit, die in das warme Dunkel der Mutter glitt. Auf ihr lag schon der Vater mit seinem vom Giftgas verzerrten Gesicht, mit dem er aus dem Kriege zurückkam wie mit dem Haß auf die neue Ordnung.

Als Włodarczynski erwachte, lallte er benommen:

- Wo ist er? Wir müssen ihn fassen, er war hier!

- Wer? sagte die Krankenschwester und griff nach seiner Hand, sie zählte die Schläge.

- Ein gewisser Schleym, brachte er mühsam hervor. Wo ist der geblieben? SS-Arzt und Mörder ... das Schwein!

- So? sagte die Schwester belustigt. Dann, streng die Stirn runzelnd vor dem unflätigen Wort:

- Na, na! Jetzt wollen wir uns aber beruhigen.

Und sie schob ihn energisch über den Flur, die Räder des Bettes quietschten kaum hörbar.

Valentin Rasputin Rudolfio

Das erste Mal trafen sie sich in der Straßenbahn. Sie berührte ihn an der Schulter, und als er die Augen öffnete, zeigte sie zum Fenster und sagte:

„Sie müssen aussteigen.“

Die Straßenbahn hatte schon angehalten. Er drängte sich durch und sprang sofort nach ihr hinaus. Sie war fast noch ein Kind, ungefähr 15 oder 16 Jahre, nicht mehr. Er erkannte das sofort, als er das runde Gesicht mit den blitzenden Augen sah, das sie ihm zuwandte.

Sie erwartete, daß er sich bedankte.

„Danke“, sagte er, „ich hätte ja weiterfahren können.“

Er fühlte, daß ihr das nicht genügte, und fügte hinzu: „Heute war ein verrückter Tag, ich bin müde. Und um 8 Uhr soll mich noch jemand anrufen. Du hast mir also sehr geholfen.“

Es schien, daß sie sich freute; sie liefen beide die Straße entlang und schauten sich nach einem vorbeibrausenden Auto um. Es schneite, und er bemerkte, daß auf der Windschutzscheibe des Autos der Scheibenwischer lief.

Es fiel Schnee – ein weicher, flockiger Schnee, als ob irgendwo dort oben seltsame Schneevögel gerupft würden. Unruhe lag in der Luft, und er mochte nicht gern nach Hause gehen. „Ich warte den Anruf ab und gehe dann wieder hinaus“, entschied er, drehte sich zu ihr um und dachte darüber nach, was er ihr sagen könnte, da es schon etwas peinlich war, weiter zu schweigen. Aber er hatte keine Ahnung, worüber man mit ihr reden könnte – und worüber nicht, und er überlegte immer noch, als sie selbst sagte:

„Aber ich kenne Sie.“

„Sieh mal einer an“, wunderte er sich. „Woher denn?“

„Sie wohnen doch in Nr. 112 und ich in Nr. 114. Durchschnittlich zweimal in der Woche fahren wir zusammen in der Straßenbahn. Nur Sie haben mich natürlich nicht bemerkt.“

„Das ist interessant.“

„Was ist daran denn interessant? Daran ist nichts interessant. Ihr Erwachsenen achten nur auf Erwachsene, ihr seid alle fürchterliche Egoisten. Stimmt's nicht?“

Sie drehte den Kopf nach rechts und schaute von links zu ihm hinauf. Er räusperte sich nur und versuchte gar nicht, ihr zu antworten, weil er immer noch nicht wußte, wie er sich ihr gegenüber verhalten sollte, was man ihr sagen konnte – und was nicht. Einige Zeit gingen sie, ohne etwas zu sagen. Und so, vor sich hinschauend, sagte sie:

„Sie haben noch nicht gesagt, wie Sie heißen.“

„Mußt du das denn unbedingt wissen?“

„Ja. Was ist daran Besonderes? Warum meinen die Leute, daß ich ein ungehöriges Interesse an jemandem habe, wenn ich wissen will, wie er heißt?“

„Gut“, sagte er, „ich verstehe. Wenn du es wissen mußt – ich heiße Rudolf.“

„Wie?“

„Rudolf.“ – Sie fing an zu lachen.

„Was ist denn das für ein Name?“

Sie lachte noch lauter, er blieb stehen – und sah sie an.

„Rudolf“, sie spitzte die Lippen und brach aufs neue in Lachen aus. „Ich dachte, daß man nur die Elefanten im Zoo so nennen könnte.“
„Was?!“

„Sei nicht böse“ – sie zog ihn am Ärmel. „Aber es ist komisch, Ehrenwort, komisch. Nun – was kann ich machen?“

„Du bist ein kleines dummes Mädchen.“ Er war beleidigt.

„Natürlich, ein kleines Mädchen. Und du bist erwachsen.“

„Wie alt bist du?“

„Sechzehn.“

„Und ich bin achtundzwanzig.“

„Ich sage es ja: Du bist erwachsen, und du heißt Rudolf.“

Sie brach wieder in Lachen aus, sah ihn fröhlich von links an, von unten nach oben.

„Und wie heißt du?“

„Ich? Das errätst du nie.“

„Ich will auch gar nicht raten.“

„Aber, wenn doch – du würdest es nicht raten. Ich heiße Io.“

„Wie?“

„Io.“

„Verstehe ich nicht.“

„Io. Das heißt: die die Pflichten erfüllt. Io.“

Die Rache folgte prompt. Er konnte nicht mehr aufhören, er lachte – er schaukelte vor und zurück – wie eine Glocke. Er brauchte sie nur anzuschauen, und das Lachen schüttelte ihn mehr und mehr.

„Io“, glückste es in seiner Kehle. „Io.“

Sie wartete, schaute sich nach allen Seiten um, und als er sich ein wenig beruhigt hatte, sagte sie beleidigt:

„Komisch, ja? Das ist nicht komisch. Io ist ein gewöhnlicher lettischer Vorname, und ich bin Lettin.“

„Entschuldige.“ Lächelnd beugte er sich zu ihr. „Aber mir war wirklich zum Lachen zumute. So, nun sind wir quitt, nicht wahr?“ Sie nickte.

Zuerst kam ihr Haus, danach seins. Sie blieb am Eingang stehen und fragte: „Welche Telefonnummer hast du eigentlich?“

„Die brauchst du nicht“, sagte er.

„Hast du Angst?“

„Darum geht es nicht.“

„Die Erwachsenen haben vor allem auf der Welt Angst.“

„Das ist wahr“, stimmte er zu.

Sie zog den Fausthandschuh aus und gab ihm ihre kleine Hand. Die Hand war kalt und ruhig. Er drückte sie.

„Nun, lauf nach Hause, Io.“

Er fing wieder an zu lachen.

An der Tür blieb sie stehen.

„Und wirst du mich jetzt in der Straßenbahn erkennen?“

„Und ob! Selbstverständlich erkenne ich dich.“

„Bis zur Straßenbahn . . .“ Sie hob die Hand über den Kopf.

„. . . in der wir zusammen fahren werden“, fügte er hinzu.

Zwei Tage später trat er eine Dienstreise in den Norden an und kam erst nach zwei Wochen zurück. Hier in der Stadt konnte man schon den würzigen scharfen Geruch des nahenden Frühlings spüren, der aus ihr die winterliche Unklarheit und Verschwommenheit weggeblasen hatte. Nach den nördlichen Nebeln war hier alles heller und klangvoller, sogar die Straßenbahnen.

Zu Hause sagte seine Frau fast sofort zu ihm:

„Fast jeden Tag ruft dich irgend so ein Mädchen an.“

„Was für ein Mädchen?“ fragte er gleichgültig und müde.

„Das weiß ich nicht. Ich dachte, du wüßtest es.“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie ist mir lästig geworden.“

„Komisch“, ohne es zu wollen, lächelte er.

Er lag in der Badewanne, als das Telefon klingelte. Durch die Tür konnte er hören, wie seine Frau antwortete: „Er ist da . . . wäscht sich . . . bitte etwas später.“ Und er wollte sich schon hinlegen, als das Telefon erneut klingelte.

„Rudi, hallo, du bist da“, ertönte eine fröhliche Stimme im Hörer.

„Guten Tag“, antwortete er vorsichtig. „Wer ist da?“

„Hast du die Stimme nicht erkannt? Ach du, Rudi . . . Ich bin es, Io.“

„Io!“ Er erinnerte sich sofort und lachte unwillkürlich. „Hallo Io. Du hast scheint's einen besser passenden Namen gefunden.“

„Ja. Gefällt er dir?“

„So haben sie mich genannt, als ich so alt war, wie du jetzt bist.“

„Spiel dich nicht so auf, bitte.“

„Nein, . . . wo denkst du hin!“

Sie schwiegen, und als er es nicht mehr aushielt, fragte er: „Was ist denn los, Io?“

„Rudi, was ist mit ihr? . . . Ist sie deine Frau?“

„Ja.“ „Aber warum hast du mir nicht gesagt, daß du verheiratet bist.“

„Verzeih mir“, antwortete er scherzend, „ich wußte nicht, daß das sehr wichtig ist.“

„Natürlich ist es wichtig! Und du, . . . liebst du sie?“

„Ja“, sagte er. „Bitte, Io, hör zu: Du solltest mich besser nicht mehr anrufen!“

„Du hast Angst“, sagte sie lang gezogen. „Ach Rudi, denk nicht weiter nach. Leb du nur weiter mit ihr, wenn du möchtest, ich hab nichts dagegen. Aber es geht auf keinen Fall, daß ich nicht mehr anrufe. Es kann doch einen sachlichen Grund geben!“

„Wieso einen sachlichen Grund?“ fragte er lächelnd.

„Einen sachlichen Grund? Nun, zum Beispiel . . . Mir ist nicht klar, wie aus einem Behälter Wasser in einen anderen gepumpt wird“, sagte sie schlagfertig. „Dann darf ich doch, nicht wahr?“

„Ich weiß nicht.“

„Natürlich darf ich dann. Und du brauchst doch keine Angst vor ihr zu haben. Wir sind zu zweit, und sie ist allein.“

„Vor wem?“ Er verstand nicht.

„Na . . . vor deiner Frau!“

„Auf Wiedersehen, Io.“

„Du bist müde, ja?“

„Ja.“

„Na gut. Drück mir die Pfote und leg dich schlafen.“

„Ich drücke dir die Pfote.“

„Aber erzähl ihr nichts!“

„Einverstanden.“ Er lachte ein wenig. „Ich werde nichts erzählen.“

Er lächelte immer noch, als er zu seiner Frau zurückging.

„Das ist Io“, sagte er. „So heißt dieses Mädchen. Spaßig, nicht wahr?“

„Ja“, sagte sie zögernd.

„Sie konnte nicht die Aufgabe mit den zwei Behältern lösen. Die kommt entweder in der siebten oder in der achten Klasse vor. Ich weiß es nicht mehr.“

„Und konntest du ihr bei der Aufgabe helfen?“

„Nein“, sagte er. „Ich habe alles vergessen. Und das mit den Wasserbehältern, das ist wirklich kompliziert.“

Am Morgen klingelte das Telefon in aller Frühe. Es war noch stockdunkel. Die ganze Stadt lag im letzten Schlaf vor Sonnenaufgang. Rudolf stand auf und sah auf das Haus gegenüber – nicht ein einziges Fenster war erleuchtet, und nur die Eingänge funkelten wie metallisch glänzende Mundharmonikas in vier gleichmäßigen Reihen. Das Telefon läutete ununterbrochen. Rudolf ging hin und sah auf die Uhr.

„Ja“, sagte er zornig in den Hörer.

„Rudi . . . Rudi . . .“

Er geriet in Wut. „Io, was zum Teufel soll das?“

„Rudi“, sie unterbrach ihn, „höre, sei nicht böse, du weißt ja noch nicht, was passiert ist.“

„Was ist passiert“, fragte er und nahm sich zusammen.

„Rudi, du bist fortan nicht mehr Rudi, du bist Rudolfio“, erklärte sie ihm feierlich. „Rudolfio! Toll, nicht wahr? Das habe ich mir eben erst ausgedacht. Rudolf und Io . . . ergibt zusammen Rudolfio, wie bei den Italienern. Na los, wiederhole!“

„Rudolfio.“ In seiner Stimme mischten sich Verzweiflung und Wut.

„Richtig. Jetzt haben wir beide einen Namen – wir sind unzertrennlich. Wie Romeo und Julia. Du bist Rudolfio, und ich bin Rudolfio.“

„Höre“, sagte er und kam wieder zu sich. Könntest du nicht ein andermal in einem passenderen Moment mich mit einem neuen Namen versehen?“

„Nun, verstehst du nicht, daß ich nicht warten konnte? So, und außerdem ist es auch Zeit für dich aufzustehen. Rudolfio, vergiß nicht: um halb acht warte ich auf dich an der Straßenbahnhaltestelle.“

„Ich fahre heute nicht mit der Straßenbahn.“

„Warum nicht?“

„Ich feiere Überstunden ab.“

„Was bedeutet das denn?“

„Überstunden abfeiern, . . . das ist ein freier Tag außerhalb des Urlaubs. Ich fahre nicht zur Arbeit.“

„Aha“, sagte sie. „Und was ist mit mir?“

„Weiß ich nicht. Fahr zur Schule . . . und damit hat sich's.“

„Feiert deine Frau denn auch Überstunden ab?“

„Nein.“

„Nun, das macht auch nichts. Vergiß du nur nicht: Wir heißen jetzt Rudolfio.“

„Ich bin überglücklich.“

Er legte den Hörer auf und ging fluchend Tee kochen. Einschlafen hätte er jetzt sowieso nicht mehr können. Außerdem waren im Hause gegenüber schon drei Fenster erleuchtet.

Mittags klopft es an der Tür. Er wischte gerade die Fußböden, und als er öffnete, hielt er den nassen Feudel in der Hand, da es ihm nicht eingefallen war, ihn irgendwo auf dem Wege abzulegen.

Sie war es.

„Hallo, Rudolfio.“

„Du“, wunderte er sich. „Was ist passiert?“

„Ich habe auch freigenommen.“ Das Gesicht wie bei einer Heiligen – kein Schimmer von dem, was man Gewissensbisse nennt.

„Ach so“, antwortete er forsch. „Du gehst also spazieren. Nun, komm rein, wenn du schon einmal da bist. Ich mach gerade Hausputz.“

Ohne den Mantel auszuziehen, setzte sie sich in den Sessel am Fenster und sah zu, wie er in gebückter Haltung mit dem Feudel auf dem Fußboden herumwischte.

„Rudolfio, nach meiner Meinung hast du ein unglückliches Familienleben“, erklärte sie nach einer Weile.

Er richtete sich auf.

„Wie kommst du darauf?“ „Das kann man leicht sehen. Zum Beispiel wischt du ohne jedes Vergnügen den Fußboden. Bei Glücklichen ist das anders.“

„Phantasiere nicht“, sagte er lächelnd.

„So sag: bist du glücklich?“

„Nichts werde ich sagen.“

„Na also!“

„Du solltest besser ablegen.“

„Ich hab Angst vor dir“, sagte sie und sah dabei aus dem Fenster.

„Wie bitte?“ „Nun, du bist schließlich ein Mann.“

„Ach, sieh mal einer an!“ Er fing an zu lachen. „Wie hast du es denn gewagt, hierher zu kommen?“

„Nun, wir beide sind doch Rudolfio.“

„Ja“, sagte er. „Das vergesse ich immer wieder. Es bedeutet natürlich eine starke Verpflichtung.“

„Natürlich.“

Sie schwieg, und während er mit dem Eimer in der Küche klapperte, saß sie still da. Aber als er zu ihr kam, hing der Mantel schon über der Rückenlehne des Sessels, und ihr Gesicht war nachdenklich und traurig.

„Rudolfio, ich habe heute geweint“, bekannte sie plötzlich.
„Warum, Io?“

„Nicht Io, ... Rudolfio!“
„Warum, Rudolfio?“

„Wegen meiner großen Schwester. Sie machte einen Skandal, als ich beschloß freizunehmen.“

„Nach meiner Meinung hat sie recht.“

„Nein, Rudolfio, sie hat nicht recht.“ Sie erhob sich vom Sessel und trat ans Fenster. „Einmal darf man das, was ihr anscheinend nicht versteht. Weißt du, wie glücklich ich jetzt bin, daß ich mit dir sprechen ...“ Wieder verstummte sie, und er sah sie aufmerksam an. Sie war aufgereggt, und durch das Kleid traten ihre Brüste hervor wie zwei kleine Nestchen, angeklebt von Zaubervögeln, um darin Junge zu behüten. Ihm wurde klar, daß schon in einem Jahr ihr Gesicht schmal und schön werden würde, und er empfand Trauer bei dem Gedanken, daß auch sie bald einen Freund haben würde. Er trat auf sie zu, faßte sie bei den Schultern, lächelte und sagte: „Alles wird gut werden.“

„Wirklich, Rudolfio?“

„Wirklich.“

„Ich glaube dir“, sagte sie.

„Ja.“

Er wollte weggehen, aber sie rief ihn zurück: „Rudolfio!“

„Ja.“

„Warum hast du so früh geheiratet? Es wären doch nur noch zwei Jahre gewesen, und dann hätte ich dich geheiratet ...“

„Nur keine Eile“, sagte er. „Du wirst sowieso irgendeinen sehr netten Jungen heiraten.“ „Aber ich möchte dich.“

„Er wird besser sein als ich.“

„Nun ja“, sagte sie ungläubig und gedehnt. „Glaubst du, es gibt bessere?“

„Es gibt tausendmal bessere.“

„Aber das wirst nicht du sein.“ Sie seufzte unglücklich.

„Laß uns lieber Tee trinken“, schlug er vor.

„Na gut.“

Er ging in die Küche und stellte den Teekessel auf den Herd.

„Rudolfio.“ Sie stand am Bücherregal. „Rudolfio, wir beide haben den schönsten Vornamen. Sieh, nicht einmal die Schriftsteller haben einen besseren.“ Sie schwieg für einen Augenblick. „Vielleicht nur dieser eine. Ex-u-péry. Wirklich schön, oder?“

„Ja“, sagte er. „Hast du ihn nicht gelesen?“

„Nein.“

„Nimm und lies. Aber ohne freizunehmen. Abgemacht?“

„Abgemacht.“

Sie begann sich anzuziehen.

„Und der Tee?“ erinnerte er.

„Rudolfio, ich gehe wohl besser, nicht wahr?“ Ihr Lächeln wurde traurig.

„Sag nur deiner Frau nicht, daß ich hier war. Abgemacht, Rudolfio?“

„Meinetwegen“, versprach er.

Als sie gegangen war, fühlte er, daß er melancholisch wurde. Er war von einer unerklärlichen und unklaren Sehnsucht erfüllt, ebenso wie die Natur. Er zog sich an und ging hinaus.

Der Frühling kam beinahe unvermittelt, fast ohne Vorankündigung. Die Menschen waren seit einigen Tagen offener und herzlicher, und diese Tage schienen ihnen ein Übergang zu sein zwischen Erwartung und Erfüllung, weil die Frühlingsträume ihnen mit dem Geschick einer erfahrenen Wahrsagerin Glück und Liebe prophezeiten.

An einem dieser Tage – es wurde schon Abend, als Rudolf nach Hause kam – hielt ihn eine ältere Frau an. „Ich bin Ios Mutter“, begann sie. „Entschuldigen Sie, Sie heißen wohl Rudolfio.“

„Ja“, stimmte er lächelnd zu.

„Ich kenne Sie durch meine Tochter. In letzter Zeit hat sie viel von Ihnen gesprochen, aber ...“

Sie stockte, und er begriff, daß es ihr schwerfiel, ihn das zu fragen, was eine Mutter fragen mußte.

„Machen Sie sich keine Sorgen“, sagte er. „Zwischen Io und mir gibt es die herzlichste Freundschaft, und es wird nichts Schlechtes geschehen.“

„Sicher, sicher“, sagte sie hastig und wurde verlegen. „Aber Io ist ein unberechenbares Mädchen, sie hört überhaupt nicht auf uns. Und wenn Sie sie beeinflussen ... Verstehen Sie: ich habe Angst. Sie ist in solch einem Alter, ... daß man Angst haben muß, sie könnte Dummheiten machen. Und dann macht es mir Sorge, daß sie gar keine Freundinnen unter den Klassenkameradinnen und überhaupt unter den Gleichaltrigen hat.“

„Das ist schlecht.“

„Ich verstehe. Es schien mir, daß Sie Einfluß auf sie hätten ...“ „Ich spreche mit ihr“, versprach er. „Aber meiner Meinung nach ist Io ein gutes Mädchen. Sie beunruhigen sich umsonst.“

„Ich weiß nicht.“

„Auf Wiedersehen. Ich werde mit ihr sprechen. Alles wird gut werden.“

Er beschloß, sie anzurufen und es nicht hinauszuschieben, vor allem, weil seine Frau nicht zu Hause war.

„Rudolfio.“ Es war offensichtlich, daß sie sich sehr freute.

„Es ist super, daß du anrufst. Rudolfio, ich habe wieder geweint.“

„Man soll nicht so oft weinen“, sagte er.

„Das ist nur wegen des kleinen Prinzen. Er tut mir so leid. Ist es denn wahr, daß er bei uns auf der Erde war?“

„Ich meine: es ist wahr.“

„Ich meine auch. Und wir haben es nicht gewußt. Das ist doch schrecklich. Und wäre nicht Exupéry gewesen, hätten wir es nie erfahren. Nicht umsonst hat er einen ebenso schönen Namen wie wir.“

„Ja.“

„Ich denke auch darüber nach: es ist gut, daß er doch ein kleiner Prinz geblieben ist. Es wäre schrecklich, wenn er plötzlich ganz gewöhnlich geworden wäre. Bei uns gibt es sowieso schon zu viele Gewöhnliche.“

„Ich weiß nicht.“

„Dafür weiß ich es. Genauso ist es.“

„Und hast du den ‚Planeten der Menschen‘ gelesen?“

„Ich habe alles gelesen, Rudolfio. Meiner Meinung nach ist Exupéry ein sehr weiser Schriftsteller. Es wird einem angst und bange, so weise ist er. Und gut kaufen dafür Pantöfselfchen für kleine Kinder und geht pleite.“

„Ja“, sagte er. „Und erinnerst du dich an Bonafus, der die Araber zugrunde gerichtet und beraubt hat, und sie haben ihn gehaßt und gleichzeitig geliebt.“

„Weil ihnen die Wüste ohne ihn ganz gewöhnlich vorgekommen wäre; er aber hat sie gefährlich und romantisch gemacht.“

„Du bist ein kluges Köpfchen, wenn du das alles verstehst“, sagte er.

„Rudolfio . . .“ Sie verstummte.

„Ich höre“, erinnerte er.

Sie schwieg.

„Rudolfio“, sagte er, irgendwie beunruhigt. „Komm sofort zu mir. Ich bin al-

Sie sah sich um, ging zum Sessel und setzte sich.

„Warum bist du so still?“ fragte er.

„Ist sie wirklich nicht da?“

„Meine Frau?“

„Nun ja.“

„Nein.“

„Sie ist ein Muffelkopp.“

„Was?“

„Ein Muffelkopp, ja ja.“

„Wie kommst du auf dieses Wort!“

„Das gibt es in der großartigen russischen Sprache. Es gibt da kein Wort, das besser auf sie paßt.“

„Io, sowas darfst du nicht sagen.“

„Nicht Io, sondern Rudolfio.“

„Ach ja.“

„Ich habe vor kurzem angerufen, und sie war dran. Weißt du, was sie zu mir gesagt hat? Wenn du, sagte sie, es mit Behältern zu tun hast, so wende dich besser an den Lehrer. Sie ist eifersüchtig auf mich, wegen dir.“

„Das glaube ich nicht.“

„Rudolfio, ist es wahr – bin ich wirklich besser als sie? Denn ich bin doch noch nicht voll ausgewachsen, ich habe noch alles vor mir.“

Er lächelte und nickte.

„Da siehst du! Ich meine, es ist Zeit, dich von ihr zu trennen.“

„Rede keinen Unsinn“, unterbrach er sie. „Ich erlaube dir viel zu viel.“

„Aus Liebe, ja?“

„Nein, aus Freundschaft.“

Sie schaute finster drein und verstummte, aber es war offensichtlich, daß es nicht lange dauern würde.

„Wie heißt sie?“

„Wer – meine Frau?“

„Nun ja.“

„Klava.“

„Mensch! Sowas Gewöhnliches.“

Er wurde wütend. „Schluß jetzt!“

Sie erhob sich, schloß für einen Moment die Augen und sagte plötzlich: „Rudolfio, ich bin nicht normal – verzeih mir, ich wollte nicht . . .“

„Fang bloß nicht an zu heulen“, kam er ihr zuvor.

„Ich heul nicht.“

Sie wandte sich ab und dem Fenster zu.

„Rudolfio“, sagte sie. „Laß uns folgendes abmachen: Ich war heute nicht bei dir und habe nichts von alledem gesagt . . . In Ordnung?“

„Ja.“

„Nimm an, daß ich dir dieses ‚Auf Wiedersehen‘ am Telefon gesagt habe.“

„Ja.“

Sie ging.

Fünf Minuten später klingelte das Telefon.

„Auf Wiedersehen, Rudolfio.“

„Auf Wiedersehen.“

Er wartete, aber sie legte auf.

Schon lange rief sie nicht mehr an, und er sah sie auch nicht, weil er nochmals verreist war und erst im Mai zurückkehrte, als der Sommer den Frühling endgültig vertrieben hatte.

In dieser Zeit hatte er viel Arbeit. Wenn er sich an sie erinnerte, schob er alles vor sich her: ich werde morgen mit ihr sprechen . . . übermorgen, und so sprach er überhaupt nicht mit ihr.

Sie trafen sich zufällig – endlich – in der Straßenbahn. Er sah sie und begann, sich ungeduldig durchzudrängeln, da er befürchte, daß sie aussteigen könnte. Sie hätte auch an einer anderen Haltestelle den Bus verlassen können, und dann hätte er sich wohl nicht entschließen mögen, einfach hinter ihr herzuspringen. Doch sie blieb, und er ertappte sich dabei, daß er sich darüber mehr freute, als es sich für ihre freundschaftliche Beziehung gehörte.

„Hallo, Io“, sagte er und berührte ihre Schulter mit der Hand. Sie drehte sich erschrocken um, sah ihn und nickte ihm in freudiger Verwirrung an.

„Nicht Io, sondern Rudolfio“, verbesserte sie ihn wie früher. „Wir sind doch immer noch Freunde, nicht wahr?“

„Natürlich, Rudolfio.“

„Bist du verreist gewesen?“

„Ja.“

„Ich habe einmal angerufen – du warst nicht da.“

„Ich bin schon eine ganze Woche zurück.“

Es war sehr voll in der Straßenbahn, und sie wurden ständig angestoßen. Sie mußten ganz nahe beieinander stehen, und ihr Kopf berührte sein Kinn. Und wenn sie zu ihm hochschaute und er sich zu ihr beugte, um ihr zuzuhören, mußte er die Augen abwenden – so nahe standen sie.

„Rudolfio, möchtest du, daß ich dir etwas sage?“ fragte sie.

„Natürlich will ich.“

Sie hob wieder das Gesicht, ganz nahe zu seinem, so daß er den Wunsch hatte, die Augen zu schließen.

„Ich habe mich die ganze Zeit ohne dich sehr allein gefühlt, Rudolfio.“

„Ein Dummerchen bist du“, sagte er.

„Ich weiß.“ Sie seufzte. „Aber ich mag nichts zu tun haben mit diesen blöden Jungens – die können mir gestohlen bleiben.“

Die Straßenbahn hielt, und sie stiegen aus.

„Gehst du zu deiner Klava?“ fragte sie.

„Nein – laß uns spazierengehen.“

Sie schlungen die Richtung zum Fluß ein, dorthin, wo das unbebaute Gelände begann, und gingen querfeldein, übersprangen dabei Erdhügel und Schutt haufen, und er nahm sie an die Hand und half ihr über Hindernisse hinweg. Sie schwieg. Das sah ihr nicht ähnlich, doch sie schwieg, und er fühlte, daß sie, wie auch er, voller Erregung war, einer starken, hervorbrechenden und durch nichts zu beherrschenden Erregung.

Sie gingen den Steilhang hinunter – hielten einander immer noch an den Händen. Sie blickten auf den Fluß und irgendwohin nach drüben, und wieder auf den Fluß.

„Rudolfio“, sie hielt es nicht länger aus und sagte:

„Mich hat noch nie jemand geküßt.“

Er beugte sich zu ihr und küßte sie auf die Wange.

„Auf die Lippen“, bat sie.

„Auf die Lippen küßt man nur die allerliebsten Menschen“, preßte er gequält hervor.

„Und ich?“

Sie holte aus – und er erschrak. Im nächsten Augenblick begriff er es plötzlich – er fühlte es nicht, begriff es aber: sie hatte ihn geschlagen, ihm eine heruntergehauen, eine Ohrfeige verpaßt, und rannte nun los, wieder zurück, durch das unbebaute Gelände, über die Erdhügel, durch die Erregung und die Erwartung.

Und er stand und schaute, wie sie davonlief, und er wagte nicht, sie zurückzurufen, wagte nicht, hinter ihr herzulaufen und sie einzuholen. Er stand noch lange so – zerschlagen und sich selber hassend.

Das war am Sonnabend, und früh am Sonntagmorgen rief ihn ihre Mutter an. „Rudolfio, bitte, verzeihen Sie, ich habe Sie wahrscheinlich geweckt.“ Ihre Stimme klang unsicher und zitterte.

„Ich höre“, sagte er.

„Rudolfio, Io hat heute nacht nicht zu Hause geschlafen.“

Er hätte irgend etwas antworten müssen – aber er schwieg.

„Wir sind verzweifelt, wir wissen nicht, was wir tun sollen, was wir unternehmen sollen. Das ist das erste Mal . . .“

„Beruhigen Sie sich erst einmal“, sagte er zuletzt. „Vielleicht hat sie bei einer Freundin geschlafen.“

„Ich weiß es nicht.“

„Höchstwahrscheinlich ist es so. Wenn sie in ungefähr zwei Stunden noch

nicht da ist, werden wir sie suchen. Nur beruhigen Sie sich. In zwei Stunden rufe ich Sie an.“

Er legte den Hörer auf, dachte nach und sagte zu sich selbst: Du mußt dich auch beruhigen – vielleicht hat sie bei einer Freundin übernachtet. Aber er konnte sich nicht beruhigen – im Gegenteil: er fühlte, wie er vor Aufregung zu zittern begann. Um dies zu verdrängen, ging er in den Abstellraum und begann – pfeifend – in seinen alten, noch aus der Schulzeit stammenden Büchern zu stöbern. Das Algebrabuch war irgendwo hingeraten, und durch die Sucherei lenkte er sich ein wenig ab.

Das Telefon lauerte und schwieg. Rudolf schloß hinter sich die Küchentür und begann, im Lehrbuch zu blättern. Da war sie ja: Wenn aus einem Behälter im Verlauf von zwei Stunden Wase in einen anderen Behälter gepumpt wird . . .

Das Telefon klingelte.

„Sie ist gekommen.“ Die Mutter konnte nicht mehr an sich halten und begann zu weinen.

Er stand da und hörte zu.

„Rudolfio, kommen Sie bitte zu uns.“

Sie begann wieder zu weinen und fügte dann hinzu: „Irgend etwas ist mit ihr geschehen.“

Ohne um Erlaubnis zu fragen, zog er den Regenmantel aus, und die Mutter zeigte ihm schweigend die Tür ihres Zimmers.

Io saß im Schneidersitz auf dem Bett, schaukelte vor und zurück und schaute gerade aus dem Fenster.

„Rudolfio!“ rief er.

Sie drehte sich zu ihm und sagte nichts.

„Rudolfio.“

„Hör auf!“ Sie runzelte verächtlich die Stirn. „Was bist du? Ein Rudolfio? Du bist ein ganz gewöhnlicher Rudolf. Ein ganz gewöhnlicher Rudolf. Begreifst du das?“

Der Schlag traf ihn so hart, daß der Schmerz sofort den ganzen Körper erfaßte, aber er zwang sich zu bleiben, ging zum Fenster und stützte sich auf die Fensterbank. Sie schaukelte immer noch vor und zurück, sah fortwährend vor sich hin, an ihm vorbei, und leise quietschten die Sprungfedern des Bettes unter ihr.

„Gut, einverstanden“, sagte er. „Aber erkläre, wo du gewesen bist.“

„Scher dich zum Teufel“, sagte sie müde und ohne sich umzudrehen.

Er nickte, dann nahm er seinen Regenmantel von der Garderobe und stieg, ohne auf die unausgesprochenen Fragen der Mutter zu antworten, die Treppe hinunter – und scherte sich zum Teufel.

Der Sonntag hatte eben erst angefangen. Es waren wenig Fußgänger auf der Straße, und niemand hielt ihn an. Er durchquerte das unbebaute Gelände, ging zum Ufer hinunter und dachte plötzlich: Und wie nun weiter?

Aus dem Russischen von Marie-Louise Coordes

Hilde Rubinstein Berliner Spaziergänge

Es gibt schöne Ruinen in dieser Stadt Berlin – die jetzt ihren 750. Geburtstag feiert: die Front des gewesenen Anhalter Bahnhofs ist eine asymmetrische Wand mit unregelmäßigen Konturen, von Vögeln als Treppe benutzt. Die runden Fenster zeigen den Himmel. Hoch oben sitzen zwei patinierte Männerfiguren – der eine hält die Rechte über den Augen, blickt in die Ferne, wo hin die Züge fahren.

BERLIN = BÄRLEIN. In einem Buch von Wilhelm Dieterici, 1798, heißt es: „Berlin hat einen jungen Bären auf weißem Felde zum Wappen“. Den Bären mag ich lieber als den ewigen Adler der gekrönten Hämpter, den sie als Lebewesen doch nur einsperren – den Bären allerdings auch. In dem Buch heißt es weiter:

„Der Theil welcher Berlin heißt, wurde nach dem Jahre 1162 von deutschen Kölnern angelegt und war 1253 bereits eine Stadt mit Ringmauern ... Die Stadt Köln, von Slawen gegründet, ungewiß wann, in eine deutsche Stadt verwandelt, verband sich mit Berlin 1307 ... Die Ringmauern beider Städte sicherten vor allen räuberischen Überfällen der Edelleute ...“

Der Anhalter Bahnhof soll „Gedenkstätte“ werden, mit allerlei Anbauten. Ich finde, eine Kriegs-Ruine muß deutlich bleiben – als Warnung. Ich sehe: oben auf dem Dach nisten Tauben, wuchert frischgrünes Gebüsch.

Es gibt noch eine schöne Ruine: die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Ein Buch von 1905 erzählt: „Am Zoologischen Garten romantischer Sandsteinbau, effektvoll gelegen ...“

Auch dieses Gebäude hat seine pedantische Symmetrie verloren, ist viel-seitig geworden. Durch das hohe Fenster unten sieht man einen weißgekleideten Puppen-Priester die Messe halten. Die neue Wolkenkratzer-Kirche daneben soll wohl der Ruine Konkurrenz machen, kann es aber nicht. Sie ist allzu dürfzig und mager, wenngleich mit Kopfschmuck, nachts kräftig erleuchtetem Kreuz.

An der ruinierten Kirche liest man:

„Zur Erinnerung an Wilhelm I. Kaiser und König ...
in der Nacht zum 23. November 1943 beim Luftangriff zerstört.“

Das Gelände heißt Breitscheid-Platz. Ins Pflaster gesenkt ist eine Metall-Platte mit der Inschrift:

„Rudolf Breitscheid geb. 1874, gest. 1944 im KZ Buchenwald“. Er sprach: „Die Geschichte wird einmal ein vernichtendes Urteil fällen, nicht nur über diejenigen, die Unrecht getan haben, sondern auch über die, welche dem Unrecht schweigend zusahen.“

Hat die Geschichte das Urteil gefällt? Hat man es zum Urteil kommen lassen? Wird nicht lieber geplärrt: „nen Strich drunter machen!“? Ja, bitte – und dann addieren, was überm Strich steht!

„Orte des Schreckens, die wir nie vergessen dürfen!“ steht auf einer hoch angebrachten Tafel am Wittenbergplatz (ich sah sie auch an einem andern Platz). Und die Aufschrift nennt jene unvergeßbaren Orte:

Auschwitz Buchenwald
Stutthof Dachau
Maidanek Sachsenhausen
Treblinka Ravensbrück
Theresienstadt Bergen-Belsen

Nicht daß das alle wären ...

Auf dem Breitscheidplatz tummelt sich eine heitere und auch eine verantwortungsbewußte Jugend. Auf Rollbrettern wird getanzt, gerannt, balanciert. Man zeichnet Porträts, Bilder werden aufgestellt, manches hat künstlerischen Charme. Proteste werden geäußert, Flugblätter verteilt.

„Ach was, Politik!“ knurren die Bürger. Doch POLITIK umfaßt unser aller Leben! Von einem Mädchen bekomme ich ein Flugblatt mit dem Text:

„Für Südafrika gegen Apartheid. Unternehmer erwirtschaften seit Jahrzehnten in Südafrika dank der schwarzen billigen Arbeitskraft riesige Gewinne.“

Ein anderes Flugblatt lautet:

„Seit dem 2. 9. 1983 gibt es im Gefängnis von Diyarbakır (Türkei) einen Hungerstreik bis zum Tod ... 2119 Gefangene unterstützen die Aktionen durch unbegrenztes Fasten ... Die Bundesregierung und das Parlament müssen ihren Einfluß geltend machen! Geben Sie die Information weiter! Nehmen Sie Kontakt mit der Presse auf!“

Allerlei Anrufe und Aufrufe gibt es auf dem Breitscheidplatz. Auch solche:

„Deutschland braucht Gott
und Gott braucht Deutschland!
Gottismus-Offensive“

„Gottisten“ vieler Arten singen und predigen. In der Wolkenkratzer-Kirche gibt es einen „Dritte-Welt-Laden“, wo nützliche Bücher und anderes verkauft werden, und auf dem Straßen-Café kaspert ein Clown mit weißbemaltem Gesicht. Er folgt Promenierenden dicht auf den Fuß, lächelt spitzbübisch-unschuldsvoll, anmutig kann er deren Schritte nachtanzen. Er hat Einfälle für Bewegungen: schreitet feierlich, serviert ohne Tablett, schenkt Kaffee ein ohne Kaffee, karikiert Gesten der Eile, der Müdigkeit, des Trinkens, des Zahls ... Ein Schelm!

„Von allen Geistern die verneinen
ist mir der Schalk am wenigsten zur Last“

fand Goethe. Jugend neigt zur Schalkhaftigkeit – und zur Trauer. Auch wenn der Anlaß nicht sie selber betrifft. Es gibt Demonstrationen vieler Arten. Man will Recht für Vernachlässigte, Verunrechtführte, Verfolgte. Obrigkeit und Mitbürger sollen aufgeklärt und aufgerüttelt werden. Andererseits muß man wissen, gegen wen man opponiert!

Ich denke an den besten der Amerikaner: Philip Agee, der die CIA, der er angehört hatte, in seinem äußerst wichtigen Buch „CIA-Diary“ enttarnte, deren Verbrechen entblößte. So spricht Philip Agee jedoch auch: „Man muß sich mit seiner revolutionären Regierung identifizieren.“ Blinder Protest kann Unrecht vergrößern! Ein Flugblatt meldet:

„Die Bundesregierung beabsichtigt, auch nach dem Tod von C. K. Altun, die Abschiebung weiterer Gefangener, darunter sind viele Asylbewerber...“

Der junge Türke ALTUN stürzte sich zu Tode, weil er zu den Folterknechten „heimgeschickt“ werden sollte. Nicht der einzige, der eigenes Sterben vorgog... Begangenes Unrecht ist nicht vergangen. Es kann bekämpft werden, indem man neues Unrecht verhindert. Eine Anzahl schwarzgekleideter Jugendlicher kämpft auch für das TIER. Man trauert um die Leiden der Lebewesen, die mit Krankheiten behaftet werden und an denen man danach Medizinen ausprobiert... Man trauert um die Hennen, die ihr Leben in Behältern zubringen müssen, die nicht größer sind als ihr eigner Umfang – um Eier zu produzieren, an denen die Besitzer der riesenhaften Anlagen Millionen verdienen. Sogar der kosmetischen Branche ist es erlaubt, ihre Mittelchen an Tieren auszuexperimentieren... Auf dem Globus wütet eine Epidemie: die GELDSUCHT. Ihr zuliebe darf was immer begangen werden! Und obendrein predigen die Führer von „beispielgebendem Wachstum“. Was sagen die Gottisten hierzu...?

An einem hübschen kleinen Autobus sah ich in großen Lettern:

„DIESER BUS FÄHRT FÜR JESUS CHRISTUS!“

Seitlich am Wagen sah man einen Affenkopf und die Worte: „Evolution? Nein danke.“ Was sagen sollte, daß das Tier so unentwickelt sei, nicht zu wissen, daß man für einen Menschen fährt, der vor 2000 Jahren lebte. Während aber der Zweibeiner Klarsicht habe! Dessen Klarsicht hat es beispielsweise vollbracht, in der Stadt Berlin 4 Straßen GOETHESTRASSE zu nennen! Es gibt auch 5 Bergstraßen, 3 Lutherstraßen plus 2 Martin-Luther-Straßen, 2 Akazienstraßen, 1 Akazienallee, 1 Akazienweg. Zu schweigen von Bismarck! Nein, es soll nicht verschwiegen werden, daß 5 (fünf) Straßen mit seinem Namen behaftet sind... Außerdem gibt es eine Bismarckallee, einen Bismarckplatz, eine Bismarckbrücke. Vom Kronprinzen soll man wirklich schweigen, denn da weiß man nicht mal, welcher Kronprinz... Faktum ist, daß viele Löckentanten (wie ich den Typ nenne) Seine Hoheit auf den Thron heben möchten – falls sie nicht sogar einer späteren hohen Person nachhängen...

Ein Priester im „Sender Freies Berlin“ erzählt schwärmerisch von Gertrude Stein, deutsch-jüdische Katholikin: die habe sich auf ihren Tod im KZ gefreut, weil er „gottgewollt“ gewesen sei. Dem GOTT schieben sie die schlimmsten Absichten und Ansichten in die Schuhe – will der vielleicht auch den Atomtod der Menschheit...? Volksblatt:

„50 000 Sprengköpfe sind verteilt über die Erde... Es wird durchexerziert, welche Atombasen aktiviert werden müssen, um Millionenstädte des Gegners auszuradieren...“

Hier darf man einen biblischen Propheten nennen, Jesaia, der sagte:

„Und die Völker werden zu Kalk verbrannt werden, wie abgehaune Dornen werden sie im Feuer verzehrt...“

Die Häuptlinge des Staates haben es leicht, weil die Suggestibilität ihrer Untergebenen überaus groß ist: unmittelbar sind sie von grellverküdeten, buntplakatierten Nachrichten überzeugt, sogar sanftmütige Empfehlungen werden beherzigt, wenn sie oft genug wiederholt werden. Die liebliche Zigaretten-Reklame zeigt Prachtmädchen und -jünglinge in wonnigen oder kühnen Landschaften, und einer oder ein paar von ihnen haben ganz nebenbei den Nikotin-Stummel zwischen zwei jungen braunen Fingern. Dazu heißt es dann „Geschmack erleben!“ oder „Neu & Stark jetzt made in Germany“ u. dgl. Ich möchte ein Plakat herstellen, auf dem man in selten schöner Landschaft eine eingroße Zigarette stehen sieht und neben ihr zwei elende Rauherbeine...

Viele Jungmenschen in Berlin kleiden sich nicht, sie verkleiden sich. Sie funkeln aus Knöpfen, Zöpfen, Schuhen, Ohren, Augen! Ist es Lebensfreude? Oder eine gewisse Ratlosigkeit, Nichtwissenwastun...? Aber sie spielen mit sich selber, und das ist schön – solange es nicht vom Kommerz oktroyiert ist, dessen Fantasie und Zudringlichkeit kein Maß mehr kennt. Die Hörapparate etwa, in welche Jugend ihren Kopf spannt. Sonnigen Blicke lauschen sie dem Geplärr, lutschen Kaugummi, haben den Nikotinstengel schon gezückt... Es gibt Blödeleien im Zeitungs- und Plakatwesen, die schwer glaubhaft sind:

„Mark war ein Teen und merkte nicht, daß der blonde Vamp ein Vampir war, bis sie ihn biß...“

„Wir wollen einen Spielplatz!“ – angeschrieben an einer der drei Wände, die bei der Potsdamer Straße einen düsteren Hof umschließen. Geschundene Häuser im (langwährenden) Endstadium. „Soll niemand drin wohnen als Diepgen allein!“ ist ein Graffito, und bei der in die Erde führenden Treppe sagt ein welkes Schild: „Zum Luftschutzkeller“. Alt ist die Stätte. Im Schmutz spielen Kinder mit Schmutz. An der niedrigen Mauer zur Straße heißt es auf einem Plakat: „SPANNUNG, LIEBE, ABENTEUER...“

Ähnliche Endstimmung gibt es in einer düsteren, „Zille-Hof“ genannten Gasse. Trödel ist gestapelt. Gemskopf sitzt neben blassem Königskopf. In Kinderwagen von der behäbigen alten Sorte liegen Bücher bis zum Rand. Ich lese: Molière, „Die gelehrten Frauen“. Modepuppen stehen herum, die noch nicht kokettieren und seilhüpfen können wie die fortgeschrittenen Puppen-Damen im KaDeWe. Hier hängt Hindenburg als Relief, ein Pferdekopf mit geblähten Nüstern thront auf einem Schemel, eine Jungen-Puppe trägt den wilhelminischen Matrosenkragen. Und eine armselige Krokodilshaut hängt an der Mauer herab. Unweit von diesem Zille-Hof (der Ursache hat, Zilles Elegie, nicht seinen Humor zu präsentieren) erblicke ich das feudale Portal des Kempinski-Hotels.

Ich möchte zur Spree. Man vergißt sie heute. Früher war sie Straße und Aufenthaltsstätte. In altem Buch heißt es:

„Auf der Spreeinsel und in Altkölln wohnten unsere ältesten Altvorderen als Kahnbesitzer und Fergen . . . Eine schwimmende Kirche für die Spree-Schiffer liegt im Humboldthafen . . . Berlin ist die Stadt der Kasernen . . . Jede Kaserne hat ihr Kasino . . .“

In dem Buch von Annemarie Lange „Berlin zur Zeit Bebels und Bismarcks“:

„Nach inoffiziellen amtlichen Ermittlungen wurden noch 1898 in Deutschland über 500 000 schulpflichtige Kinder als außerhalb der Fabriken tätig ermittelt. Zugleich ist festgestellt, daß die Kinder vielfach in gesundheitsgefährlichen Betrieben, in späten Abend- und frühen Morgenstunden und bis zu 10 Stunden täglich beschäftigt wurden, ein Großteil davon unter 12 Jahren . . . Und die einzige Partei, die sich ihrer Lage ernsthaft annahm, war durch das Bismarck-Re-

gime außer Recht und Gesetz gestellt.“

Die „guten“ alten Zeiten . . .

An einem Polizeigebäude ist eines der schönen Graffiti angeschrieben: „Weniger Mann ist mehr Mensch.“

1895 hatte man andere Ansichten: „Der männliche Mann ist das Ideal!“ Es wird in dem Buch auch geschildert, wie „der männliche Mann“ aussieht:

„Stattlich an Gliedern und Gelenken, mit großen Händen und Füßen, glänzend-exaktem Scheitel und aufgekämmtem Schnurrbart.“

Und man ahnt in solchen Sätzen 1933:

„Die meisten Familien werfen Verstand, Unschuld, Tugend in die Polterkammer . . . geraten früh in die Hände der Beschnittenen . . .“

Die Behauptung, daß Jesus von Nazareth von Juden gekreuzigt wurde, hat Jahrhunderte hindurch jüdische Leiden veranlaßt. Hitlers Mentalität war kein Novum – sein Tun wurde eines. Doch ohne ein mit biblischem Haß geladenes Volk hätte er dessen Mittäterschaft nicht bekommen.

Ein deftiger Bär hebt ein Kruzifix und trägt einen Dolch im Gürtel – in Spann aus einstiger Festung, der ZITADELLE.

Auf dem Gelände sind alte Kanonen zum Schmuck aufgestellt: „Baujahr 1864“, und stupsnäsige Kanönchen in Blau stehen wie Spielzeug herum. Doch töten konnten sie! In dem „Historischen Gästehaus“ gibt es die „Küchenmeysterey, Speisen wie im Mittelalter“ werden geboten, „Schweinelend-Kreyter gesotten“ und fischt mir dann Petersilie und Teigteilchen aus dem Wasser, das nicht schlecht schmeckt. Es erinnert mich an den kecken Spruch am Eingang:

„Fünf sind eingeladen
Zehn sind gekommen
Gieß Wasser zur Suppe
Heiß alle willkommen!“

Aber man sitzt in einem grandiosen Gewölbe alter Zeiten, wo Stein auf Stein

zu sehen ist, nichts mit Tapete oder Farbe verkleistert, und wo die Räumlichkeit nicht quadratisch ist, sondern unregelmäßig aufs Schönste. In einem Buch von 1805 heißt es:

„Im Juliusturm der Zitadelle liegt der Reichskriegsschatz von 120 Millionen Mark in Gold. Wird nicht gezeigt.“

Bald darauf wird im Zitadellen-Museum NAPOLEON ausgestellt, mit Laufbahn und Zubehör. Ich erfahre, daß „der große Korse“ auf seinem Spaziergang durch Europa „über 600 Bilder, Dokumente, Ausrüstungsgegenstände und Beutestücke hinterließ“. Sein Zweispitz soll in einer der Vitrinen aufbewahrt, eher aufgebahrt, sein. Ich erblicke so viele Zweispitze, daß ich Napoleons eignen nicht ausmachen kann. Doch fällt mir auf, daß die Krieger ihren Zweispitz mit den zwei Spitzen über Nase und Nacken trugen, während Napoleon es vorzog, die Spitzen über den Ohren zu haben. Nach einer Glas-kastenfigur zu urteilen, war er ziemlich korpulent – als Totenmaske ist er schön. Die Knochengestalt ist ausdrucks voller als das irdische Fleisch. Welche Pracht aber die Uniformen jener Zeit besaßen! Hiernach zu urteilen betrachteten sie Kriege als festliche Gelegenheiten. Es waren Kostüme: vorn bis zu den Rippen oval ausgeschnitten, hinten Schlepp bis an die Fersen, und ein Überschwang an Kordeln, Knopfwerk, glitzernden Zieraten. „Imperial-blau“ Tuch und Eichenlaubstickereien“ werden genannt. Welcher Ehrgeiz, aus Töten und Getötetwerden ruhmreiche action zu machen! Doch ist es heute wirklich ganz anders . . .?

Von den zahlreichen illustrativen Texten fällt mir dieser auf:

„Wir haben verordnet und verordnen wie folgt . . . die Seelenlänge der 6-Pfund-Kanone entspricht 17 Rohrdurchmesser . . .“

Kanone mit Seele . . .? Im Duden lese ich wahrhaftig etwas von „Seelenachse in Feuerwaffen“. Ich werde einen Fachmann auf dem Gebiet fragen müssen! Behauptet wird:

„Napoleon reformierte das Rechtswesen, die Finanzen, die Politik, die Justiz. Der einfachste Soldat konnte Marschall werden.“

Man kann aber auch lesen:

„daß Napoleon durch den Besitz der Festung keinen andern Vortheil erlangt hat als den: daß er mehrere hundert Franzosen und Polen auf die Schlachtbank lieferte . . .“

In der sowjetischen Abteilung der Ausstellung liest man Aussprüche von Marx und Lenin spricht:

„Die ganze Geschichte der Befreiungskriege zeigt nur, daß die Befreiung jedes-mal schnell eintrat, wenn der Krieg die befreiten Massen erfaßte.“

Produktive Wut hatte der Kunststil DADA im Berlin der zwanziger Jahre des Jahrhunderts. Er äußerte sich im Wort und im Bild. Im „Gesang der Welt“ des Graphikers George Grosz heißt es:

„Was erfanden sich die Menschen?
Die Guillotine – die Museen
Das Frackhemd – das Panoptikum
Die Kriminalität steigt ...
Die Peripherie biegt sich
vor Lachen – Tausende sterben
ohne den Golfstrom je zu sehen ...“

Es gibt ein Ding, das PANOPTIKUM heißt: in der fünften Etage eines Hauses am Kurfürstendamm. Das Haus hat Zugang zur U-Bahn und beherbergt außerdem allerlei Mief: „Blue Movie Kino, Smoky-Kino, Kristall-Salon, Treffpunkt-Bar Berlin“, und man sieht Reklamebilder mit den üblichen, sparsam bekleideten Jung-Frauen. Ich will aber ins Wachsfiguren-Kabinett hinauf, vielleicht bietet es morbiden Witz.

Man glaubt: da steht einer! Es ist Elvis Presley als Puppen-Jüngling. Es folgen Maria Callas und Sepp Herberger, also Größen verschiedener Lager werden geboten. Drüben steht auf einem Schild: BITTE RUHE!, obzwar nichts als Ruhe herrscht: eine errechnete Unheimlichkeit. Marlene Dietrich sitzt mit untergeschlagenen Beinen da; Heinrich Zille hat ein Skizzenbuch auf den Knien und eine weinende Kleine neben sich. Grete Beier hieß eine Mörderin, erfahre ich, und war in Berlin tätig. Sie wurde 1908 hingerichtet. Hier lächelt sie strahlend und wirkt hausmütterlich. Ein Mensch tritt durch die halboffne Tür, spukhaft, er hat einen Totenkopf. Opfer der Grete Beier ...?

Himmel! Haarmann ...! Gräßliche Kindheitserinnerung, da ich in Hannover Kind war. Er steht in seiner Küche und macht ein – die Ermordeten. Reis und Gries gibts in Dosen. Ob er lieber Menschen als Tiere speiste? Aber erstere hat er hauptsächlich als Konserven verkauft. Man muß ja leben! „Schenk mir doch ein kleines bißchen Liebe Liebe ...“ wird wo gesungen. Ganz still ist es nicht mehr im Panoptikum. Manche Puppen lachen oder seufzen wirklich. Und in einem Salon des Jahrhundertbeginns sitzen Raubmörder im Schaukelstuhl oder haben Sofakissen gemütlich im Rücken. Franz Liszt hat die Finger auf Pianotasten – sogar Adenauer ist anwesend. Bühntheiten mehrerer Nationen sind vertreten: Anthony Eden, Attlee, Mao Tse-tung, Molotow, Stalin ... zaristische Russen, skandinavische Könige, kirchliche Autoritäten wie Papst Pius X. mit Zubehör: weißes Kleid und Käppchen.

Es beginnt die Kopf-Galerie, wo jedermann eine Schublade, vorn offen, zugeckt bekam. Anwesend sind: Negri der Haarmensch, Indianide, Sulamide, Hottentotte. Der Haarmensch hat eine Art Tierschnauze, der Negrito-Asiat lernt Vokabeln, und dort ist „Dreyfus, französischer Offizier 1859-1935“. Friedrich der Große sieht schwindsüchtig aus, und an der Decke hängt das erste Flugzeug, an das sich ein Mensch klammert – man ist vielseitig in diesem Schau-Haus.

Ziemlich gewieft sind die Schauer-Szenen, weil (maschinelles) Wimmern, Stöhnen, Schreien die Vorgänge begleitet. Mir ist es angenehm, daß ein paar Schüler plappernd und lachend herumlaufen. Die Puppen schauen sie sich nur flüchtig an, als hätten sie Interessanteres erwartet. Vielleicht lebende Menschen am Pranger und auf dem Streckbett, wo ein Folterknecht hantiert?

Die Kinder sind bald weg, und ich bin mit der „Eisernen Jungfrau“ allein. Das ist ein Gestell mit Eisenspitzen innen, die blutig gefärbt sind. So wurden Ehebrecherinnen bestraft – drinnen steht auch eine! Und gräßlich klar wird einem, daß es sich im Wachsfiguren-Kabinett nicht um *Märchen* handelt! Die Zimmerfolge kommt mir endlos vor, ich will raus, ich suche den Ausgang, aber es kommen nur neue Räume ... Ein sterbender Krieger wälzt seinen Kopf unablässig hin und her, seine Brust hebt sich und senkt sich dazu. Eine Zigeunerin steht da, hält ihr kleines Kind und blickt wild um sich, nach links, nach rechts, ohne damit aufzuhören ... Fontane aber steht still, einsam und etwas verweint in seinem Glashaus. Ich suche das Ende der Show, aber das Etablissement ist ohne Ende, wie es wirkt – auch Beitrag zum Grausen. Endlich entdecke ich einen Aufzug! Nun überfällt mich aber das echte Gruseln: ich habe auf einen zu tief liegenden Knopf gedrückt und gelangt in eine weite, auch end- und lautlose Garage. Kein Auto, keine Menschen, kein Laut, elektrische Beleuchtung in dem gigantischen Keller. Ich kriege richtige Angst und fange an zu laufen – irgendwo muß doch ein Ausgang ... Da sehe ich in gewisser Entfernung ein regelrechtes Auto und zwei Personen, ich werde froh, renne hin, frage, ob sie mich auf die Straße mitnehmen? Nein, sagt die junge Dame, und ihr Partner sagt gar nichts. Drüben ist doch ein Ausgang! sagt sie dann. Ja, nicht „Ausfahrt“, sondern „Ausgang“ steht endlich da! Und ich komme über Treppen und Gänge – hinaus!

Weil „Platz der Luftbrücke“ mich neugierig macht, steige ich dort aus der U-Bahn. Ein großer weißer starrer Halbbogen aus Stein in kleiner Anlage bietet sich. Ich lese: „Sie gaben ihr Leben für die Freiheit Berlins im Dienste der Luftbrücke.“

So wurden also die bisherigen Gegner Freunde? Die Engländer und Amerikaner brachten den Deutschen Lebensmittel und Bedarfsartikel mit Flugzeug. An der Einfassung des Rasens unter dem Steinbogen stehen Namen und Militärbezeichnungen der Flieger:

„1 st. LTW. F. Wurgel
1 st. LTL. T. Hargis
P.F.C. R.E. Stone etc.“

Ein Ehepaar auf einer Bank der Anlage ist mitteilsam, der Mann ist es. Er findet zum Beispiel, daß F. J. Strauß der einzig-wahre Kanzler der Bundesrepublik wäre, nur leider zu alt. Und „diese Weiber mit Kopftüchern, die herumlaufen – abscheulich!“ Ich sage dem Mann, daß sie von zuhause wegmußten, weil sie eine ihnen feindlich gesinnte Regierung haben. Der Mann, laut und wütend: „Geht *uns* das was an!“ Ich frage wegen der Luftbrücke. „Jawohl! 72 alliierte Flieger versorgten uns 11 Monate mit Essen, das die Russen uns weggenommen haben, und Marshall zahlte uns Milliarden! So sind wir die zweitgrößte Handelsnation und drittgrößte Industriennation der Welt geworden!“ Ich denke, man müßte dem Mann sagen, daß die Nazi-Truppen den Russen das Essen und das Leben weggenommen haben – 21 Millionen von ihnen sind, durch den Angriff und beim Abzug, in der UdSSR ermordet worden ... Ich gebe es auf, mit dem Mann zu sprechen. Goethe soll sprechen:

„Den Bösen sind sie los
die Bösen sind geblieben.“

Bestätigung durch eine Notiz im SPIEGEL:

„27. Oktober 1986. Letzten Dienstag wurden in Berlin die Ermittlungen gegen den Volksgerichtshof der Nazis endgültig eingestellt. Damit steht fest, daß alle 5 243 Todesurteile, die Hitlers Mordinstanzen gefällt haben, ungesühnt bleiben...“

Und da das Volk der BRD und die übrige Presse nicht protestieren, ist Goethes Wort zutreffend.

Ich denke an mein Lieblingshaus auf der Potsdamer Straße, dessen junge Bewohner auf einem ausgehängten Plakat sagen: „Stillegung der herrschenden Klasse!“

Und ein mächtiges rotes Band hängt vom 4. bis zum 1. Stockwerk herab und ist beschriftet mit dem Text:

„Deutsches Geld trägt das Rassisten-Regime in Südafrika: AEG, AGFA, BAYER, BANK-ENGAGEMENT, BERLINER BANK, BORSIG, BOSCH, CONTINENTAL, DAIMLER-BENZ, DEUTSCHE BANK, BUNDES BANK, HENKEL, SCHWARZKOPF, KLÖCKNER, KRAUSS-MAFFEI, KRUPP, LUFTHANSA, DEUTZ, MANNESMANN, RUHRKOHLE, OSRAM, PREUSSAG, SCHERING, SEITZ, SIEMENS...“ und noch einige, die ich nicht lesen kann von meinem Platz aus.

Auch gegen den mächtigen Steinkubus in der Nähe, auf der Pallas-Straße, wird protestiert, weil er Kriegsbunker werden soll, was er offenbar schon mal war, aber da gab es noch keine Atombomben, die ihn in die Luft gewirbelt hätten! „Schutz-Illusion!“ sagen die Protestierenden, „Abrüstung schützt besser und kostet weniger, die Aufrüstung des Bunkers aber 10 Millionen!“ Es wird behauptet, im „Ernstfall“ könne er 4500 Menschen in seinen Schutz nehmen. Und die übrigen Hunderttausend...? Ein in der Nähe mehrere Male angeklebter Aufruf:

„Wer schützt uns vor dem Wahnwitz des Senats?
Wehren wir uns! Wir treffen uns am...“

Man kann die Aussprecher der Wahrheit töten – nicht aber die Wahrheit.

„Gemeine Götterblume“ heißt eine Pflanze auf dem Gelände des wunderschönen Botanischen Gartens. Und da ist die „Korallenpyramide“, dort das „Wandelröschen“ aus Paraguay, der „Duftende Schneeball“ aus China. Ich überlege, ob ich die Pflanzen oder ihre Namen mehr liebe... Aber hier: „Partygirl“ und „Partyfriend“! Der Amerikanismus ist über uns: vergifte nicht nur die Politik, auch die Poesie, ergattert nicht nur Geld, auch die Götterblume... Goethe hat auch für das zwanzigste Jahrhundert gesprochen:

„Es wechselt Paradieses-Helle
mit tiefer schauervoller Nacht...“

Mich tröstet die „Scabiosa caucasia“ und daß die „Augustschneekuppel“ noch im September weiß blüht. „Treurosa Königin“ oder „Cleone“ heißt eine zottige Blume mit bewachsenem Stengel, der eher ein kleiner Stamm ist. Doch obenauf blüht sie weiß oder rosa. „Schönheitskönigin“ klingt abgeklappert, aber „Blaukönigin“ für eine Blaublühende ist reizvoll. Schon wieder: „Mini-Star-yellow“! Wo doch „Kleiner Gelbstern“ so schön wäre... Manche Blume ist welk noch edel – wie die „Telekia“ aus dem Kaukasus mit ihren vielen Bronzeköpfchen. Dort flattert der Falter Pfauenauge! Seine Gestalt und sein Name passen vollendet hierher. „Wilde Karde“, „Südliche Weinrose“, „Dünnblättrige Sammetblume“ – ich erfahre wiederum mit Entzücken, daß das bloße einzelne Wort schon Gedicht sein kann. Der Baum „Taxodium distichum“ verbreitet sich kaum mehr, ist zu lesen. Er tat es intensiv in der Tertiärperiode der Erde. Der einsame Abkömmling hier hat keine Äste, nur feine Zweige, die waagerecht dem Stamm entwachsen. Ich denke oft: der BAUM übertrifft übrige Pflanzen an Kraft und Grandezza, als Botanikerin würde ich mich ihm widmen. Ich sehe die Provence-Rose, den Permanenten Heliotrop, die Nigella Damascena, den Kürbis der Tarahumara-Indianer... An einem Stein ist zu lesen:

„Dem Entdecker der Geheimnisse der Natur
im Baum und in der Befruchtung:
Christian Konrad Sprengel 1750 – 1815“

Der Botanische Garten ist außerhalb seiner Beete und offiziellen Gebiete eine Landschaft mit Gewässer und wilder, einheimischer Vegetation. Hier sollten die gefangenen Tiere des „ZOO“ weiden und weilen dürfen. Das Tier gehört nicht in eine Kammer – es soll wohnen und sich tummeln können auf der Erde, im Gebüsch, in der Luft! Wir sind seine Besitzer *nicht*. Die Gewächshäuser ragen palastartig. Im Tropengewächshaus ist tropisches Klima erzeugt worden. Gewaltiges mächtiges Wachstum stößt bis an die hochliegende Glasdecke. Die Bäume haben Bärte, auf den Teichen wachsen Wiesen, breiten sich Landschaften aus. Radgroße grüne Teller liegen hier auf dem Wasser – ein solcher verwundeter Teller lag beim Eingang auf dem Steinboden, mit Stacheln besetzt, wohl die Rückseite eines grünen Tellers.

In der schönsten Kirche, die ich kennen, dem KÖLNER DOM, sollten Lobpreisungen an die NATUR gesprochen werden – an der Stelle von Kruzifix sollte ein BAUM stehen! Noch dazu ist der MENSCH selber Teil der Natur – sein überaus sinnvoll geformter Körper gehorcht den Gesetzen der Natur! Der Mensch ist deshalb von Natur aus genial! Was steht auf dem Schild bei den grünen Tellern der Riesen?

BITTE KEINE MÜNZEN AUF DIE BLÄTTER WERFEN! Der Mensch genial...? Ich muß mich revidieren, muß sogar ein Nazi-Wort benutzen: der Mensch von heute ist ent-artet... untergegangen in den ausgelaugten Klischees unbegrenzter Dummheit. Ihre Groschen spendieren sie grandiosen Naturgebilden, damit sie selber „Glück“ haben – und was sie erst unter GLÜCK verstehen...!

Im nächsten Glaspalast, der nicht tropische Vegetation bietet, blüht es europäisch. Und hier steht die größte Palme, die mir vorstellbar ist – nicht

nur in Höhe, auch in Breite ihres Hauptes. Sie nennt sich: Kanarische Dattelpalme.

In der PHILHARMONIE findet ein sowjetrussisches Konzert statt. Drei Werke werden geboten – darunter eine Uraufführung, die Auftragswerk der Berliner Festwochen ist: die Komposition einer Frau: Sofia Gubaidulina. Sie schrieb eine Symphonie in 12 Sätzen: „Stimmen . . . verstummen“. Die Komponistin ist anwesend; der ihr gespendete Beifall (der Beifall dieses Westberliner Konzertabends überhaupt) ist sehr stark und anhaltend. Die schlanke und schöne Komponistin verbeugt sich immer wieder, ihr dunkler Haarschopf fliegt! Der Dirigent ist Gennadi Roshdestwenski vom Staatlichen Symphonie-Orchester Moskau. Seinetwegen höre ich dieses Konzert nicht nur – ich sehe es auch. Man spielt außer dem Werk der Sofia Gubaidulina: „Fantasie nach Lenin“ von Georgi Dimitrijew und die Symphonie Nr. 10 in e-moll von Schostakowitsch. Die Bewegungen des Dirigenten gehören fast zur Tanzkunst, merke ich bald: es arbeiten Arme, Ellbogen, Fingergelenke, Fingerspitzen; es arbeitet der Rumpf. Mir wird klarer denn je: ein Dirigent muß die Musik ver-körpern! Roshdestwenskis Gliedmaßen fauchen und jubeln, fassen die verschiedenartigen Instrumente zur EINHEIT zusammen. Jetzt hat er sein Stöckchen beiseite gelegt und modelliert die Töne mit den Fingern. Ganz sacht werden die Streichinstrumente, das Blattumschlagen geschieht mit größter Vorsicht und macht doch TON aus – jetzt das Niesen oder Husten eines Musikers wäre vernichtend, nehme ich an. Ich glaube, die Linke des Dirigenten leitet den Klang, die Rechte das Tempo. Wundervoll klar wird mir: auch visuell ist Musik existent. Wahrnehmbar ist einmal, daß Leitung und Geleitete ein prachtvolle Einheit ergeben können.

Ich suche das Haus Kaiser-Wilhelm-Straße 46, wo Karl Liebknecht gewohnt haben soll. Es sind da nur ganz neue Häuser, hier kann es nicht sein. Ich gehe aber durchs Tor auf den Hof, der licht und frisch ist wie ein Garten. In der Mitte ein Birnbaum mit reifen Früchten. Ich nehme eine gefallene Birne auf – ich denke an Karl Liebknecht. Er muß den Baum hier gekannt haben, seine Früchte gegessen . . .

Plötzensee. „Den Opfern der Hitler-Diktatur 1933-1945.“ In einem Raum mit vielen Blumen in Vasen hängen an einer hochangebrachten Eisenstange fünf Schlingen. Und eine Vorrichtung mit Fallbeil rechts. Hier wurde gehängt und geköpft. Man liest, daß tüchtigen PGs die Ehre zuteil wurde, den Hinrichtungen beizuwohnen. „Dunkler Anzug wird empfohlen.“ Diese allgemeine Konvention der Trauer macht die Ermordung zum unfaßbaren, hohnstarrenden Witz . . . Auch waren die Geladenen zur Geheimhaltung der Geschehnisse verpflichtet. Hitler wünschte, daß Filmaufnahmen gemacht wurden, die er sich dann anschauen konnte, aber – so teilt die Informationsbroschüre mit – „nach den ersten Hinrichtungen weigerten sich die Kameraleute geschlossen, dieses grausige Schauspiel weiterhin aufzunehmen“. Es gab einige Menschen, denen Bedenken kamen. Doch die umfassende Einstellung des nazistischen Deutschlands ähnelt der von Göring 1933 geäußerten:

„Meine Maßnahmen, die werden nicht angekränkt werden durch irgendwelche juristischen Bedenken . . . Hier habe ich keine Gerechtigkeit zu üben, hier habe ich nur zu vernichten und auszurotten, weiter nichts.“

Die Broschüre der Gedenkstätte teilt mit:

„Bis in die letzten Kampftage hinein war in Plötzensee der Henker am Werk. Am 25. April 1945 drangen sowjetische Truppen in das Zuchthaus ein. Auch dieser Tag forderte noch Opfer, da die SS auf befreite Häftlinge schoß.“

In dem andern Raum auf Plötzensee hängt das Gnadengesuch einer zum Tode verurteilten Frau. Sie spricht:

„Unterzeichnete möchte auf diesem Weg um Gnade bitten. Ich habe immer Gutes getan, mein Leben lang war ich ein fleißiger und ordentlicher Mensch . . .“

Keiner in Berlin West kann das Wort MAUER unbefangen aussprechen. Es ist Begriff geworden, es gibt gleichsam nur eine Mauer . . . Da stehen sie auf dem hohen Holzgestell und glotzen gierig nach „drüber“. Deutlich, daß die Touristen was Sensationelles erwarten, erblicken möchten. Und sehen doch nur gewöhnliche Häuser und wohl auch Straßen. Niemand von den Glotzern sieht sich die Beschriftung und Bemalung an der Mauer selbst an, liest die Worte von Georg Eiser: „Nur das gemeinsame Handeln aller Antifaschisten gegen den Neonazismus sichert Demokratie und Frieden.“

In den Stein geprägt sind viele expressive Malereien, Tiermenschen und Menschentiere, „painted by C. Bouchet 1985“. Oder es steht da: „Andreas, ich liebe dich!“ Allerdings auch dümmliche Angriffe wie „Workerparadise!“ Über eine Gesellschaft, wo nicht Millionen Arbeitslose ihr Leben so öde finden, daß sie beginnen, kriminell zu arbeiten. Wo nicht viele alte und junge Menschen auf dem Pflaster hocken und die Hand aufhalten. Nie sah ich eine europäische Stadt mit so vielen humpelnden und karrenden Invaliden. Andererseits stimmen solcherlei Mitteilungen: „steigende Kauftätigkeit, Behagen am Einkauf extrem-teurer Luxusartikel, steigende Spielsucht, verbrecherische Machenschaften hochstehender Persönlichkeiten.“

DIE SCHAUBÜHNE hat sich durch raffinierte Akrobatik bei der Allgemeinheit beliebt gemacht und – künstlerisch disqualifiziert. Was liegt denn auch heutigen Theater-Direktionen der Geld-Welt an KULTUR! Das ist doch kindlicher Idealismus, fromme Dummheit. Die Intendanten wollen SUCCESS, und der wird nicht mit KUNST erreicht. In Ostrowskis „Heißer Liebe“ turnen die Schauspieler gekonnt, längeres Training muß vorausgegangen sein. Ganz egal, was man spielt – ein Stück ist nur Vorwand fürs Spiel, und freche Anspielungen auf DIE MAUER kriegt man überall hinein. Ist es nicht phänomenal, auf der Bühne das Meer überzeugend darzubringen! und wie es knallt, blitzt, stürmt und der Bug eines Schiffes fast die ganze Spielfläche einnimmt! Wie die Kerle dann aufwärts turnen, einander heben, schmeißen, huckepack nehmen! Weg mit der KUNST! hoch das KUNSTSTÜCK! Lieber als der geschäftstüchtige Schauspielplatz „Schaubühne“ ist mir Spandaus KULTURHAUS, wo man sich redlich um Kultur bemüht, wo oft Künstler aus der traurigen Dritten Welt sich existent erweisen dürfen. Es wechseln

Ausstellungen Bildender Kunst mit Musik- und Film-Darbietungen von stets ernsthaftem Ehrgeiz. Manchmal wirken mehrere Kunstarten gemeinsam, wie jetzt, da es um das Thema Franz Liszt geht, der vor 175 Jahren geboren wurde und vor 100 Jahren starb. Der Chilene Fernando Urrejola stellt Malerei und Graphik aus. Die Musik wird von Musikern mehrerer Länder gebracht. Zwei der Musikerinnen sind aus Japan, ein Musiker ist aus Polen, einer aus Peru, und Jasmina Samssuli ist griechisch-nigerianischer Herkunft. Natürlich sind auch einige in Bonn, Düsseldorf, Berlin geboren. Man spielt jetzt vor allem Liszt, aber auch Mozart, Beethoven, Chopin, Mussorgski und andere. Die Wortkunst betreffend, so äußert sich Martin Rammensee im Programmheft:

„Zwischen Sehen und Hören:
Hände auf dem Holz, die Finger auf den Saiten,
der wiedergefundene Vogelruf der ersten Flöten.
Das Rauschen des Schilfrohrs, der Schrei der Gänse,
das Poltern des Herzschlags . . .“

Und zur gleichen Zeit hat der Schatten unseres Erdballs dort oben begonnen, den sanften Mond zu verfinstern, langsam doch unaufhaltsam . . .

NAUM GABO in der „Akademie der Künste“. Das ist schwebende und klare Schönheit, fern von Gefälligkeit. Ein kubistischer Bildhauer, nein: Bildformer. Denn mit Steinen, die zum Bild gehauen werden müssen, hat er viel weniger zu tun als mit Metallen, Drähten, Federn, Garnen und anderen unerwarteten Materien. 1890 in Rußland geboren, ist Naum Gabo durch die Länder gefahren. Von 1922 bis 1932 lebte er in Berlin. Die Größe dieses Künstlers begriff die Öffentlichkeit erst nach seinem Leben – wie allzu oft geschieht!

Diese Bildnerei strebt nach „realistischem Konstruktivismus“ – doch nicht jede Realität liegt obenauf und ist mit Tagesgeschehen verwandt. Es gibt in den Tiefen von Sein und Geschehen eine extreme WIRKLICHKEIT.

Naum Gabo: „Was immer die Kunst berührt, wird wirklich.“ Hier hat KUNST Hochbegriff zu sein – und sie ist es. Wie gefährlich aber Wirklichkeit, genauer: Praktik der Kunst werden kann, zeigt hier ein weltallhaftes, überzartes Gebilde, das von einem kunsttötendem Aluminiumgestell gehalten wird. Ich beklage diesen faux pas innerhalb der makellosen Umgebung. Die meisten der schwebenden oder balancierenden Gestaltungen halten sich aus eigener Kraft, der Kraft, die Gabo ihnen verlieh. Stets neu ergeben sich Linien, Öffnungen, Wölbungen, die gemeinsam den Reiz ausmachen, und jede Sicht ergibt ein anderes Bild. Man lernt von Naum Gabo, daß WIRKLICHKEIT umfangreicher ist, als angenommen wird. Auch Technik kann hier ästhetische Werte haben.

An der Wand der „Stabi“, der Staatsbibliothek, Stätte, die konzentriert und vielfältig zugleich ist, wo es still und lebendig ist, äußert sich einer über FREIHEIT:

„La liberté de Berlin c'est aussi la nôtre.“
Valery Giscard d'Estaing. 29. Oktober 1979.

Man kann sich Freiheiten nehmen, die einem nicht zustehen: etwa chemische Waffen herstellen und sie mit dem Nachbarn teilen. Gegen die Sorte „Freiheit“ lasse ich Goethe wüten:

„Staub soll er fressen und mit Lust
wie meine Muhme, die berühmte Schlange“

Hieraufhin kann man mit der QUEEN auffahren, ihren Tattoo Troops, die jetzt die „Deutschlandhalle“ anfüllen; wo sich, nach dem Programmblatt, „keine Parade, sondern hervorragendes militärisches Können“ abspielt. Die „hier stationierten Streitkräfte Ihrer Majestät“ laden die Berliner ein, ihre herrlich-unmodernen gekleideten Soldaten turnen, springen, reiten zu sehen. Aber durch die unleidliche Marschmusik werden die malerischen Tänze und Reigen degradiert. Bald wird auch geknallt, daß man zusammenfährt – dann raucht und siedet es geradezu fachentsprechend. Gepflegte Rappen und Schimmel tänzeln, werden auch wild geritten, wiehern und scharren auf Befehl. Polizeihunde erklettern Leitern, schlüpfen durch brennende Reifen, und das allgemeine Tempo nimmt derartig zu, daß man Applaus und Kapelle nicht mehr voneinander trennen kann. Aber das festliche Bunt von Männern und Rossen, die ausgezeichnete Choreographie kann mich – wegen der extrem strammen Musik – nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich um eine Verherrlichung des dem Kriege dienenden Personals handelt. Daß diese „Gardisten in roten Waffenröcken und Bärenfellmützen“, wie erläutert wird, sich auch nuklear betätigen, falls befohlen . . .

Ich spaziere durch den Dreifaltigkeits-Kirchhof. Eine hohe, grün-patinierte Engelin steht vor gegilbtem Baumlaub. (Die sog. Engel, meine ich, sind Frauen, die Flügel erhalten haben als Ersatz für Leben.) Der „ehrengeachteten Jungfrau“ Hilaria Natterer wird gedacht. Willi Rosenwirth lebte von 1878 bis 1958. Alfred Schüpfel, „vermißt in Rußland seit Juni 1944“. Da heißen Gestorbene: Rabl, Guggemor, Knöpfle, Förstl – ich überlege öfters, wie es zu den Familiennamen ohne Zahl gekommen ist? Wann? weshalb? wer verlieh ihnen die Namen? oder waren sie selbst gewählt? Aber dann hätte man sich doch nicht HENKER genannt, wie ich neulich an einem Haus als Namen einer Familie las. Nun ja, es war ein ehrenwerter Beruf – und ist es wohl weiterhin . . .

Ich mag nur Friedhöfe ansehen, deren Tote im vorigen Jahrhundert geboren sind. Die der ZEIT gleichgeschalteten Fried-Höfe sind von zweckbestimmter Dürftigkeit, mit Verkaufsbuden, Imbißstuben. In Alt-Mariendorf setzt sich ein wunderschöner Vogel auf Elsbeth Hübners Denkstein. Elsbeth hieß vor Herrn Hübner: Lichtfus. Elsbeth Lichtfus, Vogel Lichtfus – ihr seid schön zusammen! Ich lese, daß Gerhard Grawunder 1943 im Krieg fiel, er war 25 Jahre . . . Ich denke an Jüngling Grawunder und lese mit den Augen „Ruhestätte Ziege“, was mir ein paar Sekunden später bewußt wird. Ach, Vogel Lichtfus – Ruhestätte Ziege – Jüngling Grawunder – Zufall dichtet . . . Über das Grabmal eines „Ober-Konsistorial-Rath Silberschlag“ lese ich, daß er sich hat ein „Grabmahl anfertigen lassen“, welches ihn vorstellt, wie er am Tage der Auferstehung den Stein, der ihn bedeckt, abwälzt.

Erläutert wird in dem Buch: „Gott bewahre alle Menschenkinder vor einer so mühsamen Auferstehung.“ „In terra pax“ steht wo – aber wenn Herr Silberschlag nicht in der Erde bleiben wollte, ist dort kein Friede! Er wollte wohl in den Himmel hinauf, deswegen wälzte er den Stein weg.

Hinter der den Friedhof eingrenzenden Mauer sieht man Hinterhöfe, die jene berlinische Stimmung geladener Verlassenheit ausatmen.

Die Grenze selbst besteht aus stattlich gewesenen Kapellen mit Säulen, Portalen und riesenhaften Engeln. Aber diese „Eingänge“ führen nirgendshin, sind bloß Fassaden vornehmer Gräber, vorgegebene Entrees, verziert von Spinnen-Netzen und von Sätzen wie:

„Selig sind die Todten
die in dem Herrn sterben.“

„David Kalisch, Schriftsteller, 1820–1872“ – wollte er mit 52 Jahren sterben, weil er nicht berühmt wurde wie andere? Wo liegt sein Werk? ich möchte es lesen. Ein Eberhard starb 1942 „den Fliegertod“. Die Familie Katsch hat einen umgitterten Park als „Erbegräbniß“. Darin die Skulptur eines bärtigen Pilgers, der für die Familie Katsch betet. Ich suche die Gräber der Brüder Grimm, die hier liegen sollen. Ich lese: Riske, Ruhland, Loewe, Geißler und viele namens Bier. Else Engel, Gustav Kirchhof – das ist Anpassung! Wieder Skulptur eines jungen Mannes mit gesenktem Kopf. Soll sie Xaver Scharwenke selbst darstellen, der mit 34 Jahren starb und das nun betrauert? Hier liegen sie!

Jacob Grimm 1785 – 1863
Wilhelm Grimm 1786 – 1858

Weitere Männer Grimm neben ihnen in grader Reihe mit öden, gewiß nicht jener Zeit entstammenden Grabsteinen. Vermutlich sind es nur Gedenksteine mit ihren Daten versehen, nach ihrem Sterben errichtet. Keine Vögel sitzen hier, der ewige Efeu kriecht hartnäckig, gibt aber bescheidenen Fuchsien etwas Platz. Wieder ein ganzes Gehöft für die Familie Adolph von Hansemann. Bänke, Statuen, ein pompöser Sarkophag in der Mitte. Auch ein „preußischer Finanzminister“ ruht seitlich, aber wegen schimmiger Patina ist sein Relief-Porträt nicht mehr erkennbar. Ernst Langheinrich hat eine fein-ziselierte rostige Tür an seinem besäulten Häuschen. Ich setze mich auf eine Bank bei einer Kastanie. Bald wird sie, denke ich, ihre reifen Früchte auf nahe Gräber werfen.

Der Nigerianer David Osevwe hat seine Wachsbatik-Kunstwerke in dem unternehmungslustigen Spandauer Kulturhaus ausgestellt. Seine Kompositionen entspringen einer Mischung aus Naivität und Nachdenklichkeit. Die schwer erarbeiteten Stoffbilder des David Osevwe zeigen die Farbsensibilität, die die schwarze Rasse auszeichnet. Man sieht sie auch ihrer Kleidung an. Jedes Werk des Nigerianers hat seine eigne Skala, etwa: gelb-orange, organe-rot, blau-violett, grau-lila. Nirgends ein beliebiges Zusammenwerfen von Farben, das – außer bei Kindern – selten stimmt. Allenfalls ist der Über-

gang ins Kunstgewerbe ein Weg, den ich bedauern würde – Osevwe Farbzärtlichkeit würde Kleiderstoffen dienen. Doch warum nicht?

Ich gehe die LINDEN entlang. Das Buch von Dietercici erzählt:

„Die Linden, welche nach dem Brandenburger Thore führen, sind der schönste Spatziergang in Berlin. Die ganze Länge derselben beträgt 249 Ruthen, die Breite vierzehn Ruthen. Es sich sechs Reihen Bäume. Die Kurfürstin Dorothea hat zu dieser Allee im Jahre 1680 die erste Linde mit eigner Hand gepflanzt . . .“

Die bekanntesten Gewerbe des endenden 18. Jahrhunderts werden auf zwei Buchseiten aufgezählt, auch deren Anzahl. Ich nenne:

Ackersleute 100
Branntweinbrenner 53
Goldschläger 13
Kunstpfeifer 148
Tagelöhner 3231
.....

Perrückenmacher 234
Garköche 181
Jüdische Butterhändler 24
39 Doctores der Medicin
17 Präsidenten
66 Prediger

Bei respektablen Berufen wurde also die Anzahl vorangestellt. Warum? Auch gab es „Materialisten 320“ im einstigen Berlin. Was für ein Gewerbe mag hiermit gemeint sein? Werdende Kapitalisten oder, im Gegenteil: mit schwerem Material Arbeitende? Wissenswert ist des weiteren, weshalb bei Butterhändler „jüdisch“ steht, wo doch von „christlich“ nirgends die Rede ist. Die uralte Getoisisierung einer Volksminorität, üblicher und gehässiger Ausschluß einer ewig-biblischen Gruppe . . .

In dem Buch von Hans Ebeling „Die Reise in die Vergangenheit“ gibt es ein sehr tragisches Bild der Wirklichkeit vor 50 Jahren: Eine Schulklasse. Man sieht die erste Reihe der etwa zehnjährigen Schüler vor der schwarzen Tafel sitzen. Der Lehrer steht seitlich der Tafel, wohlwollend-aufmerksam. Ein Schüler steht vor der Tafel und weist mit dem Rohrstock auf den angeschriebenen Text:

„Der Jude ist unser größter Feind!
Hütet euch vor dem Juden!“

Der sogenannte „Judenstern“ ist kräftig, wenn nicht heftig oben auf die Tafel gezeichnet. Das Entsetzlichste aber – für jeden menschlich denkenden Menschen – sind zwei Mitschüler, die mit tief-gesenkten Köpfen und zusammengeknüpften Händen seitlich der Tafel stehen. Es gibt schrecklichere Bilder jener Bestialität, doch keine schmerzhafteren . . .

Am S-Bahnhof Savigny-Platz ist der WELTBAUM II (wo der erste ist, weiß ich nicht) auf die rauhe Mauer gemalt und neulich vollendet worden. Der graubläuliche Stamm streckt sein grau-bläuliches Geäst weit in die Horizontale der Mauer und trägt menschliche Wesen in sich, von denen die meisten verzweifelt, irre oder schon hingeschieden wirken; offene Rachen, Gebiß, das nicht zuzubeißen vermag . . . durchschlängelt von einer würgenden Schlange, wehmütige Mütter mit Kindern – machtlos . . .

Die Zeitung „taz“ schreibt:

„Wenn Ben Wargin etwas geschaffen hat, dann ist die Versammlung unserer Minderwertigkeit im Weltmaßstab das einzig Wahre.“

Auch künstlerisch wäre der **WELTBAUM** ein wichtiges und richtiges Werk, wenn es nicht einen fatalen Antiklimax gäbe: das gewaltige Gemälde des Baumes wird von einer langen, waagerechten Reihe kleiner Bilder und Sprüche in Rahmen überquert. Das verdirbt die gewaltige, lebendige, die Mauer füllende Komposition des Baumes vollständig. Nur der Baum, der Bild genug bietet, gehört hierher, die rauen Steine der Mauer, die Verwesungs-Dezernenz der Malerei sagen ein Maximum. Die bunten Quadrate der gerahmten Bilder (obwohl sie an sich gut sind) ruinieren das Ganze sinngemäß und kunstgemäß. Hinzu kommen auch noch die eingerahmten Texte, die noch überflüssiger sind als die Bilder, weil sie zu wenig sagen – bis auf zwei, die ich nenne:

„Was sind das für Zeiten/wo ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist/weil es ein Schweigen über so viele Untaten/einschließt“
BERTOLT BRECHT

„Man kann mit Politik keine Kultur machen/aber vielleicht mit Kultur Politik“
THEODOR HEUSS

Brechts Wort verbleibt gewaltig und geistvoll. Das Wort von Heuss würde – wenn befolgt – die Lösung für unsern Weltbaum zum Inhalt haben. Denn **KULTUR** birgt die **SCHÖNHEIT** und die **HUMANITÄT**, die unser faktisches, praktisches Leben, auch **POLITIK** genannt, nötig hat, um friedfertig weiterzubestehen. Geschieht jedoch das konkrete politische Verwalten und Verhalten ohne Kultur, also inhuman und ohne die ästhetischen Spannungen auf vielen positiven Gebieten, dann – werden destruktive „Spannungen“ aktuell, dann wird die Epidemie Geldsucht superaktiv – und auf diese Weise muß der, von verbrecherischen Elementen geplante ABCW-Krieg seinen Todeslauf beginnen. Also: der atomare, biologische, chemische, weltallzugehörige Totalkrieg. Er wird den **ERDBALL**, den wir als Eigentum der Menschen betrachten, obzwär er der majestatischen, allumfassenden **NATUR** angehört, dieser Freund der Sonne, er würde ihrem Gesicht entgleiten und – ins All stürzend – fallen fallen fallen fallen . . . Gebete sind ineffektiv, wie jeder inzwischen erfahren haben muß. Doch jene, die beten, weil sie es nicht bleiben lassen können, sie mögen zur **SONNE** beten – NOCH sieht sie uns!

Christoph Kaiser Kunst vom laufenden Band

Die darstellende Kunst im Zeitalter ihrer privat-individuellen Speicherung

Es ist schon merkwürdig: In der ganzen Diskussion um die neuen Medien ist gerade diejenige Neuerung, die schon die weiteste Verbreitung gefunden hat, im Hintergrund geblieben: der Heimvideorekorder.

Nimmt man ein überschaubares Gebiet wie Westberlin, so ergibt eine gründliche Auswertung und vorsichtige Hochrechnung der zur Verfügung stehenden Zahlen, daß zum Ende des Jahres 1986 nahezu ein Drittel der rund eine Million Haushalte über einen Heimvideorekorder verfügt, der zwei- bis dreimal pro Woche für je eineinhalb Stunden genutzt wird.

Und auch Videotheken gibt es erstaunlich viele: Nach Schätzungen des Verbandes der Videoprogrammhändler kann man sich gegenwärtig an 170 bis 180 Stellen der Stadt bespielte Kassetten zur Wiedergabe mit dem häuslichen Videorekorder ausleihen – bei Fotogeschäften, Tankstellen, Zeitungshändlern, Zigarettenläden, Theater- und Konzertkassen.¹ Und vor allem in den 100 reinen Videotheken. Sie bieten tagein, tagaus besonders in den Abendstunden zum 24-Stunden-Tarif zwischen einer und maximal zehn DM industriell bespielte Leihkassetten. In der City hat sogar eine Videothek, die mit einem Angebot von 5000 verschiedenen Videokassetten wirbt, „täglich von null Uhr bis 24 Uhr“ geöffnet. Und auch immer mehr Stadtbüchereien bieten Videokassetten mit Kinohits zum bibliotheksüblichen Nulltarif. Kinoadressen zählt man im Branchenfernspprechbuch hingegen nicht einmal mehr halb so viele. Geboten werden dabei in einem Kudammkino maximal zehn Filme gleichzeitig, in manchen Stadtbezirken gibt es schon seit Jahren kein Kino mehr.

Jenseits von Kabel- und Satelliten-TV hat sich also längst eine Änderung der Kunstverhältnisse vollzogen. Sie stärkt zum einen weiter die Tendenz zu jener Kunst, bei der der Schauspieler als sinnliches Hauptelement im Mittelpunkt steht – Kino und Fernsehen haben ja den quantitativen Anteil der darstellenden Kunst am gesamtgesellschaftlichen Kunstangebot und Kunstgebrauch in diesem Jahrhundert schon beträchtlich erhöht.² Doch mit dem Heimvideorekorder entstehen für die darstellende Kunst auch prinzipiell neue Möglichkeiten. Sie führen zu einer neuen Kunstart, so wie das Kino mit dem Film längst nicht mehr nur abfotografiertes Theater bietet, sondern eine ganz eigenständige Art der darstellenden Kunst (und daneben natürlich auch andere Filme wie Wochenschauen, Naturfilme usw.).

Der Heimvideorekorder dient vor allem der Rezeption darstellender Kunst

Doch zunächst: Was wird 1986, noch keine zehn Jahre, nachdem der Heimvideorekorder seinen Siegeszug begann, mit diesem häuslichen audiovisuellen Speichergerät gesehen? Vor allem darstellende Kunst und so gut wie gar

nicht Politik oder Sport. „Der Anteil von Spielfilmminuten an den aufgezeichneten Minuten aller Haushalte beträgt 57 Prozent. Es folgen Fernsehserien und Unterhaltung mit 27 bzw. 11 Prozent“, heißt es dazu in einer ersten Auswertung der entsprechenden „Einschaltquoten“, die seit Januar 1985 von der GfK, der „Gesellschaft für Konsum-, Markt- und Absatzforschung“, im Auftrag der öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten auch für den Heimvideorekorder erhoben werden. Für die klassischen Genres mediatisierter darstellender Kunst, „Spielfilm“ und „Fernsehserie“, ergeben sich also zusammengekommen 84 Prozent. Dazu käme „Unterhaltung“ mit einem unterschiedlich starken Anteil an darstellender Kunst. Oder anders gerechnet: „Nur jeweils zwei von 100 aufgezeichneten Minuten gehören in den Bereich Sport und Information.“³

Für die „Programmquelle“ Videothek gilt eine ähnliche Dominanz von mediatisierter darstellender Kunst. Das „Video-Programm-Verzeichnis“ 1986 des Deutschen Video Instituts (DVI) verzeichnet „3645 Videoprogramme aus dem Bereich Spielfilm, dies entspricht 57,3 Prozent des Gesamtvolumens... 2696 Videoprogramme aus dem Bereich der ‚special interests‘, 42,7 Prozent des Gesamtvolumens“.⁴ Spricht man mit Videothekaren⁵, so zeigt sich, daß für die „special interests“ (das DVI faßt darunter so Unterschiedliches zusammen wie etwa „Dokumentation“, „Hobby“, „Industrie/Handel/Gewerbe“, „Kultur/Theater“, „Medizin“, „Schule/Bildung“, „Videokunst“) so gut wie keine Nachfrage besteht. Ein langjähriger Videothekar in der Westberliner City resümiert: „Das Videopublikum ist nicht das Kinopublikum. Aber sie wollen doch das gleiche sehen. Ausgeliehen werden besonders Filme, die aus dem Kino bekannt sind.“⁶ Und Armin Böttcher, stellvertretender Vorsitzender des Verbandes der Videoprogrammhändler und selbst Betreiber von zwei Videotheken in den Westberliner Arbeiterbezirken Neukölln und Kreuzberg, erklärt auf die Frage, welche Videos im Verleihgeschäft im Vordergrund stünden: „Das sind auf jeden Fall die großen Kinohits. Ganz egal, welches Genre: Ein Film, der im Kino Aufsehen gemacht hat, der ist auch auf Video erfolgreich.“⁷

Ist der Heimvideorekorder nur „verlängertes“ Fernsehen?

Ist also der Heimvideorekorder nichts anderes als „Heimkino“, als eine „Zeitmaschine“, mit der lediglich aus Kino und Fernsehen bekannte Filmkunstwerke zu Hause gespeichert bzw. wiedergegeben werden, ein Medium also, das zwar die Distribution von Medien darstellender Kunst bereits bemerkenswert verändert hat, aber bedeutungslos für Rezeption und vor allem Produktion darstellender Kunst ist?

Siegfried Zielinski, Westberliner Medienwissenschaftler und Autor des eben erschienenen medienwissenschaftlichen Grundlagenwerkes zum Videorekorder „Zur Geschichte des Videorekorders“, vertritt die Meinung, der Heimvideorekorder (er nennt ihn „der Artefakt auf seinem höchsten Verbreitungsniveau“) sei „entstanden als Baustein des übergreifenden Sachsystems Fernsehen. Seine Geschichte ist aufs engste verknüpft mit der Genese des Muttermediums; die Fernsehentwicklung bildet den ständigen Bezugspunkt und

den Rahmen für die Rekonstruktion (der Geschichte des Videorekorders – Ch. K.). Nur als zweckgebundenes Gerät, mit dem Fernsehkomunikate reproduziert werden können, hat es für uns einen Sinn. Seine Geschichte ist also auch Fernsehgeschichte.“⁸

Diese Sicht ist verständlich, zeigt Zielinskis Untersuchung doch ausführlich, wie der Magnetbandspeicher für bewegte Bilder und Ton in den 50er Jahren in den USA erfunden und entwickelt wurde; wie er als „MAZ“ (Magnetbandaufzeichnung) in den Fernsehstudios Einzug hielt und in den 60er Jahren begann, Zelluloidfilm/Filmgeber als optisch-akustischen Speicher zu verdrängen; und wie der Videorekorder schließlich in den 70ern in Institutionen, Fabriken, Schulen und schließlich, etwa ab 1978, in den häuslichen Bereich eindrang. Dennoch hat sich der Heimvideorekorder bei aller Entwicklungsgeschichtlichen Nähe zum Fernsehen inzwischen emanzipiert, hat längst als häuslicher Speicher zur individuellen Nutzung auch unabhängig von „Fernsehkomunikate(n) ... für uns einen Sinn“, so wie der Audiokassettenrekorder auch unabhängig von „Hörfunkkomunikaten“ für uns einen Sinn hat.

Neue Rezeption durch privat-individuelle Speicherung

Ob „Fernsehkomunikat“ oder Kinofilm: Die Rezeptionsbedingungen von darstellender Kunst sind durch den Heimvideorekorder verändert worden. Historisch einordnen läßt sich das Neue vielleicht am besten im Zusammenhang mit der Entwicklung anderer Speichermedien – vor allem dem Buch. Schon in frühen Zeiten war die Sprache in ihrer schriftlichen Kodifizierung unabhängig vom Sprechenden speicherbar – auf der Tontafel, auf dem Papyrus, auf dem Pergament. Der erste Schritt zur technischen Reproduzierbarkeit war der Druckstock. Revolutionär wirkte vor allem Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern. Im 19. Jahrhundert wurde die Demokratisierung massenwirksam, das Buch drang nach und nach in die Haushalte ein. Musik, darstellende Kunst waren demgegenüber – und auch gegenüber der bildenden Kunst, die wie die Literatur von der schon handwerklichen Möglichkeit des Druckes Entwicklungsanstöße erhalten hatte – benachteiligt, was selbst einen weitsichtigen Denker wie Marx veranlaßte, ihnen die völlige Subsumierbarkeit unter das Kapitalverhältnis abzusprechen (im Gegensatz zum Bild sei Gesang nicht vom Produzenten zu trennen und verklinge mit seiner „Reverberation auf mein Ohr“).⁹

Erst im industriellen Zeitalter zogen Musik und darstellende Kunst gleich. Wachsschallplatte und Kinematograph ermöglichen erstmals die Mediation. Über die der Entwicklung der technischen Möglichkeiten folgenden Schritte öffentliche Vorführung für ein kollektives Publikum (z. B. im „Lichtspieltheater“), dann für ein massenhaftes und dabei gleichzeitig vereinzeltes Publikum (Hör- und Fernsehfunk) wurden Musik und darstellende Kunst schließlich in diesem Jahrhundert ebenso massenhaft privat-individuell verfügbar wie das Buch (Schallplatten – von Schellack bis Compact Disc –, Tonbandgerät bzw. Kassettenrekorder und letztlich Heimvideorekorder).¹⁰

Video bietet also darstellende Kunst, ernst und unterhaltsam wie zuvor schon

nicht Politik oder Sport. „Der Anteil von Spielfilmminuten an den aufgezeichneten Minuten aller Haushalte beträgt 57 Prozent. Es folgen Fernsehserien und Unterhaltung mit 27 bzw. 11 Prozent“, heißt es dazu in einer ersten Auswertung der entsprechenden „Einschaltquoten“, die seit Januar 1985 von der GfK, der „Gesellschaft für Konsum-, Markt- und Absatzforschung“, im Auftrag der öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten auch für den Heimvideorekorder erhoben werden. Für die klassischen Genres mediatisierter darstellender Kunst, „Spielfilm“ und „Fernsehserie“, ergeben sich also zusammengezogenen 84 Prozent. Dazu käme „Unterhaltung“ mit einem unterschiedlich starken Anteil an darstellender Kunst. Oder anders gerechnet: „Nur jeweils zwei von 100 aufgezeichneten Minuten gehören in den Bereich Sport und Information.“³

Für die „Programmquelle“ Videothek gilt eine ähnliche Dominanz von mediatisierter darstellender Kunst. Das „Video-Programm-Verzeichnis“ 1986 des Deutschen Video Instituts (DVI) verzeichnet „3645 Videoprogramme aus dem Bereich Spielfilm, dies entspricht 57,3 Prozent des Gesamtumfangs ... 2696 Videoprogramme aus dem Bereich der ‚special interests‘, 42,7 Prozent des Gesamtumfangs“.⁴ Spricht man mit Videothekaren, so zeigt sich, daß für die „special interests“ (das DVI faßt darunter so Unterschiedliches zusammen wie etwa „Dokumentation“, „Hobby“, „Industrie/Handel/Gewerbe“, „Kultur/Theater“, „Medizin“, „Schule/Bildung“, „Videokunst“) so gut wie keine Nachfrage besteht. Ein langjähriger Videothekar in der Westberliner City resümiert: „Das Videopublikum ist nicht das Kinopublikum. Aber sie wollen doch das gleiche sehen. Ausgeliehen werden besonders Filme, die aus dem Kino bekannt sind.“⁵ Und Armin Böttcher, stellvertretender Vorsitzender des Verbandes der Videoprogrammhändler und selbst Betreiber von zwei Videotheken in den Westberliner Arbeiterbezirken Neukölln und Kreuzberg, erklärt auf die Frage, welche Videos im Verleihgeschäft im Vordergrund stünden: „Das sind auf jeden Fall die großen Kinohits. Ganz egal, welches Genre: Ein Film, der im Kino Aufsehen gemacht hat, der ist auch auf Video erfolgreich.“⁶

Ist der Heimvideorekorder nur „verlängertes“ Fernsehen?

Ist also der Heimvideorekorder nichts anderes als „Heimkino“, als eine „Zeitmaschine“, mit der lediglich aus Kino und Fernsehen bekannte Filmkunstwerke zu Hause gespeichert bzw. wiedergegeben werden, ein Medium also, das zwar die Distribution von Medien darstellender Kunst bereits bemerkenswert verändert hat, aber bedeutungslos für Rezeption und vor allem Produktion darstellender Kunst ist?

Siegfried Zielinski, Westberliner Medienwissenschaftler und Autor des eben erschienenen medienwissenschaftlichen Grundlagenwerkes zum Videorekorder „Zur Geschichte des Videorekorders“, vertritt die Meinung, der Heimvideorekorder (er nennt ihn „der Artefakt auf seinem höchsten Verbreitungsniveau“) sei „entstanden als Baustein des übergreifenden Sachsystems Fernsehen. Seine Geschichte ist aufs engste verknüpft mit der Genese des Muttermediums; die Fernsehentwicklung bildet den ständigen Bezugspunkt und

den Rahmen für die Rekonstruktion (der Geschichte des Videorekorders – Ch. K.). Nur als zweckgebundenes Gerät, mit dem Fernsehkomunikate reproduziert werden können, hat es für uns einen Sinn. Seine Geschichte ist also auch Fernsehgeschichte.“⁸

Diese Sicht ist verständlich, zeigt Zielinskis Untersuchung doch ausführlich, wie der Magnetbandspeicher für bewegte Bilder und Ton in den 50er Jahren in den USA erfunden und entwickelt wurde; wie er als „MAZ“ (Magnetbandaufzeichnung) in den Fernsehstudios Einzug hielt und in den 60er Jahren begann, Zelluloidfilm/Filmgeber als optisch-akustischen Speicher zu verdrängen; und wie der Videorekorder schließlich in den 70ern in Institutionen, Fabriken, Schulen und schließlich, etwa ab 1978, in den häuslichen Bereich eindrang. Dennoch hat sich der Heimvideorekorder bei aller Entwicklungsgeschichtlichen Nähe zum Fernsehen inzwischen emanzipiert, hat längst als häuslicher Speicher zur individuellen Nutzung auch unabhängig von „Fernsehkomunikate(n) ... für uns einen Sinn“, so wie der Audiokassettenrekorder auch unabhängig von „Hörfunkkomunikaten“ für uns einen Sinn hat.

Neue Rezeption durch privat-individuelle Speicherung

Ob „Fernsehkomunikat“ oder Kinofilm: Die Rezeptionsbedingungen von darstellender Kunst sind durch den Heimvideorekorder verändert worden. Historisch einordnen läßt sich das Neue vielleicht am besten im Zusammenhang mit der Entwicklung anderer Speichermedien – vor allem dem Buch. Schon in frühen Zeiten war die Sprache in ihrer schriftlichen Kodifizierung unabhängig vom Sprechenden speicherbar – auf der Tontafel, auf dem Papyrus, auf dem Pergament. Der erste Schritt zur technischen Reproduzierbarkeit war der Druckstock. Revolutionär wirkte vor allem Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern. Im 19. Jahrhundert wurde die Demokratisierung massenwirksam, das Buch drang nach und nach in die Haushalte ein. Musik, darstellende Kunst waren demgegenüber – und auch gegenüber der bildenden Kunst, die wie die Literatur von der schon handwerklichen Möglichkeit des Druckes Entwicklungsanstöße erhalten hatte – benachteiligt, was selbst einen weitsichtigen Denker wie Marx veranlaßte, ihnen die völlige Subsumierbarkeit unter das Kapitalverhältnis abzusprechen (im Gegensatz zum Bild sei Gesang nicht vom Produzenten zu trennen und verklingen mit seiner „Reverberation auf mein Ohr“).⁹

Erst im industriellen Zeitalter zogen Musik und darstellende Kunst gleich. Wachsschallplatte und Kinematograph ermöglichten erstmals die Mediation. Über die der Entwicklung der technischen Möglichkeiten folgenden Schritte öffentliche Vorführung für ein kollektives Publikum (z. B. im „Lichtspieltheater“), dann für ein massenhaftes und dabei gleichzeitig vereinzeltes Publikum (Hör- und Fernsehfunk) wurden Musik und darstellende Kunst schließlich in diesem Jahrhundert ebenso massenhaft privat-individuell verfügbar wie das Buch (Schallplatten – von Schellack bis Compact Disc –, Tonbandgerät bzw. Kassettenrekorder und letztlich Heimvideorekorder).¹⁰ Video bietet also darstellende Kunst, ernst und unterhaltsam wie zuvor schon

Theater und Kino, und Video wird privat-individuell rezipiert wie seit Jahrhunderten das Buch. Die Diskussion, ob Video vereinsamt, ist die Diskussion, ob häusliche Speichermedien vereinsamen, die sich am Beispiel des Bücherwurms oder Schallplattenfreundes genauso führen läßt wie am Schreckbild des Videofreaks. Das Argument der Phantasiefordernden und fördern Literatur gegenüber der „Bilderflut“ gehört in die Diskussion über die Vorteile und Nachteile der Künste und ihre spezifischen Wirkungspotenzen. Und der Vorwurf der Gewaltverbreitung und Pornographie trifft genauso wie Video einschlägige Bücher und Zeitschriften. All diese Diskussionen haben ihre Berechtigung. Aber sie sollten niemanden von der Eroberung der neu entstandenen Möglichkeiten von „Video“ für darstellende Kunst abbringen.

Nicht die elektronische Aufzeichnung ist das Neue an „Video“

Diese neu entstandenen Möglichkeiten lassen sich aber nicht aus den neuen Möglichkeiten der elektronischen Aufzeichnung (auf Magnetband) gegenüber der traditionellen mechanisch-chemischen (auf Film) ableiten, so sehr dies auch neue Arbeitsweisen mit sich brachte, die Aufzeichnungstechnik miniaturisierte und verbilligte. Die Videokünstler, die dies – fasziniert von den neuen technischen Möglichkeiten – in den 60er und 70er Jahren versuchten, sind gescheitert. „Nach zehn Jahren Praxis muß man festhalten, daß sich die Vorteile ‚kreativer‘ Videonutzung auf die sofortige Verfügbarkeit der Bilder reduzieren“, urteilt ein Kenner der Szene Mitte der 80er Jahre.¹¹ Diese sofortige Verfügbarkeit auf der Basis eines vielfach wiederverwendbaren Magnetbandmaterials kennt das Fernsehen schon, wie erwähnt, seit den 50er Jahren als MAZ.

Und eine Spezifität von Videokunst etwa im Vergleich zum Kinofilm aus der Ablösung von mechanischer Kamera und Zelluloid durch elektronische Kamera und elektronischen (Magnetband-)Speicher zu konstituieren, ist aus einem weiteren Grunde aussichtslos: Schon heute bereiten sich die großen Filmfirmen der USA und Japans auf die Ablösung der Filmtechnik durch elektronische Kameras und Speicher vor – voraussichtlich auf der Grundlage eines hochauflösenden Standards wie dem 1125-Zeilen-„High Definition Television“ (HDTV) und einer Bildwechselfrequenz von 60 Hertz (unsere PAL-Fernsehnorm hat 625 Zeilen bei einer Halbbildwechselfrequenz von 50 Hertz). Die Auflösung eines 35-mm-Films, 5,6 Millionen Bildpunkte (Pixels), soll so schon jetzt annähernd erreichbar sein.¹² Und davon abgesehen: Die Konvertierung von elektronischen Aufnahmen auf Filmmaterial und umgekehrt ist heute kein technisches Problem mehr. Die traditionelle Filmtechnik ist also unaufhaltsam auf dem Weg ins Museum.

Das wirklich Neue ist die privat-individuelle Speicherung

Zur dauerhaften Grundlegung des Inhalts des neuen Zauberwortes „Video“, zur Beschreibung des qualitativ Neuen besser geeignet ist der Heimvideorekorder als erste Form des privat-individuellen audiovisuellen Speichers, dessen schon heute feststellbare große Auswirkungen auf die Kulturlandschaft

bereits umrissen wurden. Er hat quantitativ und qualitativ ähnlich revolutionäre Auswirkungen auf Rezeption und letztlich Produktion von darstellender Kunst wie der Buchdruck mit beweglichen Lettern und das darauf gründende Eindringen der Literatur in die Masse der Privathaushalte.

Auch systematisch lassen sich vielleicht die neuen Möglichkeiten am besten analog zum Buch verdeutlichen und analog zur Veränderung des Musiklebens durch die Verbreitung persönlicher Speichermedien wie Schallplatte, Tonbandgerät und Kassettenrekorder bis hin zu Geräten „für unterwegs“ wie Kassettenplayer oder CD-Schallplattenplayer für Auto, Fahrrad und Fußmarsch.

Spezifische Öffentlichkeitsform, technisch gestützte „aktive“ individuelle Rezeption

Da ist zum einen die spezifische „private“ Öffentlichkeitsform solcher Speichermedien: Was öffentlich nicht gesagt, was in einem Kino nicht gezeigt, was nicht über den Sender gehen darf, als Buch wird es – schlimmstenfalls unter dem Ladentisch – verkauft, als Flugblatt unter die Leute gebracht, als Audio- oder Videokassette zu Hause dupliziert und von Hand zu Hand gegeben. Oder eines Tages, als zusätzliche Möglichkeit neben der persönlichen Weitergabe von Hand zu Hand, über ein hochleistungsfähiges Glasfasernetz, in der Struktur vergleichbar dem heutigen Telefonnetz, von Haus zu Haus überspielt.

Da ist zum anderen die individuelle Rezeption. Romane werden zwar meist ganz linear von vorn nach hinten gelesen. Völlig üblich, eine selbstverständliche Kulturtechnik, genauer: Lesetechnik, ist es aber auch, ein Buch durchzublättern, Zeilen oder Absätze eventuell mehrmals zu lesen, ganze Kapitel zu überspringen oder – besonders beliebt bei Krimis – „von hinten anzufangen“. Bei Schallplatten ist der souveräne Umgang mit dem Musikangebot ebenfalls üblich – ob sich das der Künstler gewünscht hat oder nicht. Man kann einzelne Titel einer LP auswählen, zwischendurch aussteigen und noch mal anfangen – oder überhaupt nur anspielen. Die Hörgeschwindigkeit allerdings ist sowohl bei Musik als auch bei auditiver darstellender Kunst, wie sie vor allem im Hörspiel kultiviert wurde, kaum sinnvoll zu verändern, auch wenn die moderne CD-Schallplatte und der CD-Plattenspieler dazu neue Möglichkeiten (ohne Veränderung der Tonhöhe) bieten.

Darstellende Kunst zum „vergleichenden Blättern“ (Brecht)

Audiovisuelle darstellende Kunst allerdings macht durchaus den Einsatz von Zeitlupe, Standbild, Zeitraffer und ähnlichen, bei allen Heimvideorekordern üblichen und oft mit der Fernsteuerung abrufbaren technischen Möglichkeiten sinnvoll. Brechts Wunsch, „auch in die Dramatik ist die Fußnote und das vergleichende Blättern einzuführen“, ist in von ihm wohl ungeahnter Weise auf dem besten Wege, Wirklichkeit zu werden.¹³ Die technisch gestützte aktive individuelle Rezeption ist für die darstellende Kunst eine völlig neue Erscheinung, in gewisser Weise ein spätes Wiedergleichziehen mit der Literatur.

Es soll hier nicht behauptet werden, daß für das Kino produzierte Filme auf dem Heimvideorekorder plötzlich massenhaft in neuer persönlicher Strukturierung gesehen werden. Die lineare Betrachtung wird sicher die übliche bleiben.¹⁴ Aber neue Kunstwerke, die die Möglichkeiten der spezifischen Öffentlichkeit und Rezeption im Gefolge des privat-individuellen audiovisuellen Speichers berücksichtigen, können solche Nutzung provozieren, neue Zuschaukunst, die weitere Veränderung der Sehweisen stabilisieren.

„Videoepik“, „Videolyrik“ – zum Beispiel „Heimat“ (Edgar Reitz)

Ein Beispiel dafür ist Edgar Reitz' mehrteiliges Filmpaus (nicht Serie!) „Heimat“. Die portionsweise Ausstrahlung über das Fernsehen ohne Rücksicht auf die Möglichkeit potentieller Rezipienten, dabei zu sein, ohne Rücksicht auf das individuell unterschiedliche geistige Aufnahmevermögen, ohne die Möglichkeit, die Lebenslinie dieser oder jener Figur dann „nachzuschlagen“, wenn man das eine oder andere darüber noch einmal ins Gedächtnis rufen will, all das behindert die Wirksamkeit dieses Kunstwerkes. „Heimat“ ist vielleicht das erste Werk der darstellenden Kunst, das für die Spezifität des privat-individuellen Speichers hergestellt wurde, ja das in seinen Wirkungspotenzialen noch nicht einmal durch den Heimvideorekorder mit seinen konstruktionsbedingt ausschließlich sequenziellen Zugriffsmöglichkeiten ausgeschöpft werden kann. Viel praktischer wäre ein Bildplattenspieler, der technisch den schnellen, parallelen Zugriff auf jede Stelle des Kunstwerkes ermöglicht. (Dass der Bildplattenspieler sich bei seiner Markteinführung hier Anfang der 80er Jahre nicht durchgesetzt hat, lag vor allem daran, dass mit ihm keine Aufnahmen gemacht werden konnten.)

Denkbar wäre aber neben solcher „Videoepik“ auch eine „Videolyrik“, ein Kunstwerk, das bereitsteht, wenn der Rezipient in der richtigen Stimmung ist, das so poetisch ist, dass man es immer und immer wieder – und immer wieder anders – sehen kann, das sich, dank der Bedienungsmöglichkeiten des Heimvideorekorders, Einstellung für Einstellung (Zeile für Zeile), Sequenz für Sequenz (Vers für Vers) „lesen“ lässt – ungestört, gemeinsam mit einem Partner oder im kleinen Kreis.

Videoclips, Videokunst, engagierte Videos: Keimfelder einer neuen Kunstart

Ansätze für solche oder andere Werke der darstellenden Kunst für die Spezifität des Heimvideorekorders lassen sich unter den Videoclips genannten Musikkurzfilmen finden (viele der besten sind übrigens auf 35-mm-Film gedreht). Die rasanten schnellen Bildwechsel sind bei einmaligem Betrachten nur partiell zu rezipieren, Zeitlupe und Standbild können die Dimension des ästhetischen Genusses möglicherweise erheblich erweitern, der wichtige, wenn nicht dominierende Anteil von Musik ist einer häufigen Rezeption (sie ist bei hohen Anschaffungskosten erwünscht) zuträglich.

Auch unter der zu Beginn fast ausschließlich von bildenden Künstlern entwickelten sogenannten Videokunst¹⁵ lassen sich vereinzelt Ansätze für Werke der darstellenden Kunst finden, die nur unter den Bedingungen einer privat-

individuellen Rezeption gut funktionieren – ob sie nun mit der neuen elektronischen Technik oder (wie anfangs, mangels der neuen Technik in Europa, fast ausschließlich und auch heute noch wegen der – noch! – besseren Auflösung) mit der traditionellen Filmtechnik produziert sind.

Und auch in den engagierten „Videos“, die – mit Hilfe von elektronischer Kamera und Magnetbandspeicher, teils aber auch mit 8-mm-Filmkameras – vor allem in den 70ern im Zusammenhang mit politischen Bewegungen entstanden und weniger wegen technischer Unzulänglichkeiten als vielmehr wegen politischer Inhalte nicht von Fernsehanstalten übernommen wurden, sind, soweit es sich dabei um Werke der darstellenden Kunst oder mit darstellender Kunst handelt, Keime von dem, was die Spezifität der darstellenden Kunst für den privat-individuellen Speicher ausmacht: Sie sind auf eine kleine Öffentlichkeit, in ihren extremsten Beispielen auf eine private Öffentlichkeit begrenzt. Natürlich sind diese Keime auch in anderen Arten und Genres mediatisierter darstellender Kunst zu suchen.

Das Kunstwerk im Zeitalter seiner privaten Duplizierbarkeit

Eine entscheidende Schranke für die Entwicklung von Mediationen darstellender Kunst für die Spezifität des privat-individuellen Speichers (überhaupt von Kunstwerken, die von vornherein nicht als Unikat, sondern auf Reproduzierbarkeit ausgelegt sind) ist jedoch die Furcht der Produzenten vor unkontrollierbarer, juristisch schwer verfolgbarer häuslicher Duplizierung ihrer Kunstwerke. Heutzutage, auf der Grundlage der Elektronik, verlangt die Vervielfältigung keinen industriellen Aufwand mehr wie noch vor 50 Jahren, als Benjamin seinen Aufsatz „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“ schrieb¹⁶, sondern ist im Gefolge von Tonbandgerät/Kassettenrekorder, Heimvideorekorder und Computerspeichern, im Gefolge der privat-individuellen Speicher überhaupt, im Privathaushalt möglich und üblich.¹⁷

Abschließend sei nochmals betont, dass sich die Kunstverhältnisse im Gefolge der technischen Entwicklung Heimvideorekorder als erster Form der privat-individuellen audiovisuellen Speicherung bereits unübersehbar geändert haben. Der Heimvideorekorder ermöglicht der darstellenden Kunst, was für die Literatur längst selbstverständlich ist, ja überholt sie momentan sogar, da auf seiner Grundlage die häusliche, private Duplizierung bereits heute massenhaft möglich ist. Für Texte entwickelt sich dies auf der Grundlage der Fotokopierer (mit dem einmal beschreibbaren Speicher Papier), insbesondere aber der Heimcomputer (mit ihren mehrfach beschreibbaren Magnetspeichern) erst langsam.

Was im Bereich der Distribution von darstellender Kunst heute bereits unübersehbar ist, wird im Bereich der Rezeption, einschließlich der damit verbundenen allmählichen Umstellung der Sehgewohnheiten, ebenfalls immer deutlicher und beginnt, sich in ersten Beispielen bereits in der Produktion, in den Kunstwerken abzuzeichnen.

Videospiel, Videothek, Videotext, Videorekorder, Videoclip, Videokamera, Videoladen, Videokunst, Videoplayer, Videofilm, Videosignal, Videomedien,

Videokassette, Horrorvideo, Musikvideo bezeichnen einfach zu Unterschiedliches. Es ist sinnvoller, Videofilm (parallel zu Fernsehfilm und Kinofilm) zu nennen, was der Spezifität des privat-individuellen Speichers (heute: Heimvideorekorder) entspricht, als in der Diskussion unter „Video“ das zusammenzufassen, was mit der elektronischen Aufnahmetechnik produziert wurde – sei es nun von Profis oder von Laien, die ihre Schmalfilmkamera gegen einen Camcorder ausgetauscht haben.

Die „Kunst vom laufenden Band“ muß keine Unterhaltungskunst vom Fließband sein. Sie erreicht Millionen – gerade auch Bandarbeiter. Auch deswegen sollen wir sie ernst nehmen, ihre Möglichkeiten bedenken und nutzen.

1 Vgl. *Die Wahrheit*, Berlin (West), Ausgabe vom 26. 8. 1986 (Nr. 193), S. 4.

2 Vgl. zur Dimension des Begriffs darstellende Kunst Ernst Schumacher: Thesen zu einer Theorie der darstellenden Künste. In: ders.: *Schriften zur darstellenden Kunst*, Berlin/DDR 1978, S. 498 ff. sowie ders. (Hg.): *Darsteller und Darstellungskunst in Theater, Film, Fernsehen und Hörfunk*, Berlin 1981, und ders.: *Neue Schriften zur darstellenden Kunst*, Berlin 1986.

3 Christoph Wild: Die Videorecordernutzung im GfK-Meter-System. In: *Media Perspektiven*, Frankfurt am Main 3 / 1986, S. 190.

4 Video-Programm-Verzeichnis. Hg.: Deutsches Video Institut. Berlin (West) 1986. S. 5.

5 Vgl. *Die Wahrheit*, a.a.O. Ausgaben vom 20., 21. und 23./24. 8. 1986 (Nr. 189, 190 und 192), jeweils S. 4.

6 Ebenda, Nr. 192.

7 Ebenda, Nr. 193. S. 4.

8 Siegfried Zielinski: Zur Geschichte des Videorecorders, Berlin (West) 1985, S. 11.

9 Marx, Karl: Theorien über den Mehrwert. In: *Werke* Bd. 26.1, Berlin 1974, S. 380.

10 Nicht unwahrscheinlich ist, daß all diese häuslichen Speicherapparaturen von einem multifunktionalen Speicher abgelöst werden. Eine durchgängige Digitalisierung der Informationsspeicherung böte dafür eine gute Grundlage. Das 8-mm-Video-System, wie Sony es gegenwärtig auf den Markt bringt, ist bereits zur Speicherung auditiver Signale in digitalisierter Form ausgelegt.

11 Oliver Hirschbiegel: No Video-Kunst! In: Veruschka und Gabor Body (Hg.): *Video in Kunst und Alltag*, Köln 1986, S. 66.

12 Albrecht Ziemer: Pressegespräch im ZDF-Pavillon während der Funkausstellung in Berlin (West) 1985. Zit. nach: Christoph Kaiser: Der Heimvideorekorder – Eine Grundlegung für historisch-systematische Überlegungen zum neuartigen gesellschaftlichen Gebrauch von darstellender Kunst durch privat-individuelle Speicherung. Diplomarbeit. Berlin (West) 1986, S. 20.

13 Bertolt Brecht: Anmerkungen zur Dreigroschenoper. In: *Stücke Band III*, Berlin 1956, S. 143.

14 Brecht schreibt an der eben zitierten Stelle: „Aber diese Manier, alles einer Idee unterzuordnen, die Sucht, den Zuschauer in eine einlinige Dynamik hineinzuhetzen, wo er nicht nach rechts und links, nach unten und oben schaun kann, ist vom Standpunkt der neueren Dramatik aus abzulehnen ... Das komplexe Sehen muß geübt werden. Allerdings ist dann beinahe wichtiger als das Imflußdenken das Überdenflußdenken.“

15 Im Juli 1985 sagte Dorine Mignot vom Stedelijk Museum, Amsterdam, dazu auf eine Interviewfrage von Gabor Body: „In den 80er Jahren wird Video nicht mehr ausschließlich von Künstlern in einer herkömmlichen Ausbildung als Maler, Bildhauer, Zeichner, Grafiker gemacht, sondern auch Filmemacher, Fernseh- und Theaterfachleute, Musiker und Kunststudenten ... arbeiten auf diesem Gebiet.“ (Gabor Body: Gabor Body stellt Fragen an Dorine Mignot. In: Veruschka und Gabor Body [Hg.], a.a.O. S. 101.)

Nimmt man die Beiträge, die während der Filmfestspiele 1985 und 1986 in der „Video-Reihe“ geboten wurden und die „Videokunst“, die jeweils parallel dazu gezeigt wurde vom Video-Forum des Neuen Berliner Kunstvereins, dem ersten und wohl umfassendsten Archiv für „Videokunst“ in Europa, so zeigt sich, daß bei vielen Tapes, insbesondere bei denen, die wenigstens auf ein gewisses Interesse bei einem „normalen“ Publikum stoßen, der Darsteller sinnliches Hauptelement ist – seien sie nun von Künstlern mit einer Ausbildung im Bereich der bildenden Kunst oder von Filmemachern produziert. Was sich bei der Filmkunst in hundert Jahren als

ästhetisch attraktiv und funktionierend herausgebildet hat, wurde und wird offenbar im Bereich der „Videokunst“ – gewollt oder ungewollt – noch einmal erarbeitet. Vgl. hierzu auch Christoph Kaiser: Was bitte ist Videokunst (Im Gespräch mit der Leitung der NBK). In: *Die Wahrheit*, a.a.O. Nr. 192 (Beilage Nr. 34), S. 11.

16 Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: Walter Benjamin. *Allegorien kultureller Erfahrung*, Leipzig 1984.

17 Mit den Möglichkeiten der privaten Duplizierung auf der Grundlage der entwickelten häuslichen Speichertechnik stellen sich insbesondere für die auf technische Reproduzierbarkeit ausgelagten Kunstwerke neue ökonomische Fragen. Da es kein „Original“ mehr gibt, bietet die privat hergestellte Kopie (die spätestens auf der Basis der Digitalisierung keine „Überspielverluste“ mehr kennt) den gleichen Gebrauchswert (und Tauschwert). Wie reagiert der „freie“, „marktwirtschaftliche“ kapitalistische Staat darauf? Mit Urheberrecht, Spezialfahndern, Geld- und Gefängnisstrafen, mit Leerkassetten- und Fotokopierabgabe, mit „dirigistischen“ Maßnahmen also, die aber, es würde nur eine „Magnetspeicher-Mafia“ entstehen, kein Ausweg sind.

Die Schwierigkeiten der kapitalistischen Warengesellschaft, im Zeitalter der privaten Duplizierbarkeit den Künstlern den verdienten Lohn für ihre Arbeit zu sichern und die Produktion auch von avantgardistischer Kunst für den privat-individuellen Speicher zu ermöglichen, darf fortschrittliche Kräfte jedoch zweifelsohne nicht zu maschinenstürmerischen Forderungen gegen die modernen häuslichen Speicher verleiten. Produktionsverhältnisse, die für die Produktivkraftentwicklung Hemmnisse sind, sind überlebte Produktionsverhältnisse.

Bernd Hofmann Nazikunst in die Museen?

Für Mathias Greifra

I

Im Herbst 1986 ist im „Club 2“ des Österreichischen Fernsehens unter dieser Überschrift kontrovers diskutiert worden: Klaus Staeck war dagegen, Ernst Fuchs eingeschränkt dafür. Alfred Hrdlicka plädierte für andere Museen, gegen Kunstrichter und gegen Museumsdirektoren, die, wie der anwesende aus Norddeutschland, Nazikunst wegen mangelnder Qualität in ihren Instituten nicht zeigen möchten. Eine Wiener Historikerin äußerte sich gewunden ungefähr dahingehend, daß derlei etwa in historischem Rahmen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden könne. Die Theologin Uta Ranke-Heinemann zeigte sich ausschließlich an Arno Breker interessiert: dem sei nach 1945 Unrecht geschehen; er habe vor '45 Juden geholfen; seine Arbeiten seien qualitätvoll; man möge endlich aufhören, ihn zu diskriminieren! Staeck war perplex; der Museumsleiter, sonst in der Ablehnung mit ihm einig, sagte nichts dazu; Hrdlicka schimpfte. Ernst Fuchs zeigte, um zu illustrieren, was er statt der allerorten dargebotenen Warhols lieber sehen würde, Abbildungen aus den Zeitschriften „Die Kunst im III. Reich“ und „Die Kunst für Alle“, und zwar Reproduktionen gut gemalter realistischer Bilder, etwa einer Eisenhütte, und als Beispiel dafür, was er nicht sehen möchte, ein gut gemaltes realistisches Portrait des damaligen deutschen Reichskanzlers. Wieviel Köpfe, soviel Meinungen! Das Durcheinander aber, das Atemlose und Unfertige der Monologe, das Aneinandervorbereiten und somit die Enttäuschung der Zuseher rührten daher, daß die Runde zu definieren versäumt hatte, was für sie denn Nazikunst sei und wie sie zu bewerten wäre. Dieses Versäumnis ist symptomatisch für unsere Tage, auch ursächlich für die durch den Industriellen Ludwig losgelöste kleine Lawine, und die wiederum ist symptomatisch für ein schwererwiegendes Versäumnis: die umfassende, systematische, öffentliche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus.

II

Was ist „Nazikunst“? Alles, was zwischen 1933 und '45 in Deutschland entstanden ist?

In dieser Zeit hat Otto Dix realistische Landschaftsbilder gemalt; Ernst Ludwig Kirchner hat (nur wegen seiner Krankheit von der Schweiz aus) um Anerkennung als deutscher Künstler gekämpft, ja gefleht; Emil Nolde war PG, oder um die Mitgliedschaft bemüht; Breker, Padua, Peiner, Ziegler – oder ihresgleichen – waren schon vor '33 mehr oder minder erfolgreich und haben auch nach '45 erfolgreich weitergearbeitet.

Es wurde während dieser Zeitspanne aber auch außerhalb des Deutschen Reichs eine Kunst produziert, die der deutschen an die Seite gestellt werden

kann: naturalistische, hyperrealistische Bilder; pathetische Plastiken; monoton-dekorative, klotzige Herrschaftsarchitektur – das gab's in ganz Europa, sogar in Amerika, auch schon vor '33 und in einigen Ländern noch bis ungefähr 1955.

In diesen Zeiten waren jedoch auch Nazis, zeitweilige Parteimitglieder und (zeitweilige) Nazi-Bewunderer am Werk, wie Benn, Hamsun, Heidegger, Jünger, Nolde, Radziwill ... und Faschisten und Falangisten und deren (zeitweilige) Anhänger, wie die Futuristen, de Chirico, Dali, Ezra Pound ..., die keine Nazikunst gemacht haben.

Und da fällt mir noch ein: das überaus fein gemalte Doppelbildnis in der Münchener Städtischen Galerie „Der Künstler und seine Frau“ vorm Atelierfenster, im Gegenlicht; die Ohrmuschel des Mannes ist durchscheinend; die Frau hat eine Gretchenfrisur. Das Bild hängt neben Schrimpf, Hubbuch, Schad, Radler, Schlichter, Kanoldt, Weinmair, Geiger, Scharl, Koelle, Belling, Wimmer. Es zieht mich jedesmal in seinen Bann, wenn ich wegen der anderen diesen Saal aufsuche. Die Technik ist bewundernswert; Ernst Fuchs wäre wahrscheinlich begeistert. Und doch hab ich jedesmal ein zwiespältiges Gefühl. Ist es vielleicht zu gut gemalt? Eine Kälte geht von ihm aus – trotz der sympathischen Züge des Mannes. Habitus und Physiognomie der Frau lassen mich an eine ältere BDM-Maid denken. Das Gemälde ist aber datiert: 1923 (und signiert: Hermann Tiebert).

Das Raum-Zeit-Kriterium versagt demnach bei der Definition des Phänomens „Nazikunst“ – und beim Heranziehen stilistischer Merkmale ist offenbar Vorsicht angebracht.

Was also ist „Nazikunst“? Es böte sich die Antwort an: Das, was die Nazis als Kunst ausgegeben haben! Darunter fielen dann Albrecht Dürer und Caspar David Friedrich und der Bamberger Reiter und die Uta vom Naumburger Dom. Ergo präziser: Was unter ihrer Herrschaft geschaffen und anerkannt worden war! Dann aber bliebe sowohl das vorher wie nachher entstandene Wesensverwandte und Wesensgleiche außer acht – als auch weiterhin mit Anrüchigkeit behaftet, was Ernst Fuchs gerade davon befreit haben möchte.

Selbstverständlich kennt jeder die einfache Antwort auf die scheinbar einfache Frage. Und weil sie anscheinend so selbstverständlich und unumstritten ist, kam sie in der eingangs erwähnten Fernsehsendung überhaupt nicht aufs Tapet; man war davon ausgegangen, daß ..., genau das war der Fehler. Sie lautet: „Nazikunst“ erkennt man am Thema, nicht am Stil; „Nazikunst“ ist eine politische Erscheinung, und nur sekundär ein kunsthistorisches Problem; sie verherrlicht den Nationalsozialismus, ist ideologisch-demagogische Kunst im Dienste der oder freiwilliger Beitrag zur NS-Propaganda.

Oder, etwas allgemeiner: „Nazikunst“ erkennt man, wenn nicht sogleich am Thema, an einem bestimmten Verhältnis zwischen Stil und Gehalt, meist einem diskrepanten; an einer eigenartigen Beziehung zwischen Form und Stoff, meist einer gespannten; das heißt, sowohl daran, daß einem auf den ersten Blick eine Aussage ins Auge springt oder Botschaft sich aufdrängt, als auch daran, welch programmatischer Art Botschaft und Aussage und daß sie eindeutig sind – nämlich systemkonform und systemerhaltend. Dazu muß man freilich über das System Bescheid wissen.

Eindeutiges, wie Malereien mit den Titeln „SS-Panzerspitze auf dem Vormarsch“ oder „Die Kreisleitung der NSDAP tagt“, trifft diese Definition. Aber, treibt ein „Handgranatenwerfer“, nicht unähnlich denen von Denkmälern aus dem 1. Weltkrieg, Propaganda für NS-Verbrechen, nur Kriegsverherrlichung, oder bloß Heldenverklärung? Denn es ist zu bedenken: Damals galt der Krieg als „ultima ratio“; allseits geächtet ist er auch heute noch nicht; allzeit geächtet sind nur die sogenannten Weltverbesserer.

Ferner: Waren Bildnisse des Führers und Reichskanzlers *eo ipso* Nazikunst? Selbst wenn sie's waren – sind sie nicht vielleicht mittlerweile zu historischen Dokumenten geworden, zu Darstellungen einer herausragenden Figur der Zeitgeschichte, welche, wie Hans Wollschläger fürchtet, anfangs des kommenden Jahrhunderts schon in deutschen Konversationslexika geführt werden wird als „Hitler, Adolf, deutscher Staatsmann . . .“?

Und, könnte man fragen, was hat die sich entkleidende Bauernmagd von Sepp Hilz mit Blut-und-Boden-Kunst gemein – und warum sind vergleichbare Sujets von Leibl und dem museumswürdigen Hans Thoma keine BluBo-Kunst? Vielleicht nur, weil der Terminus zu eng gefaßt ist?

Oder: Worin genau besteht das Ideologische und Demagogische der Paduaschen „Leda mit dem Schwan“, des Lieblings- und Schlafzimmerbildes des be-sagten deutschen Staatsmannes?

So viele Fragen – doppelt so viele Antworten, mindestens doppelt so viele – je nach Sensibilität und politischer Gesinnung der Disputanten. Man könnte darüber streiten, ob jegliche Ideologie aus der Kunst herausgehalten werden solle, oder nur die nazistische; ob diese Forderung nicht selber einer Ideologie entspringe, und das Heraushalten nicht minder; ob „Ideologie“ ein neutraler Begriff oder ein Schimpfwort und, ob der Nationalsozialismus überhaupt eine Ideologie sei? Streit könnte auch darüber ausbrechen, was Kunst sei und was ihre Aufgabe? – und sich ins Uferlose verlieren und in gegenseitigen Beleidigungen der Fraktionen gipfeln, die sich pro und kontra Beuys gebildet haben würden. Mittendrin könnte man einander in die Haare geraten über der Frage, ob es einen Unterschied mache, wenn Eisenwalzwerke, Stadtansichten, Stilleben, Bildnisse, mythologische Themen gemalt, Menschen- und Tierfiguren skulptiert und Kinolustspiele gedreht würden – außerhalb oder während der Nazizeit? (In der *Süddeutschen Zeitung* stand, beispielsweise, der sich auf die im Fernsehen gezeigten Naziunterhaltungsfilme beziehende Ausdruck „Ablenkungsindustrie“!) Und gesetzt, es mache einen Unterschied, etwa den, daß dieselbe apolitische Kunst das eine Mal schlimme Zustände beschönigen helfe und das andere Mal weniger schlimme nur begleite – es bleibt ideell dieselbe Art Kunst, und man sieht ihr nicht an, daß sie während der Zwölf Jahre einem Terrorregime genützt hatte, wenn man nur sie betrachtet!

Diese Fragen müßten auch unter besonderer Berücksichtigung des Begriffs „Gleichschaltung“ erwogen werden, der ja eine historische Tatsache bezeichnet, derzufolge gar nichts anderes hochkommen konnte als Regimetreues, im Zuständigkeitsbereich der Reichskultkammer mithin: „Nazikunst“. Aber, ist die Kunst der NS-Zeit gleich „Nazikunst“, gleich NS-Kunst? Das soll nun die letzte Frage sein! Für viele ist sie die erste. Ernst Fuchs und so mancher andere verneint sie. Ich halte sie für unerheblich.

III

Ich plädiere nämlich dafür, daß die Nazikunst mit oder ohne Anführungszeichen, das heißt, daß die Kunst der NS-Zeit ungeschieden publik gemacht werde.

Die Gegenposition der Museumsleute, welche behaupten, die deutsche Kunst der Jahre zwischen 1933 und '45 könne (qualitätsmäßig) den in ihren Sammlungen befindlichen Werken nicht das Wasser reichen und müsse deswegen fernbleiben, steht auf wackeligen Beinen: In der Münchener Neuen Pinakothek hängen genug Eklektiker und Spätestromantiker; in der Schackgalerie wird sogar der Spleen eines reichen Mannes ausgestellt: Originalgemälde von zweiter Hand; in den Sammlungen des 20. Jahrhunderts ist viel Unbedeutendes und Ephemeres zu sehen, auch manches, von dem sich gewißlich herumsprechen wird, daß es nur geringen künstlerischen Wert hat. Die Kunst der Zwölf Jahre bräuchte nicht ständig und es sollten nicht ständig die selben Titel ausgestellt bleiben – ebensowenig wie die nachrangigen, aber anerkannten Werke der Gegenwart, die zuweilen ausgetauscht und manchmal ganz verbannt werden, dorthin, wo sie hergekommen waren, in die überquellenden Depots. Außerdem müßten die Nazikünstler nicht neben der Neuen Sachlichkeit oder neben Beckmann aufgehängt werden (obwohl das deren Glanz nicht verdunkeln würde, im Gegenteil), zu ihrem eigenen Schutze, denk' ich, müßte man ihnen einen separaten Saal reservieren. Die Bonzenportraits und Mitläuferbildnisse (unter denen sicher einige von größerer Qualität sind als die Erzeugnisse der Lenbachschen Manufaktur!) und die anderen Beispiele damaliger Staatskunst möchte ich mir aber auch und sollten viele sich von Zeit zu Zeit in Historischen Sammlungen ansehen, wenn denn in Politisches und Unpolitisches geschieden werden müßte. Ich meine jedoch: beide Seiten derselben Medaille gehören zusammen. Vorderhand, zumal im Hinblick auf die zum größten Teil rückerstattete alliierte Kriegsbeute, halte ich eine große Wanderausstellung, bei freiem Eintritt!, für wünschenswert, ja für eine Notwendigkeit: Versäumtes muß nachgeholt, die Ludwigsche Lawine aufgehalten werden.

IV

Warum müssen wir die Nazikunst herzeigen?

Erstens: Nicht nur deshalb, weil die Aufrechterhaltung von Tabus das Gerede vom Mündigen Bürger als Täuschung entlarvte, sondern vielmehr, weil Tabus das Mündigwerden behindern. Illusionen zu verbreiten ist unmoralisch, Tabus zu dulden undemokratisch.

Zweitens: Das unter Ausschluß der Öffentlichkeit gefällte Verdict verleiht der Nazikunst ein Gewicht, das sie an sich nicht hat; übertreibt ihre Schlechtigkeit; macht sie interessanter, als sie ist. Man beschwört die Gefahr herbei, die man abwenden zu wollen vorgibt.

Die Menschen können aus der Geschichte lernen und machen im eigenen Leben zu oft die Erfahrung, daß ihnen das Gute vorenthalten wird. Daraus ziehen sie den Schluß, das das Verbotene an sich reizvoll sei – wie Kinder, die

von Messer, Gabel, Scher' und Licht, und später von Schmutz und Schund und Alkohol und Zigaretten ferngehalten wurden. Was gefährlich werden könnte, wird verboten – das Verbotene schmeckt am süßesten. Was an der Nazikunst ist süß und gefährlich? Wenn man uns selber urteilen ließe, wärn wir vielleicht kuriert; – und, wer im Alter noch Lakritze kaut und Bilderheften liest, wird kaum mehr umzustimmen sein – gönnen wir ihm sein Vergnügen!

Warum wohl kostet heute auf Flohmärkten das 500. oder 1500. Tausend des ehedem jedem Hochzeitspaar nachgeschmissenen Hitlerbuchs mehr als im Buchantiquariat eine in nur fünftausend Exemplaren – und obendrein im schwedischen Exil – erschienene Thomas-Mann-Erstausgabe? Das gibt zu denken. An der Seltenheit liegt's nämlich nicht.

Ich weiß nicht, ob es als provisorische Hygienemaßnahme oder als immerzu taugliches Gesundheitsmittel konzipiert, ob es naiv oder wohlüberlegt war: dieses Alliierte Kontrollratsgesetz, das die Verbreitung nazistischer Schriften unter Strafe stellt? Denn fragwürdig scheint mir, einerseits mittels Tabuisierung antideutschischen Gedankenguts die Demokratie einführen zu wollen, andererseits aber die Antideokraten insgeheim als Handlanger in den Geheimdiensten zu beschäftigen und kurz darauf offiziell als Kanzlerberater, Minister, Richter zuzulassen (Barbie . . ., Globke, Oberländer, Stempel . . .) – und die Entnazifizierung zu stoppen. Eines aber ist gewiß: Die Demokratie lebt von der offenen Zwiesprache – und den Nationalsozialismus überwinden wir nicht durch Verdrängen.

Da anno Domini 1949 die schwerlich als solche zu bezeichnende Herkulesarbeit abgebrochen wurde, da der Augiasstall nicht ausgemistet und die Hydra mit fast allen ihren Köpfen noch versehen war – da wir um die Erneuerung an Haupt und Gliedern geprellt worden sind und statt der Demokratie eine vergreiste Restauration zum Zuge kam, zu der noch die Enkel, und unerschütterlich, stehen, – da das Ausmaß der Katastrophe, da fünfundfünzig Millionen ums Leben gebrachte Menschen hinter Litaneien verschwanden und den Davongekommenen zu mehr kaum Anlaß gaben als zu naiver oder gespielter Ratlosigkeit und den rhetorischen und rhetorisch beantworteten Fragen: „Wie war das möglich?“ und „Wie konnte Gott dies zulassen?“, – da, außer denen, die man an seinen Fingern herzählen kann, die Schuldigen nicht nach dem Maß ihrer Schuld, meist aber überhaupt nicht bestraft worden sind – weil also die Verbrechen des Nationalsozialismus als unverminderte Hypothek auf uns lasten und einen derart langen „Schatten“ werfen, daß man mit einfachen Schritten nicht und auch nicht durch Flucht aus ihm „heraustreten“ kann –, fordere ich die Demokraten auf, diese Schuld wenigstens dadurch abzutragen, daß sie, daß wir – zunächst mittels lückenloser Aufklärung der Vergangenheit, die laut Faulkner nicht tot, ja nicht einmal vergangen ist – einer demokratischeren Zukunft den Weg ebnen, welche, da sie geprägt sein wird vom „Geist der Gerechtigkeit und der Vernunft“ (den vor zweihundert Jahren Voltaire schon „ins Allgemeine Recht Europas eingedrungen“ wählte), dann auch gefeit sein würde gegen die Wiederherstellung eines jeglichen Faschismus: Dann würden die Kontrollratsbestimmungen, der 139. Verfassung Artikel, die einschlägigen Strafgesetzesparagraphen ihre

Aufgabe erfüllt haben; zuvor aber müßten sie erst einmal ihrem Geiste nach angewendet werden, und nicht, ihrem Buchstaben nach, auf jene, die noch immer oder schon wieder das Auge des Verfassungsschutzes auf sich ziehen, wenn sie mittels antifaschistischer Manifestationen auf die nichtvergangene Vergangenheit aufmerksam machen!

V

Die Kenntnis der Kunst dieser Vergangenheit, die zu einem ungewöhnlich großen Teil Staatskunst und insgesamt eine staatlich sanktionierte war, trüge einiges zu dieser Aufklärung bei. Denn: der Mensch lebt nicht vom Brot allein! Es wäre doch ungemein aufschlußreich, zu erfahren, wovon unsere Eltern und Großeltern gelebt haben, außer vom Kommißbrot –, und sich klarzumachen, ob die Wirkung anhält, oder, ob wir inzwischen immun geworden sind –, ob wir einen Grund zum Spott, zum Gruseln, oder zur Sorge haben? Die Kunst des Tausendjährigen Reichs ist gerade dadurch problematisch, daß sie die Probleme ausspart beziehungsweise nur jene darstellt, und zwar propagandistisch, die von den Machthabern als solche ausgegeben wurden. Namentlich die Lichtspielkunst mußte da mittun („Jud Süß“, „Triumph des Willens“, „Kolberg“ . . .). Aus den Katalogen des Hauses der Deutschen Kunst ersehen wir, daß das dort alljährlich Dargebotene eine Kunst von Parteimitgliedern und Gemütsmenschen für Gemütsmenschen und Parteimitglieder gewesen sein muß: teils Denkmalskunst, teils Heile Welt und Bild des Neuen Menschen; – „heroische“ Landschaften, etwa Vollbehrs, des Tropen- und Weltkriegsmalers, 100 photorealistische Autobahnveduten: Heroisierung der Arbeit – aber ohne Arbeiter; – von den Malern namens Eisenmenger und Wissel jeweils „Drei Frauen“: diese in Knotenfrisur und der NS-Modifikation des Dirndl, Parteiaabzeichen nicht sichtbar (wahrscheinlich daheimgelassen in dem Schmuckkästchen mit der Aufschrift „Andenken vom Titisee“ in Brandmalerei?), drei traurige trübe Tassen in ländlicher Tracht und in einer Pose wie auf gestellten Familienphotographien, und ebenso uninspiriert gemalt, – die anderen drei in Gewandtücher gehüllt, halbnackt, also klassisch, ein wenig an Poussin, Marées, Feuerbach erinnernd, aber vergröbert, theatralisiert, in den Proportionen etwas unsicher und von einer unfreiwilligen Komik, die herrührt aus dem Mißklang zwischen dem neoklassizistischen Anspruch des Sujets, sowie der großzügig wirkenwollenden Malweise, und der Biederkeit der zeittypischen Mädchengesichter – ein prätentiöses und doppelt und dreifach unzeitgemäßes Machwerk –: diese je drei Nazi-Nornen oder -Grazien, oder zwei Parisurteile (bei denen der Voyeur den Schiedsrichter zu spielen hätte), hingen 1943 in der Großen Kunstaustellung in München; – von Klimsch und Bleeker je eine gute Bronzefigur des Wieheimerdöchgleich und hundert schlechte von vormals unbekannten Dilettanten; – von Professor Ziegler, dem „Meister des gekräuselten Schamhaars“, ein wenig tumb aber frisch dreinblickende Allegorien, zumeist unbekleidet, „ausgezogen“, wie Spötter sagen . . . und damit treffen wir wieder auf jene Errungenschaft, die in der Weltkunstgeschichte tatsächlich ein Novum darstellt: die Emanzipation der Kunst von der Ästhetik und die Erfindung der Ge-

bremsten Pornographie für öffentliche Zwecke. Brekers nackte Frauengestalten, die alle nicht sehr, aber je nach Auftraggeber unterschiedlich stark stilisiert sind, weisen eine Andeutung der Schamspalte auf – was besonders bei seinen glatteren, Zeitlosigkeit anstrebenden, überlebensgroßen allegorischen Statuen einen eigenartigen Kontrast erzeugt, eben jenen Zug ins Pornografische. Und wie durch zuviel Stilisierung und Übertreibung, durch Gewaltsamkeit als Kunstmittel Gewalttätigkeit als Ausdruck erreicht wird, eine Pornographie der Gewalt, das führt uns Prof. Thorak exemplarisch vor; aber auch das Allroundgenie Breker hat hierzu marmorne Beispiele geliefert.

Die Gefährlichkeit der hundertfünfzigprozentigen NS-Kunst ist eine historische: Sie ist mit den Auftraggebern vergangen, denke ich. Diese Giftgewächse sind außerhalb des Klimas, in dem sie emporgeschossen waren, nicht lebensfähig. Weitaus problematischer kommt mir die scheinbar oder tatsächlich indifferente, von vielen Heutigen (oder Gestrigen?) als unpolitisch und durchaus schätzenswert angesehene Kunst vor. Aber lernen könnten wir aus allen Sparten dieser Hinterlassenschaft. Wie uns das ermöglicht werden wird, d. h. wie die spezielle positive Antwort auf die Titelfrage dieses Aufsatzes lauten mag, das ist nicht so wichtig. Für wichtig halte ich, daß die verschiedenen Genres der Nazikunst beisammen **bleiben, eventuell der ganze NS-Komplex zusammengefaßt** würde. Denn, wenn etwa die Kriegsbilder herausgefischt und in sogenannten Armee-Museen ausgestellt würden, käme das einer Teilrehabilitation gleich und wäre, abgesehen von der Fragwürdigkeit an sich, dann der zweite Schritt jener Entwicklung, an deren Ende die oben erwähnte Lexikoneintragung stände. Falls die Berührungsängste der Kultusbeamten, Staatgaleriedirektoren und Kunstjournalisten eine unverzettelte Integriierung der Nazikunst in bestehende Einrichtungen verhindern sollten, dann müssen eben neue Räumlichkeiten bereitgestellt oder gebaut werden – es dürften auch bessere Baracken sein –, und Säulen sollten keine davor stehen, das gäbe Anlaß zu Mißverständnissen.

VI

Intermezzo: Disparates vor und nach der Stunde Null, oder Wie relativ alles ist.

Am 11. 11. 86 war in der *Süddeutschen Zeitung* folgendes Zitat des Theologen und Religionsphilosophen Romano Guardini zu lesen: „Heute wurde mir ganz deutlich, daß ich in der Gestalt der jetzt werdenden Welt nicht leben kann. Ich verstehe sie theoretisch; ich sehe, daß ihre Zeit da ist und daß sie ungeheuer sein wird – aber ich selbst gehöre nicht hinein. (...) Es ist ein beständiger Schmerz zu sehen, wie ein ungeheuer Apparat alles das zerstört, was ich liebe, von außen und von innen her, in den Dingen und im Fühlen der Menschen. Und diese wissen gar nicht, was sie zerstören. Sie finden sich und ihre Art selbstverständlich – ihre Massenhaftigkeit, ihren Lärm, die schreckliche Auskältung ihres Gefühles, die mörderische Veröffentlichung der Seele.“ Diese starken Worte hat er nicht 1934 in sein Tagebuch geschrieben, sondern 1954! – Schriften mit NS-Tendenz durften nach '45 nicht mehr verbreitet werden, aber J. M. Bauer, Bruno Brehm, Dominik, Dwinger, Hans

Grimm, Konsalik, Schenzinger, Ziesel etc. wurden ab 1949 wieder verlegt, und Neonaziverlage publizierten vierzig Jahre lang beinahe ungehindert, bis ihnen letztens durch Gerichtsurteil die Verbreitung der „Auschwitzlüge“ eigens verboten werden mußte. – Schreckliche Juristen wurden wiedereingesetzt, einige gelangten in höchste Staatsämter. Die Witfrau Freisler bezieht drei Renten; Widerstandskämpfern aus den Reihen derer, die die meisten Opfer gebracht haben, wird die Unterstützung verweigert. – Kürzlich trat ein Bürgermeister zurück – aufgrund der Verfolgung durch Juden, wie seine Parteifreunde klagen –, weil er im Spaß gesagt hatte, zwecks Sanierung der Stadtkasse müßten ein paar reiche Juden erschlagen werden. – Wie ernst ist all dies zu nehmen, – wie unterscheiden wir Ernst und Scherz? Wo hört bei uns der Spaß auf, wann wird's blutig ernst? – Göring hatte gesagt, wer Jude sei, bestimme er, und, ein Zitat aus H. Johsts Schauspiel „Schlageter“ variiert, daß er seinen Browning entsichere, wenn er bloß das Wort „Kultur“ höre. Der 1938 als neuer Reichskultkammerpräsident für dieselbe zuständig gewordene Reichspropagandaminister hatte vor 1933 erwogen gehabt, den Expressionismus zu fördern und zur Deutschen Kunst zu deklarieren – später förderte er Harlan und Riefenstahl. V. Harlan drehte in den fünfziger Jahren wieder Filme; im Februar lief einer im Fernsehen. Der Maler Franz Radziwill wurde 1933 als Professor an die Düsseldorfer Akademie berufen – und zwei Jahre darauf (!) wieder geschafft, als man ihm durch eine Denunziation hinter seine expressionistischen Anfänge gekommen war. Fritz Koelles 1930 in München-Ramersdorf aufgestellte Bronze „Gießereiarbeiter“ mußte 1933 von ihrem Platz verschwinden – aufgrund einer Denunziation des Münchener Kulturamtsleiters (Zöberlein, dt. Schriftsteller, einer der späteren Penzberger Mörder) –, sein fünf Meter breiter Hakenkreuzadler am Portal des Reichspostministeriums aber blieb; was mit seinem „Betenden Bergmann“ geschehen ist, der „zur Erinnerung an den Sieg der deutschen Sache im Saargebiet in den Besitz des Führers übergegangen“ war, weiß ich nicht; aber nicht genug: der in seiner Heimat wegen „bolschewistischer Kunstauffassung“ Verfemte blieb im Saarland und in der Hauptstadt anerkannt, beschäftigt, als Porträtiest gesucht, – hatte deshalb nach '45 im Westen Schwierigkeiten, wurde 1949 an die Dresdener und 1951 an die Ostberliner Akademie berufen. Ein anderer bedeutender Bildhauer, Gerhard Marcks, wurde, obzwar bereits als „entartet“ beschimpft, um ein Hitlerbildnis angegangen (– das zu modellieren er allerdings ablehnte). Albert Birkle war mit zahlreichen Gemälden auf der Biennale von 1936 vertreten; in dem Autobahnartikel vom Mai 1937 (i. d. Zs. *Kunst und Volk/ Neue Folge der Zeitschrift Die NS-Kulturremeinde*) ist auf der ersten Seite ein sehr lebendiges und die anderen disqualifizierendes Bild von ihm reproduziert; – aber zur Eröffnungsausstellung des Hauses der Deutschen Kunst im selben Jahr wurden seine Beiträge zurückgewiesen. 1938 war er gar in der Salzburger „Entarteten“-Schau enthalten (mit vor '33 in *Lachen Links* publizierten Zeichnungen), – in Berlin hingegen bekam er den Auftrag für ein farbiges Glasfenster im Reichsluftfahrtministerium! H. H. Ewers, Autor eines Horst-Wessel-Romans und, vor 1933, pornographischer Werke anderer Art, von denen die Titel „Alraune“ und „Der Vampyr“ in die Nazi-Listen auszusondernder Schund- und Schmutzliteratur

aufgenommen wurden, eben dieser Autor wurde vom Propagandaminister zum Führer des gleichgeschalteten Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller ernannt. – Die Braune Bewegung hatte sofort, nachdem sie an die Macht gebracht worden war, gegen die Arbeiterschaft zu wüten begonnen und bald darauf auch ihren eigenen – abenteuerischen – antikapitalistischen Flügel liquidiert, – jedoch bis zuletzt die Bezeichnungen „sozialistisch“ und „Arbeiterpartei“ auf ihrem Aushängeschild. Die Unternehmerschaft braucht's nicht zu stören. Die NSDAP war ein Paradox: Sie war eine ideologische Partei ohne Ideologie. Ohne Ideologie war sie insofern, als sie bloß pragmatisch und skrupellos zur Herrschaft drängte und dann ausschließlich die Interessen der Klasse förderte, von der sie verachtet wurde – großdeutscher Sadomasochismus und großdeutsche Gewaltenteilung: Wenige herrschen, einige profitieren, das Gros schaut mit dem Ofenrohr ins Gebirg. Eine „ideologische“ Partei war sie insoweit, als sie auf gut rattenfängerisch das Volk mit abstrakten Ideen und angejahrten Idealen abspeiste, statt mit gutem Brot: deutscher Irrationalismus auf Täter- und Opferseite. Auch gegen die Religion waren sie nicht eigentlich. Sie haben allesamt irgendwas geglaubt. Der Anführer sprach gerne von der Vorsehung, die Berliner SA-Spitze verkehrte mit dem Hellseher Hanussen. Was sie nicht dulden konnten, das waren die Kirchen als Konkurrenzunternehmen. Aber man hatte sich bald zu beiderseitiger Zufriedenheit arrangiert; der ReiBi Müller schwor seine Deutschen Christen aufs Regime ein, und der päpstliche Nuntius Torregrossa gestand dem Herrn Führer: „Ich habe Sie lange nicht verstanden. (...) Heute versteh' ich Sie!“, und besiegelte alsbald die Herzenseintracht vertraglich: mit dem am 20. 7. 1933 geschlossenen Konkordat, das noch heute gilt.

Dies alles erscheint recht widersprüchlich und chaotisch – vor und nach 1945. Vorher: ideologisierte Unvernunft und Unmenschlichkeit in quasi-religiöser Aufmachung; nachher: Religion statt eiserner Besen. Vorher: Geistlosigkeit, Lügen, Verbrechen; hinterher: Heuchelei.

Hans Pfitzner, neuromantischer Komponist, witziger Kopf (Was halten Sie von moderner Musik? – „Egk mich am Orff!“), aber Pamphletist gegen jüdische Kollegen –, er wird nach wie vor gespielt, wenn auch nicht so häufig wie sein auch im Antisemitismus größerer Landsmann. Musik, scheint's, geht überhaupt als unpolitisch durch, obwohl sogar die ältere zu neueren politischen Machenschaften mißbraucht werden kann: So wurden „Les préludes“ von Franz Liszt zur Nazimusik, – und wer sie von damals, als Sondermeldungsfanfare, noch im Ohr hat, kann sich noch heute der Suggestivwirkung von einst nur schwer entziehen. Aber verboten worden ist das Musikstück dennoch nicht.

Auch die „Führerbauten“ in München sind nicht abgerissen worden. Man hat lediglich, ehe geisteswissenschaftliche Universitätsinstitute einquartiert wurden, die bronzenen Hoheitsplatscharis entfernt. Und auch Prof. Troosts Weißwursttempel steht noch, in dem acht Jahre hindurch die Große Deutsche Kunstausstellung das zeitgenössische Schaffen zelebriert hatte. Nicht einmal den in den Farben des Leipziger Allerleis gehaltenen Deckendekor des Säulenportikus, i. e. Prof. Hermann Kaspars Hakenkreuzmäander, hat man nach '45 heruntergeklopft, – wo doch laut § 86a StGB das Führen oder

Zeigen verfassungsfeindlicher Symbole strafbar ist: Geh hin und staune! Und da man auch den Urheber wieder in die Kunstabakademie aufgenommen hat, und angesichts der sonst zu beobachtenden Kontinuität (z. B. Konrad Lorenz i. d. *Zs. f. angew. Psych.* 1940: „... auf eine schärfere Ausmerzung ethisch Minderwertiger bedacht sein...“ und in seinen „Acht Todsünden der zivilisierten Menschheit“, 1973: „... Ausmerzung gemeinschaftsgefährdender Parasiten...“, – es ist wohlgerne beide Male von Menschen die Rede!; oder: im Fernsehen regelmäßig Naziunterhaltungsfilme, an einem Wochenende bis zu drei, einer im 1. Programm, zwei im Haselnußfunk) –, angesichts dieser Kontinuität also, ist es – ironisch gesagt –: anachronistisch, in allem Ernst aber: taktisch falsch, die Kunst des Dritten Reichs geheimzuhalten. Zudem widerspricht es demokratischem Geiste prinzipiell, historische Dokumente zu verschließen.

VII

Rechnet man etwa mit der fortdauernden Verführungskunst dieser Werke? Dann gestände man ein, mangelhafte Immunisierungsarbeit geleistet zu haben; und bekundete nebenbei die Ansicht, daß Aufklärung auf Dokumentation verzichten könne – denn, daß Aufklärung unerwünscht sei, möcht' ich nicht gern annehmen.

Gewiß werden Objekte durchs Ausstellen aufgewertet. Darin liegt aber keine Gefahr. Und selbst wenn in diesem Falle eine gesehen werden könnte, dann doch nur eine vorübergehende und auch nur scheinbare, denn sie hätte andere Ursachen als die hier propagierte Freigabe. Die Freigabe ließe jene Gefahr bestenfalls, so meine ich (schlimmstenfalls, meinen wohl andere), sichtbar werden. Und, daß am Kunstmarkt die Preise steigen könnten, dies bräuchte die Museumsleute nicht zu tangieren – sie könnten ja fallen, wer weiß?

Gering zu veranschlagen ist die Gefahr, daß durch diese vorübergehende scheinbare Aufwertung der schlechte Geschmack des alten Publikums plötzlich gutgeheißen und dem des jungen geschmeichelt würde. Überhaupt ist Geheimhaltung das untauglichste Erziehungsmittel. Ich verspreche mir von einer Gegenüberstellung einstmals „Entarteter“ mit den Arteigenen einen Erkenntnisschub, ja eine Offenbarung von großem pädagogischen Wert: Da würden sich die Geister scheiden und in fruchtbaren Dialog und vielleicht furchtbaren Streit geraten – beispielsweise über die Entbiologisierung der Kunstbetrachtung und „Über das Geistige in der Kunst“ (Wassily Kandinsky, München 1912). Aber vielleicht wäre gerade dies höheren Orts unwillkommen? Vielleicht soll auf solch konkrete Weise in der annähernd bewältigte geglaubten Vergangenheit nicht neuerlich gewühlt werden? Es heißt im Volksmund: Wenn man in der Scheiße röhrt, stinkt's; vielleicht meint man neuerdings nicht nur, daß besagte Vergangenheit samt Kunst mit diesem Kraftausdruck ungerecht charakterisiert würde, sondern wünscht, daß überhaupt weniger gerührt, gewühlt, zersetzt, beschmutzt werde? Wenn dies zuträfe, ja dann käme doch die Nazikunst wie gerufen! – Was zögert Ihr dann noch?

Haben die Gegner noch etwas vorzubringen? Wenn sie davor warnen, der

Kunst des Dritten Reichs als einer teils barbarischen, teils banalen und größtenteils unkünstlerischen, mit Ausstellungen zuviel Ehre widerfahren zu lassen, sprechen sie aus einem Ressentiment und gebrauchen zudem eine Ausflucht. Denn weder ist die gesamte Nazikunst barbarisch und banal, nicht alles Banale und Barbarische direkt nazistisch, und manches, dessen Urheber in der Partei war, trotzdem große Kunst (wie zum Beispiel das Œuvre Bernhard Bleckers, eines starken Künstlers, aber schwachen Charakters), überdies sind in unseren Städten und Museen Werke von Nichtnazikünstlern zu sehen, die NS-Staatsaufträge ausgeführt hatten (Birkle, Koelle, Wackerle ...), auch solche von Künstlern, die den Nazis nahegestanden bzw. sich nicht von ihnen distanziert hatten (Klimsch, Kolbe, Radziwill, Tiebert ...), ja sogar solche von Karrieristen und Nazikünstlern (Breker, Kaspar ..., die Nazibauten ...) –; noch scheut man sich heutzutage, Brutalitäten und Banalitäten vorzuführen! Ich weise mit dem Finger auf den unsäglichen Schund und Schwachsinn, mit dem die Medien ihre Abnehmer permanent eindecken, zum Teil sogar mit dem aus der „unseligen Zeit“ –, und banal finde ich auch Pollock, Vedova, Warhol, Nitsch und zig andere. Auch die Grausamkeit in Kunst und Leben wird dargeboten, – immerhin hat unser Kulturkreis der einst das denkbar Barbarischste als ein Symbol gewählt und beibehalten: einen zu Tode Gefolterten.

Das Argument schließlich, man erweise dem Nationalsozialismus ungewollt Reverenz, wenn man seine Kunst ausstelle, taugt gar nichts. Diese Kunst ist eben nicht pars pro toto, schön wär's – außerdem ist sie längst insgeheim und neuerdings vor aller Augen hoffähig, nicht nur in Köln und Regensburg. Auf diese Tatsachen mit der gebetsmühlenhaften Betroffenheit und kostenloser Entrüstung, gar mit Repressionsaufrufen zu antworten, scheint mir von einer vom Gemüt induzierten Blindheit und Denkbegrenzung zu zeugen und ist typisch für eine Haltung, die halb intellektuell ist und halb volkstümlich sein möchte, folglich unsauber ist – und zudem von einer Art Ignoranz, die, was arg ist, noch ärger macht, in aller Unschuld natürlich. Diese Haltung, die ich etwa von jenen eingenommen sehe, die auf Versammlungen ihr Strickzeug handhaben und dabei vor sich hin lächeln –, die nicht zu dumm und nicht zu kritisch ist, immer beim schönen Schein und an der Oberfläche verweilt, die Tiefe meidet, aber nicht das Moralisieren, die daher zum Schwarz-Weiß-Zeichnen neigt und zum Geschmäcklertum –, diese Haltung wird beispielsweise von der Fernsehsendung „Titel, Thesen, Temperamente“ unter die Leute gebracht. Sie hilft aber nicht, läßt alles wie's ist, schadet – die Haltung wie die Sendung: Wir kriegen bloß nahegelegt, daß, aber nicht bewiesen, warum dem Sammler Ludwig nicht nachgegeben werden dürfe, und Mariae Gloria nicht ernst zu nehmen sei. Es heißt zwar, auch ein blindes Huhn finde manchmal ein Korn, und in Hebbels Tagebüchern steht, sinngemäß, daß ein an sich richtiges Denkergebnis nichts wert sei, wenn es auf dem falschen Weg erreicht wurde –; ein Korn bleibt aber ein Korn, gleichgültig, wer's findet, und ein mit der richtigen Methode gewonnenes Ergebnis wird nicht dadurchsuspekt, daß ein hohler Kopf es sich auch zu eigen gemacht hat! Daß die Nazis sich freuen werden, wenn man ihre Schätze ans Licht bringt, dürfte nur die irritieren, die im Dunkeln laut zu pfeifen pflegen und die meinen, es gäbe

bei uns eigentlich gar keine Nazis mehr, nur weil sie ebendies lange genug hinausposaunt und endlich selber geglaubt haben.

Ich finde keinen zwingenden Grund, die Nazikunst nicht aus den Kellern zu holen. Die Argumente derer, die sie dort schlummern lassen möchten (bis zu welchem Tag eigentlich?), sind entweder zu kurz gedacht, oder sie bemühten das wahre Motiv, nämlich ihr Bedürfnis, endlich, endlich einmal in Ruhe gelassen zu werden mit dem alten braunen Mist – auf dem sie einst versehentlich mitgekräftigt hatten, oder hätten, wenn nicht die Gnade ...

Auf einen ganz fadenscheinigen Vorwand möcht' ich noch eingehen: Die Kunst nach 1945 ist abstrakt. Daß bei uns die Vehemenz des Kampfs zugunsten der Abstraktion ein Reflex gewesen sei auf das gerade Ausgestandene, dieser Gedanke wird bestätigt durch die – von seiten der Kritiker unschön geführte – Kontroverse mit den Gegenständlichen, beispielshalber der zwischen Will Grohmann, Franz Roh etc. und Carl Hofer in den 50er Jahren. Was vor 1933 quasi organisch entstanden und dann außerhalb Deutschlands organisch gewachsen war, das wurde nach 1945 bei uns bewußt-unbewußt vorangetrieben in einem krampfhaften Willensakt der Selbsterneigung und des Neubeginns; – und dadurch war gleichsam vorprogrammiert der ostentative Bruch mit der realistischen Tradition, die man desavouiert glaubte durch das Regime, mit dem nun radikal gebrochen werden mußte. Viele Künstler haben diese Schwenkung mitgemacht, und vielen Werken ist das schlecht bekommen, – bei Dix und Birkle find ich's besonders schmerzlich. Wer sich nicht beugt, wurde vergessen gemacht – wie Christian Schad.

Da also heute die Hauptströmung der Kunst die abstrakte ist, in der westlichen Hemisphäre jedenfalls, könnte man versucht sein, auf ein allgemeines Desinteresse am realistischen Stil und somit an der Kunst der Nazizeit zu schließen; und auf viele Museumsleute, Künstler, Liebhaber und die meisten Galeristen und Kritiker trifft dies ohne Zweifel zu, – aber eben nicht auf die Allgemeinheit (Grützner wird von Jahr zu Jahr teurer – Grieshaber: fest – Vassarely: Kursverluste). Ebendeswegen hat Alfred Hrdlicka gegen die Bevormundung vom Leder gezogen und Ernst Fuchs sich gegen sie ausgesprochen. Noch ein paar Worte zu einem ernstzunehmenden subjektiven Einwand: Wenn ich auch zu meiner Behauptung stehe, daß selbst die ehrenwerten Gegner meiner Forderung zu kurz gedacht hätten, so verkenne ich doch nicht, daß sie von der, wie ich sage: vermeintlichen, Aufwertung der NS-Kunst persönlich getroffen würden: Kunstliebhaber und Antifaschisten könnten sie als Affront, als Schlag in ihr Gesicht, als Vereitelung ihrer pädagogischen Bemühungen auffassen. Und sie könnten Beklemmung fühlen, sogar Angst. Ich halte ihnen aber entgegen, daß, selbst wenn eine tatsächliche Rehabilitation angebahnt würde, ihre Befürchtungen sich aufs falsche Objekt richten – auf eine Wirkung, statt auf die Ursache. Zweitens halte ich ihnen entgegen, daß die NS-Kunst wohl eine Konzentrations-, doch keine Ausnahmeherscheinung und demnach nicht isoliert zu betrachten ist: Chauvinismen, Nationalismen, Faschismen und ihre scheinbar unpolitischen Pendants, die Pendelschläge zwischen Staats- und privatem Kitsch, gab es in der Kunst aller kleinen und großen Zeiten und Länder. Gegenüber der griechischen Klassik kann man den Hellenismus werten als Verfall; dem spätromischen Kitsch hat Alois

Riegl ein dickes Buch gewidmet; im Spätmittelalter haben sich die Formen verselbständigt, und noch einmal im Manierismus und noch einmal in der Deko-Art-Zeit und immer wieder; viele Nazarener sind unerträglich süß, und ihr Ernst ist aufgesetzt, und vollends Ludwig Richters Innigkeit ist künstlerisch zwar sehr gekonnt inszeniert und auch schön anzuschauen, doch eine faustdicke Lüge, – dito der schwerfällige Hans Thoma; und schließlich ein Gang durch unsere Kaufhäuser, Kunsthandlungen, Wohnstuben, das Blättern in alten Familienzeitschriften bestätigt dem, der hinzuschauen sich nicht scheut: Kitsch war allezeit beliebter als seriöse Kunst, und ihr quantitativ überlegen. Und, hatten wir selber, die wir uns aus Neugier und Liebhaberei zu Kunstkennern ausgebildet haben, nicht in unserer Kindheit fasziniert vor dem Öldruck des „Guten Hirten“ in der Jahrmarktsbude oder im Schlafzimmer der Großtante gestanden? Und die Poesiebilder, Rauschgoldengel, Förster im Silberwald, – und heutzutage die neue Invasion der Sentimentalität, die Clownsfiguren, Zirkus Roncalli, Momo, Nostalgie und anderer Firlefanz, und immer noch die Blühende Heide und die Bergbilder und die handgemalte Zigeunerin für 198 Mark 95? Wir sind und waren immer von Kunst umgeben, die, ästhetisch geurteilt, schlechter als manche Nazikunst ist, und die volksbildnerisch-politisch sich doch gerade dergestalt auswirkt, daß es zur Hochschätzung der NS-Kunst – wenn überhaupt eines – nur eines winzigen Schrittes bedarf! Das ist ein weites Feld –; dagegen müßten die Sensiblen anstreben. Versteifen sie sich, weil's ein zu weites Feld ist, also aus Hilflosigkeit, aufs Ausklammern des spektakulärsten Sektors? Ihre Empfindlichkeit verstehe ich, aber nicht, wozu sie sich von ihr verleiten lassen.

Ohnehin ist ja der heikelste Aspekt unseres Gegenstandes, die Frage nach der Moral der wenigen Großen ihres Fachs, die mittaten und es sich gutgehen ließen, während Barlach, Kollwitz, Röhrig und so viele andere Große Hunger und noch Schlimmeres litten, bereits seit den Tagen der Spruchkammerverfahren zu ihren Gunsten entschieden. Sie waren halt Künstler gewesen, und nichts als das; in die NSDAP waren sie halt mit reingelaufen. Bernhard Bleeker war auf den Rat seines Freundes, des Architekturprofessors German Beßelmeyer, 1932 eingetreten und bis zum Schluß dringeblichen; war bis 1945 „Dozentenbundführer“, hat aber Kollegen eher genützt als geschadet; hat gegen die Kulturpolitik der Ziegler und Thorak opponiert – und unbearrirt seine weit überdurchschnittlichen Werke geschaffen. 1946 wurde er von der Spruchkammer als „Minderbelasteter“ zu 20 000 Mark Sühne und drei Jahren Bewährungsfrist verurteilt und nach deren gnadenhalber Aufhebung 1948 – weil er gezahlt und seine „demokratische Gesinnung bewiesen“ hatte – zum „Mitläufers“ zurückgestuft. 1950 kam die erneute Anerkennung. Ab 1955 erhielt er wieder Großaufträge, Preise, Würdigungen, 1978 in Nürnberg eine Gedenkausstellung.

Wer dies weiß, wird vielleicht mit etwas gemischten Gefühlen vor seinen Plastiken stehen und deren Qualität nicht mehr unvoreingenommen genießen können und, solchermaßen geschärften Blicks, vielleicht auch ihre Begrenzung entdecken können, womöglich ihre Schwächen, die von einer Schwäche ihres Schöpfers künden? Mit besonderer Liebe, zum Beispiel, hat dieser sich gleich nach Kriegsende der Bergung und Restaurierung seines „Toten Solda-

ten“ (vom Kriegerdenkmal im Münchener Hofgarten) gewidmet, zunächst auf eigene Kosten, wie er in einem Brief betont, und mit Erlaubnis der Besatzungsmacht, später in offiziellem Auftrag. (1972 wurde die Marmorfigur ins Bayerische Armeemuseum in Sicherheit gebracht und durch einen Bronzeabguß ersetzt, der unter der Leitung seines ehemaligen Schülers Hans Wimmer hergestellt worden war.) Viele werden darin keineswegs ein Zeichen der Beschränkung oder einer Schwäche sehen, nun gut, kein Wunder, – was ich sagen will: ein Antikriegsdenkmal hat Bleeker keines geschaffen.

Gegen ihn eingenommen zu sein, weil er ein unpolitisch-konservativer Mensch und wenig progressiver, aber dennoch großer Künstler gewesen ist und daher prädestiniert, dem Nationalsozialismus auf den Leim zu gehen, ja, ich versteh's, – aber auf die Auseinandersetzung mit ihm zu verzichten, an seinen Sachen Anstoß zu nehmen, ausgerechnet an seinen, und einfach kurzentschlossen den Stab zu brechen, das wäre denn doch überspannt – zumal eingedenk dessen, was für Pack nach '45 so unbesehnen und massenhaft wieder herangezogen worden ist und sich so mühelos aufgeschwungen hat. Es war ja Essig mit der sogenannten Stunde Null! Und das Diffamieren der gegenständlichen und Promoten der abstrakten Kunst war auch bloß üble Augenwischerei. Etwas Unverbindlicheres, als die Kunst der unendlich vielen Variationsmöglichkeiten und des Nur-Schönen, gibt's gar nicht. Es ist nicht nur theoretisch zu erschließen, auch Anzeichen deuten darauf hin: Informelle Kunst und Moderne Farbphotographie – das wird die Kunst des kommenden raffinierteren Faschismus sein.

Die Kriegerdenkmäler beider Weltkriegs stehen noch. Das Morden geht im Kleinen weiter. Was die Gedichtzeile „Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“ mit Wörtern zu fassen sucht, unzulänglich, weil dies Unfaßbare nicht gedacht, nur getan werden kann –, das wird ungesühnt bleiben, das wird uns anhängen, und wir werden an den unwägbaren Folgen zu tragen haben, um so länger und desto schwerer, je normaler wir zu sein wünschen. Wir bauen Waffen, drohen damit, verdienen daran, das Morden geht weiter. Zu normal! Unser Planet droht umzukippen und überzuschnappen –, so daß ich es beinahe unangebracht finde, das, was ich jetzt als drittes sage, bedingt durchs Thema, auch auf die Kunst der NS-Zeit zu beziehen. Drittens: Man muß der Wahrheit gelassen ins Auge schauen, und wenn sie noch so ekelerregend ist!

VIII

Mag jeder sich Kunstwerken nähern, wie er's gelernt hat und wie ihm zumut ist, und sich heraussuchen, was ihm gefällt – und wäre es ein Bildnis seines Abgotts (dessen Photos und Reden ohnehin überall zu haben sind) –, ein schlechterer Mensch oder zu Untaten angestiftet würde er dadurch nicht. Mag jeder von Kunst sich entlasten und trösten, oder sich verstören lassen; von ihr Nachhilfe für seinen Selbstbetrug, oder Anstoß zum Selbstdenken empfangen; oberflächliche oder tiefere Gefühlsregungen suchen; sich anschwindeln oder belehren lassen; – Staatsbeamte können dies mit dem billigen Mittel des Gewöhrens bzw. Versagens nicht steuern. Außerdem: Meinungs-, nein, jegliche Bildung ist auf Quellenkenntnis angewiesen.

Der ungehinderte Zugang zur Kunst der NS-Zeit, der Vergleich mit Antipoden und dem Gesicht anderer Epochen, enthüllte und entschärfte zugleich die gesellschaftliche Funktion dieser Bildwerke – die schuldig blieben, was Kunst eigentlich auszeichnet und bedeutsam macht: die bildnerische geistige Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit, – und die retuschierten, bzw. unterschlugen, was um sie herum vorging: das Leben und Sterben im Dritten Reich.

Erst vor einer langen Reihe neutral ausgewählter Originale könnten wir unterscheiden, könnten wir Vorurteile, negative wie positive, durch Urteile ersetzen und, zum Beispiel, die Vermutung widerlegt oder bestätigt finden, daß die Kunst der NS-Zeit für den Beschauer kein Erlebnis, sondern, daß sie hie banal, da brutal, dort langweilig, meistens plakativ, immer aber aufdringlich sei; daß sie keine Freude vermittele und niemals Heiterkeit ausstrahle, sondern häufig von humorlosem, griesgrämigem, neuntöterischem, trübsinnigem Ernst und zumeist von detailversessener, korinthenkackerischer, miesiger Kleinlichkeit sei; daß sie keine Erkenntnis über die Menschen und ihre Welt gewähre, sondern bloß Einblicke in die Tiefe von dreiunddreißig bis fünfundvierzig Millionen deutscher Seelen; daß da kein Funke überspringe, bloß kaltes Licht scheine; daß da keine Frische sei, bloß perfekte Technik – wenn's hoch kommt; daß die Nazikunst unlebendig, gezwungen und uninspiert, gequält, forciert und aufgeblasen, dissonant, pathetisch-hohl und schmierenkomödiantisch, mittelmäßig, scheinheilig und verlogen, daß sie eine unfreie, vom nazistischen Infekt geschwächte Kunst und darum weiter nichts sei als: repräsentative Dekoration für Repräsentationsbedürfnisse, Wohnzimmerschmuck, Gebrauchskunst. Etwas fürs Gefühl und, da ihr der kritische Geist ausgetrieben worden war, nur fürs Gefühl, – und vielleicht, ästhetisch und funktionell, dem Liede „Trink mer noch a Glaserl Wein“ nicht unähnlich.

Obwohl ich voraussehe, daß man sie in ihrer Gesamtheit, da sie das Produkt einer ungeheuerlichen Zeit ist, identifizieren wird als ein ungeheuerliches Produkt –, und zwar eindeutig da, wo sie der Entmenschlichung huldigte, und indirekt dort, wo sie von ihr ablenkte, und das war die Regel, und diese Regel leistete Ungeahntes und Hochwillkommenes: Eichmann, Höß, Mengele wurden zu Fabelwesen und die Gaskammern zu Hirngespinsten –, obgleich also, vielmehr: weil ich voraussehe, daß man die gesamte Kunstproduktion des Dritten Reichs zuvörderst als ein politisches Phänomen, sodann als Untersuchungsgegenstand der Psychologie und erst zuletzt als kunsthistorisches Problem zu behandeln haben wird, bin ich dafür, daß sie ans Licht gezerrt und studiert werde: Wir könnten und müssen noch viel lernen! Und nicht an isolierten Beispielen, am ganzen Komplex, dem die freien Künste und die historischen Fakten gegenüberzustellen wären, sähen wir, was künstlerisch, und lernten wir – wie gesagt: indirekt –, was sonst herauskommt, wenn Psychotiker und Pfahlbürgertum sich zusammentun und fragwürdigste Ideale mit ihren individuellen und zugleich kollektiven psychischen Defiziten durcheinanderbringen. Indirekt lernen deshalb, weil nur wenige der nazistischen Fixen Ideen in der zugehörigen Kunst sich niedergeschlagen haben und weil deren widerwärtigste und pathologischste, aber gleichwohl in die

Tat umgesetzte, zwar nicht im Verborgenen umging wie heute, im Gegenteil, sie war ja Staatsdoktrin, – ihre letzte Konsequenz aber doch im Geheimen und mit einem Anflug von schlechtem Gewissen verübt worden ist. Darum wird die Kunst der Nazizeit auch eine Biedermannstarnkappe gewesen sein – vorm Ausland und vor den eigenen Leuten, und das wird man ihr wohl direkt ansehen können. Sie ist nämlich, anders als die sonst in vielem ähnliche Wilhelminische, ein in der Kunstgeschichte einzigartiges Dokument der Verdrängung: In ihr ist nicht Psychologie angewandt, diese muß auf sie angewendet werden, ebenso auf ihre Auftraggeber, die womöglich schwach ahnten, weshalb sie die Entdeckung des Genies Sigmund Freud so elementar haßten. (Der Teufel fürchtet das Weihwasser längst nicht so wie die Nationalsozialisten den Geist.)

IX

Ob nun in erweiterten oder neueingerichteten Museen, gleichviel – wenn sie erst in ihrem ganzen Spektrum der Öffentlichkeit ausgesetzt sein wird, wird man die Kunst des Nazireichs letztlich erkennen als das, was sie wohl notwendig nur sein konnte: als Dreck. Als ein Dreck, der für sich spricht – und gegen seine Zeit, und der uns die Augen öffnet. Und man wird, denke ich, dem Urteil von Ernst Fuchs mit mehr Skepsis begegnen, als man heute seinen künstlerischen Hervorbringungen gegenüber hat.

Die Wächter über die NS-Kultur hatten ausgesondert und verfügt, wer arbeiten und ausstellen durfte. Die's durften, sonderten aus, was irgendwie hätte Anstoß erregen können, und trafen je nachdem, was sie hervorbringen wollten, konnten, durften, mußten, ihre eingeschränkte Wahl. Hieraus nun möchte Ernst Fuchs abermals wählen. Was bliebe nach dreimaligem Filtern übrig? Etwas Reines, sozusagen chemisch Reines? Das ist noch nicht erwiesen. Aber etwas Sauberes, Weiches, Dünnes, Glattes, Kraftloses gewiß! Nicht NS-Kunst, noch Kunst der Nazizeit, vielmehr: unverfängliche, unverbindliche, Zeitlose Kunst, die zufälligerweise aus jenen Jahren stammt. Zufällig? – Nun, wir werden sehen. Aber dafür sich stark zu machen, für l'art pour l'art?! – Nun ja, die Türen, die er da einrennt, sind seit hundert Jahren ausgehängt. Die Museumsleiter könnten Ernst Fuchsens Wunsch, so paradox es klingt, sinnvoll nur willfahren, indem sie ihn nicht eigens berücksichtigen: Was nämlich an derart „Zeitloser Kunst“ vorhanden ist, stellt kein Novum in der Kunstgeschichte dar, das wird von den originären Meistern Runge, Friedrich, Hasenclever, Blechen, Menzel, Spitzweg, Leibl, Schuch etc. qualitativ weit übertroffen und in den Sammlungen vorteilhaft und zudem rechtmäßig (mit dem Erstgeburtsrecht!) vertreten. Aber sogar dann, wenn Gnade vor Recht und man ans Selektieren ginge, was unverzeihlich wäre aus den oben dargelegten Gründen – die von Ernst Fuchs oder in seinem Sinne aus dem NS-Erbe ausgesuchten koscheren Sachen wären gar nicht so ganz koscher: selbst denen haftete noch ein NS-Touch an, oder, in den seltenen zweifelhaften Fällen, wohl immer noch eine mit empfindlicheren Sinnen wahrnehmbare braune Aura – ausnahmslos allen aber der Hautgout des Traditionalismus und des Nachschöpfertums.

Ich will dem Urteil nicht vorgreifen, das jeder für sich fällen mag; – jedoch meine Stimme erheben gegen die eventuell bereits gefaßte Absicht, mittels Selektierung und anderer Tricks Stück um Stück und Schritt für Schritt die Losprechung und schließlich die Aneignung der Kunst der NS-Zeit, und dann dieser Zeit selber, zu erschleichen.

Aus der Befürchtung eher, daß solche Bestrebungen Erfolg haben könnten, als aus Verwunderung über das Faible der Theologin Ranke-Heinemann und das Ansinnen des Künstlers Ernst Fuchs, habe ich mich über diesem unwürdigen Gegenstand ein wenig echauffiert. Dem Polit-Grafiker Klaus Staeck konnte ich allerdings auch nicht folgen: Er sieht den Wald vor Bäumen nicht; und was er zu unserm Thema beiträgt, sind nur Bären Dienste, solange er ignoriert – trotzdem sie ständig und nicht nur von dem Kölner Kunstmäzen einschlägig aktualisiert wird –, daß diese ungelöste Frage als Hebel dienen kann, der, angesetzt an unserm wunden Punkt, nach rechts und links sich betätigen läßt.

Auch darum schließe ich mit einem „Hoch!“ auf Alfred Hrdlicka.

Literatur (in der Reihenfolge ihrer Verwendung bzw. Zitierung)

- Hans Wollschläger, Die Gegenwart einer Illusion, Zürich 1978
ders., Die bewaffneten Wallfahrten gen Jerusalem, Zürich 1973
Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller, 2 Bände, Leipzig 1972
Franz Radziwill, Ausstellungskatalog Berlin 1981/82, Berlin 1981
H.W. Keiser/R.W. Schulze, Franz Radziwill. Der Maler, München 1975
Karl Röhrl 1886 – 1972. Ausstellungskatalog München, Stadtmuseum, 1982
Ernst Kammerer, Fritz Koelle, Berlin 1939
Albert Birkle, Ölmalerei und Pastell, Ausstellungskatalog Salzburg, Museum Car. Aug. 1980
Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitlerterror, Basel 1933
Fred K. Prieberg, Musik im NS-Staat, Frankfurt/Main 1982
Hans Pfitzner, Die Juden in der Musik, ca. 1935 (Titel abhanden gekommen!)
Karl Hofer, Zur Situation der Bildenden Kunst, in: Der Monat 77, Februar 1955
Zwischen Krieg und Frieden. Gegenständliche und realistische Tendenzen in der Kunst nach 45, Ausstellungskatalog Frankfurt, Kunstverein, 1980; Berlin 1980
Bernhard Blecker (1881 – 1968). Dokumente zu Leben und Werk des Bildhauers, Ausstellungskatalog Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, 1978 (Archiv für Bildende Kunst, Materialien 5a)
NS-Zeitschriften, wahllos herausgegriffen (z. B.: Das Bild, Müller, Karlsruhe Jan. 1935; Kunst und Volk, Elsner und Elsner, Berlin Febr., Apr., Mai 1937; Die Kunst für alle, Bruckmann, München Juni 1942, Aug. 1943)
NS-Kunstkataloge (der „Großen Deutschen Kunstausstellung“, München, Haus der Deutschen Kunst, Bruckmann, München 1937 – 1944)

Aus der Trickkiste ...

können Lehrer und Erzieher, aber auch Eltern Vorschläge entnehmen, wie Unterstufenkinder auf unterhaltsame Weise zum logischen Denken angeregt und ihr Interesse an wissenschaftlich-technischen Vorgängen geweckt werden kann. Ob Kindernachmittage oder andere kleine und große Festlichkeiten – Knobelaufgaben, Experimente und Legespiele sorgen immer für Stimmung und sind lehrreich. Eine Fülle von Anregungen finden Sie in diesem reichhaltig illustrierten Buch.

Aus der Trickkiste

Von Irene Greiner, Peter Nitschkowski und Bernhard Seipelt
Knobelaufgaben, Experimente und Denkspiele für den Schulhort

Reihe: Bibliothek für Horterzieher

136 Seiten, 200 Abbildungen, Broschur, 7,80 DM + MwSt.

Bestellangaben: 709 1958/282570 Trickkiste

ISBN 3-06-282570-7

Ihre Bestellung richten Sie bitte an eine Buchhandlung.

▼ Volk und Wissen
▼ Volkseigener Verlag Berlin
DDR-1086 Berlin, Krausenstraße 50, Am Spittelmarkt

Die VVN – Bund der Antifaschisten Bayern hat im vergangenen Jahr den „Jörg-Scherkamp“-Preis für zeitgenössische Werke der Literatur und der bildenden Kunst ausgeschrieben. Auf der Landesdelegiertenkonferenz, die am 14. und 15. März 1987 im Augsburger DGB-Haus stattfand, wurden die Entscheide der Jury – im Literaturwettbewerb Lore Schultz-Wild, Friedhelm Kröll, Franz Xaver Kroetz, Dieter Lattmann und Oskar Neumann – bekanntgegeben. Den 1. Preis erhielt Waltraud Spakler, München, für ihre Prosaarbeit „Am Gasteig“. Der 2. Preis wurde geteilt; ihn erhielten Ingo Cesaro, Kronach, für sein Gedicht „In Augenhöhe“ und Gerhard C. Krischker, Bamberg, für „Komm mit mir“. Die Redaktion kürbiskern gratuliert den Preisträgern und stellt ihre Arbeiten als Erstveröffentlichungen vor.

Ingo Cesaro In Augenhöhe

In Augenhöhe Bäumen
Binden umgelegt ganz in Schwarz
in einer Feierlichkeit
daß dem angetretenen Exekutionskommando
später beim Laden noch
vor Rührung die Hände zitterten

und auf die Rinde das Herz
gemalt mit weißer Kreide
dann übungshalber
immer wieder „Feuer“ befohlen

trotz der ständigen Salven
kehrten am späten Nachmittag
die Vögel wieder
auf die Bäume zurück
während die Schützen noch immer
den Ernstfall probten
Salve um Salve

als müßte Töten geübt werden
in unserer Zeit.

Gerhard C. Krischker Komm mit mir

Johannes Schwanhauser, Kustos von St. Gangolf, inspirierte und initiierte durch seine engagierten Predigten in der Theuerstadt den Bamberger Baueraufstand. Aufgrund des Vergehens, die „neue Lehre“ verbreitet und für die Armen seiner Gemeinde während des Gottesdienstes gesammelt zu haben, wurde er im Herbst 1524 seines Amtes entthoben und des Landes verwiesen.

Komm mit mir in die Theuerstadt,
Laß alles stehn und liegen.
Dort kündt' einer die neue Lehr
Und nicht die alten Lügen.
Ein Pfaffe zwar, doch einer nicht,
Der Myrr' und Weihrauch predigt
Und nicht sein Antlitz huldvoll neigt
Und haucht ein „Ewig, ewig“.

„Ewig“, so spricht er, hebt die Hand,
„Ist nichts, Brüder und Schwestern.
Ein Morgen ist, so glaubt es mir,
Nur möglich ohne Gestern.
Und dieses Gestern, das ihr kennt,
– ich brauchs euch nicht

beschreiben –
Das heißtt, wer arm ist, habe arm,
Wer reich ist, reich zu bleiben.

Seit Petrus sprach: „Den kenn' ich
nicht!“
Ward nicht mehr so gelogen.
Noch niemals schwamm ein
Vögelein,
Ein Fisch ist nie geflogen,
Die Wurzel kann zum Wipfel nicht,
So will mans euch erklären.
Dies sind“, und seine Stimm wird
laut,
„Die wunderlichsten Mären.“

Beifällig Murren hört man da
Und viele Köpfe nicken.
Gleich ist man wieder Ohr und
lauscht.

Kein Schläfer braucht das Zwicken.
„Der Vogel – nur als Beispiel dies –
Nach dem man mich benennet,
Fühlt sich im Wasser also wohl,
Wie er die Lüfte kennet.“

Und während er dies alles spricht,
Ein Bub geht durch die Menge,
Mit einer Büchse klappert er;
Kaum kommt er durchs Gedränge.
„Für mich ist's nicht, was ihr da
gebt,
Es ist für unsre Armen,
Für die der Dom nur Sprüche hat
Und keinen Funk' Erbarmen.

Vom Beten wird der Mensch nicht
satt
Und auch nicht von der Messen.
Selbst Gottes auserwähltes Volk,
Das brauchte was zum Fressen.
Ich gäb euch, glaubt mir, wenn ichs
könnnt,
All Gold, was ich bewache.
Zur Ehre Gottes soll es sein.
Allein, daß ich nicht lache:

Die Mönche saufen Wein daraus
Und schenkens ihren Weibern.
Der Leib des Herrn entzückt sie
nicht,
Das tuen andre Leiber.
Maria ist die Jungfer nicht,
Die sie voll Wonn verehren,
Und deren jungfräulichen Schoß
Sie inbrünstig begehrn.

Ihr und mein Meister fern in Rom,
Der sammelt für Sankt Peter:
Die Kirche muß die größte sein,
Die Armen kommen später.
Wie lange, frag ich euch zum Schluß,
Laßt ihr euch das gefallen,
Was man mit dir anstellt und dir
und dir und mit uns allen.

Fangt an und wehrt euch, wies die tun
In Thüringen und Schwaben,
Und wenn ihr wollt, daß' wenigstens
Die Kinder besser haben.
Heut noch beginnt damit und streut
Aufs Feld den ersten Samen,
Damit ihr auch noch ernten könnt.
Mehr rat ich euch nicht. Amen.“

Der Kustos aus der Theuerstadt,
Den hat man uns vertrieben,
Doch was er sagte, was er sprach,
Das ist in uns geblieben.
Mein Bruder, komm beeile dich –
Den Schuh brauchst du nicht binden –
Am Zinkenwörth zur elften Stund,
Da wollen wir uns finden.

Der Hartlieb Hans, der Lautensack
Und wie sie alle heißen,
Die wolln aus Bürger, Bauersmann
Ein festes Bündnis schweißen.
Als Tropfen nämlich bist du nichts –
Verzischst auf heißem Eisen –
Der Ohnmacht Mauern könn' wir nur
Als starke Flut einreißen.

Waltraud Spakler
Am Gasteig

Hier und Jetzt

Verhungern läßt mich hier keiner.

Werner im Grünen Haus schiebt mir den Stollen vom letzten Weihnachten hin, ohne Schimmel ohne Maden. Theo: Knoblauchzeh und Paprika – vom griechischen „Obstler“ gegenüber. Alle möbeln meinen Haushalt immer wieder auf, der sich immer wieder auflösen will.

Anna unterstützt mich mit Briefmarken und Trockenmilch. Alle reparieren alles, Schorsch besohlt meinen Schuh: Gummifleck oder Lederfleck?
Tips für Münchner Suppenschulen.

Aber jetzt hab ich Arbeit, kann hier sitzen, im Café Rosenheim ein Wasser bestellen, das vergangene Jahr Revue passieren lassen und zusehen, wie das moderne München lebt und lebt zwischen Grünem Haus und Gasteig.

Doch wenn ihr mir wieder Kamillentee einschenkt, dann sag ich nicht nein und danke und:
Nie werd ich mich beruhigen.

Das Grüne Haus

Die Männer kommen durch die Haustür, den Flur, das Treppenhaus, aus den Stockwerken – alte mittelalte junge Männer, Männer mit graubraunen eisgrauen Bärten.

Mit Stöcken Krücken im Rollstuhl. Sie gehen bedächtig, schlurfen, stolpern kippeln trippeln schleichen schreiten – gebückt, aufrecht. Schiefe einäugige Gesichter. Gesichter von zähen Kriegern.

Ihre Heimat davor: Ein Zimmer eine Wohnung ein Haus, Frau Kind ein Handwerk ein Dorf eine Stadt ein anderes Land in Deutschland. Noch früher: Krieg in Ost West Nord Süd oder Warnung Widerstand Buchenwald Mauthausen.

Noch früher war die Heimat für alle eine Kindheit in Mecklenburg, Franken Ostpreußen Bottrop Rosenheim Berlin.

Sie kommen von weit, sie kommen aus Deutschland. Mit Granatsplittern im Bein, Schrauben im Knie, kaputten Füßen Rippen Mägen Nieren Herzen. Aber's Hirn ist nicht kaputt, sagt Schorsch.

Ich stell mich breitbeinig hin, lese, rufe, schreie gegen den Krach. Messer-, Löffelklappern. Der mit dem schwarzen Hut schreit, ich soll doch verschwinden. Mach' daß du wegkommst. Die anderen lachen: weiter weiter, oder sind leise ganz leise. Leise und stumm wie Willi, der heute aussieht, als würde er übermorgen verlöschen, sich verabschieden – leise leise.

Drei Tage später ist Willi tot.

Dieses bucklige Leben. Ja, Katzenjammer dieses Leben, sagt einer zu diesem neuen Toten.

Auf der Beerdigung der Pfarrer: Balance, Freiheit, Liebe – Willi hat nicht den einfachen Weg gewählt, zum Schluß war er glücklich in München, im Grünen Haus, in der Werkstatt, Tonfiguren bemalt ...

Glücklich?

Jeden Tag das bißchen Taschengeld für Tabak und Schnaps von der guten Rente. Zweimal in der Woche nach Schwabing zur Blutwäsche. Wie hast du diese Fahrten gehaßt – erst mit der U-Bahn, dann mit dem Taxi.

Willi, auf deiner Beerdigung waren die Bäume in der Sonne strahlend. Gelb und rostrot. Das Gras war grün und der kleine Fluß und ein kleiner See mit weißen Möwen: blau – so blau unter dem blauen Himmel.

Willi aus Königsbronn, demselben Dorf wie der vom Bürgerbräukeller. Wie hieß der doch – dieser Mann, dessen Namen keiner nennt, dieser Mann, dessen Namen bald keiner mehr kennt: Elsner? Elstner?

Georg Elser und die Münchner Philharmonie

Georg Elser wird beim Übertritt über die grüne Grenze an der Schweiz gefaßt, nach München gebracht, im Wittelsbacher Palais vom 13. bis 14. November 1939 vernommen. Mit Folterspuren kommt er zu den nächsten Verhören. Im April 1945, wahrscheinlich am 9. 4., wird Elser in Dachau ermordet.

Zur Eröffnung von El Bunker und der Philharmonie lesen wir:

Die Münchner Philharmoniker hatten ihren Sitz in der Ecke Türken-/Prinz-Ludwig-Straße. Sie wurden im Krieg ausgebombt. Die Stadt beschloß, DEN DURCH QUALEN IN DEN FOLTERHALLEN DER GESTAPO AM WITTELSBACHER PLATZ ZUGRUNDEGEGANGENEN UND GE SCHUNDENEN DURCH EIN KULTURGEBÄUDE MIT EINER GE DENKSTÄTTE DIE ERINNERUNG ZU BEWAHREN.

STATT DESSEN ERFOLGT 1974 DAS GROSSE GESCHÄFT.

DIE STADT VERKAUFT DIE GE DENKSTÄTTE FÜR 50 MILLIONEN MARK – FÜR EINEN NEUBAU – AN DIE EXPANDIERENDE BAYERISCHE LANDESBANK UND BEGINNT MIT DEM ERLÖS NACH DEM ABRISS DES ALTERSHEIMS GASTEIG DAS PROJEKT KULTURZENTRUM ZU BETREIBEN.

Im Jahr der Jubelfeier, 40 Jahre BRD in Frieden und Freiheit, Eröffnung El Bunker, stellt ein Mann im Haidhauser Bezirksausschuß den Antrag, Georg Elser zu Ehren am Platz des ehemaligen Bürgerbräu eine Gedenktafel anzubringen. Der Mann, Jude, Widerstandskämpfer, wird wüst beschimpft, der Antrag abgelehnt.

Die Fortschrittleute vom Stadtviertelmuseum schreiben zur Geschichte des Bürgerbräu:

In den Jahren nach 33 fanden hier alljährlich die Treffen der alten braunen Kämpfer statt. Gespenstischer Aufmarsch der braunen Horden. NACH DEM KRIEG amüsieren sich im Bürgerbräu, der 1950 wieder eine Bierwirtschaft wird, amerikanische Soldaten.

VOR DEM KRIEG – NACH DEM KRIEG.

Aus Gedenkfeiern und Artikeln zum „Thema“ hat man dich rausgekippt, einfach rausfallen lassen, den 8. 11. 1939.

Auf dem Gelände neben El Bunker, wo sie nach dem Bürgerbräu auch alles andere kahlschlügen, Fabrik mit Schornstein, Lagerhallen, Schuppen, Restkastanien – ging Maria gestern noch die Wildtauben füttern.

Durch ein Stück atmende Wildnis auf Hügeln von Schotter Schrott Eisen Scherben Steinen Rost und Holz ging sie durch Pappelgebüsch, Zweige, Blätter glänzend graugrün biegsam zitternd im Wind, durch Distel Zinnkraut Klee, Brennessel heilsame Ordnung. Andere Teile waren in Aufruhr oder schon umgepflügt: Neben dem Bauwagen knattern LKWs, karren Berge von Erde heran. Die wird festgewalzt – plattes Riesenquadrat, Parkplätze für die feierliche Eröffnung der Philharmonie.

Und übermorgen: Das Betonzentrum auf der Restwildnis, Ergänzung zu El Bunker. Und die Totengräber werden das Grün obendrauf nicht vergessen – das berühmte städtische Grün.

Daß der Direktor des Unternehmens, in dem ich beschäftigt bin, im Gasteig residiert und ich ihn so bald würde besuchen müssen, hätte ich natürlich nicht gedacht.

Eine kleine Gratwanderung das Gespräch.

Aber plötzlich ist da der Blick auf die Riesengrube, wo eben noch Wildnis war. Es gibt keine Direktoren mehr, nur noch dieses Loch und die Unkrautränder am Bauzaun, Drahtzaun, Bretterzaun. Neben dem Hochbunker für Kultur die tiefe Grube mit den Fundamentresten des Bürgerbräu: Nicht tief genug kann dieses Grab sein, dein Andenken wieder und für immer und endgültig zu begraben.

Es soll dich nie gegeben haben.

Maria vertrieben

Maria liebt den Wildwuchs.

In ihrem alten Haus ging der Blick auf die Straße und einen großen Platz, der nur Platz war – ein in Ruhe gelassener Platz. Kiesel Gras Ahorn Holunder. Ihr altes Haus – klein aber pfenniggut.

Ihr Mann muß es wissen – er ist Maurer.

Das Dach ausgebessert, die Treppe sauber und glänzend.

Alles Leben in der Küche, Katzenbild an der Wand.

Radio, Käfig mit dem Vogel der singt.

Ihr Mann, wenn er von der Arbeit kommt, kann in der Küche seine Schuhe ausziehen.

Jetzt habens uns eine Wohnung angeboten,
ein Riesenwohnzimmer.
Was machen wir mit einem Reitstall?
Velours auf der Treppe.
Im alten Haus geht der Blick auf die Straße,
am Tag Sonne oder Wolken, am Abend die Lichter der Häuser.
Aber die Stadt schickte die Zerstörer:
Fußböden aufgebrochen, Fliesen, Strom ab.
Niemand niemand sollte auf die Idee kommen, hier könnte man
noch wohnen.
Sie werden schauen, wenn der Bagger kommt,
sagt der Stadtrat.
Das Nachbarhaus fällt, der Ahorn erstickt im Schutt,
die Schwalben kommen schon längst nicht mehr,
an den Wänden Fetzen Steckdosen Klingel.
Das andere habens alles weg –
vom Speicher zum Flohmarkt,
da machens noch ein Geschäft damit.
In der neuen Wohnung kann die Frau nicht schlafen
und der Vogel singt nicht mehr.
Jetzt hat sie einen Hof mit städtischem Grün.
Aber den Hädrich hams rausgerissen.
Der blühte so schön gelb.
Ich mags Unkraut.
Alles reißens ab und raus,
töten alles Leben, weil's nix abwirft.
Da kommt so ein Herr von der Stadt
mit Aktenkoffer und Funkgerät um'n Hals,
der trampelt auf mei'm Boden rum:
Alles durchgetreten, sagt er,
Fenster schließen auch nicht mehr.
Wir werden zu Flüchtlingen.
Aber wo sollen wir denn hin?
Ins Obdachlosenasyl.
Was nützen mir Licht und Sonne, wenn ich meine Wohnung verlier.
Wir sind Abfall.
Diese Herren reißen die Mäuler weit auf
und haben nix, wie man so sagt, im Zipfel und Sack.
Was verstehen die schon vom Leben.
Ich hab denen gesagt, da könnens beim Auszug für mich gleich einen Sarg
vor die Haustür stellen.
Da sind schon viele dran gestorben.
Lumpen Pack Bagage.
Wir scheißen auf eure Sanierung!

Das Sozialamt

Gegenüber vom Grünen Haus und ein paar Meter von hier: das Sozialamt,
das auch verschwinden wird – es macht sich komisch hier zwischen den glän-
zenden Fassaden.

Im Winter, als es so kalt war, wo kein Teppich half für die kalten Füße, keine
Socken halfen, keine Tees und überhaupt keine Wärme genügte bei der Käl-
te, auch wenn hinter dem Sozialamtfenster der Himmel blau strahlt, das
Dach dicht vor dem Fenster habe ich überhaupt noch nie so ziegelrot gese-
hen.

Der Mann neben mir, schwarzer Koffer, er antwortet so leise, Deutscher?
Fremder? Tausend und eine Nacht? Ruhrpott Polen kannt alles sein, von
überall her. Schmal, Augen schwarz, Haare schwarz, weiße Fäden im schwarz-
en Haar, hast auch nichts, bist nichts, armer Schlucker, ich hör nur die Fra-
gen, die kenn ich schon:
Vermögen? Nicht doch irgendwo Vermögen? Wann woher zugezogen, Straße
Stadt Beruf, ausgeübt, erlernt? Wovon lebten Sie denn bisher?

Aus dem Sozialamtfenster seh ich nur die roten roten Ziegel und den blauen
Himmel und weiß nicht
Welchen Tag haben wir heute
welches Jahr welche Jahreszeit
in welcher Stadt in Deutschland
und – warum sind wir nicht dageblieben vor der weißen Schranke, als die
Zeit stillstand am hellen Haus, da, im warmen grünen südlichen Land in der
Sonne.

Nach Hause durch Schneehäufen, keine Farbe weit und breit, im Treppen-
haus räum ich den Maurerdreck weg, hol Konfetti einzeln aus dem Schmutz,
eine Farbe dunkelblau, eine mittelblau, eine hellviolett und orange und grün
und gelb, bewahr sie auf bis zum Frühling, bis zum Sommer, bis zu dem ganz
einfachen Tag, den wir am Feldweg Waldweg Hügel oder Fluß in Farben
Grün und Blau Rot und Gelb – versteckt liegen in der Sonne in der Wärme,
Pappeln zitternd, Zweige, erschöpft und rumgezogen heilen wir uns mit Lip-
pen und Händen, sagen und fragen uns nichts, wollen nichts wissen – wie der
Baum der Wind der Abendstern.

Die neuen Einwohner

Die Geldleute und die Fortschritte sitzen hier in getrennten Freß- und
Sauftempeln.
Für die Geldleute und die Rathauskünstler kommen Kutschen vorgefahren
mit Austern und Scampi in Speckmantel.
Die Geldleute besetzen die Arbeiterhäuser und stellen ihre Rangerover auf
die Bürgersteige. Da sind die Fortschritte empört!
Am Anfang waren sie doch noch ganz unter sich, speisten an weißen Wänden

am blauen griechischen Meer unter Bildern von Hiroshima und Nicaragua-brigaden, griechischen Fischern und schwarzgekleideten Frauen – unter Dekkenstrahlern. Richteten sich ein in den freigewordenen Häusern, in Läden – Vollbackkorn, second hand, Wein und Olio Vergine aus Montepulciano, exzellent, gepreßt im frantoio, was du kannst kein Italienisch Sigi? In den Woll- und Webstuben, da hängt ein Pullover, der glitzert gelb und silbern durchs ganze Schaufenster. Wir können bei denen auch Kabarett und Weißbier kaufen, Sigi, unser Wochenbudget.

Postkartenläden haben die mit Humphrey Bogart und vielen vielen Botschaften und Bildern, die sich die Leute heute nicht sagen trauen.

Die Fortschrittleute kommen sogar aus Hamburg: Hier lebt es sich schön, wo es doch eigentlich gar nicht zum Aushalten war mit diesem Kahlschlag. Ihr Herz für Ausländer – kein Straßenfest ohne Suvlaki und Sirtaki – tragen sie in die ausländischen Lokale, nein, nicht dahin, wo überhaupt nichts los ist, wo schwarze Männer mit Schnurrbärten in sich versunken stundenlang dasitzen – Männer, die niemanden sehen wollen, von niemandem gesehen werden wollen, die einfach dasitzen, Karten spielen, Tee oder Bier trinken, manchmal feiern, immer ihre Freundschaft.

Auch mit den Resteinwohnern, die noch geblieben waren und sich amüsierten bei Straßenfesten ohne Infostand und Pappnase, bei Zitherclub und Vogeltausch in der Vogelbörse, bei Maßkrugstemmen und Gsangldichten, hatten sie nichts zu tun.

Überall da waren sie, wo sie garantiert immer wieder sich selber trafen, ihre vier Themen auszutauschen: Leben in ToskanaGriechenland, die internationale Küche, Schöner Wohnen und die Ergebnisse der Arbeitsgruppen.

Die neuen Einwohner waren glücklich.

Sie legten in den Hinterhöfen Gärten an.

Wir sind im ganzen Rückgebäude eine Wohngemeinschaft von jüngeren Leuten. Nur drüben, hinter dem Fenster, da wohnt noch eine alte Frau.

DIE WOHNUNG WIRD DANN AUCH NOCH FREI.

Ein Bild steht auf

Ein flaches Haus im Norden – Wind, ein kleines Grundstück

Obstbäume ein Schuppen

die alte Frau der Hund:

Und so bin ich allein

und so geh ich nicht weg

wo soll ich denn hingehen

es ist immer alles anders.

Das ist mein Mann

der ist gestorben, plötzlich

voriges Jahr.

Mein Mann war anständig – Schiffsbauer

ich hab ihm auch geholfen.

Und das ist mein Kalli
den haben sie eingezogen
der ist noch beim Heer.
Und das bin ich.
Das ist meine Bluse
das ist mein Hochzeitskleid
das sind die Sachen von meinem Mann.
Das Sommerkleid hab ich selbst gemacht
die Jacke hab ich gestrickt
das Haus hat mein Vater gebaut
die Decke oben hat mein Mann ausgemalt.
Ich hab noch das Grundstück und den Bootsschuppen
wir gehen mal raus – komm Rolli.
Da ist der Pflaumenbaum
und das sind Kirschbäume.
Kommen Sie wieder, kommen Sie, dann koch ich Ihnen was
kommen sie Montag
dann gehen wir in den Keller
ich hole Ihnen Äpfel raus
Sie können auch Weihnachten kommen
Rolli mein Liebling
Hier stinkt's? das ist der Fernsehapparat
Ich geh hier nicht weg
die Leute wollen immer was haben
Rolli alter Beller, komm.

Die Frau ist tot.

Türen aufgerissene Türen Schubladen

DUFTER TRÖDEL DUFTER DUFTER TRÖDEL

Da kannst deine Wohnung einrichten und dein neues Lokal.
Den Rest verkaufst auf dem Flohmarkt.

Nachbarn I Familie Kalkan, Angelina

Die Rückgebäude fallen eins nach dem andern in die Tiefgaragen.

„Das Wohnen in den Blöcken ist ungesund

Lichteinfallswinkel stimmen nicht

Besonnung Belichtung Belüftung

die Abstände zu klein

die Winkel zu spitz

zuwenig Grün zuwenig Platz

alles ist dunkel und häßlich, störend und eng

alles verschachtelt

und verschattet“

In den Höfen stört das Grün, das Leben, der Stein.

Familie Kalkan haben sie im Winter den Schutt vor den Garten geknallt. Aber der türkische Pfirsichbaum hat überlebt. Blühende Bilder durch die Jahreszeiten: Pfirsichbaum rosa, weiß die Kastanie, gestern die Linde, heute gegen den blauen Himmel Vogelbeere rote Perlen.

Türkische Perlhühner im Drahtverhau unterm Küchenfenster, Enten in der ausrangierte Badewanne. Familie Kalkan lebt auf dem Hof, Sessel und Couch, Sonnenbad und Gartenbau, Tomaten und Pfefferminz, Rosen und Basilikum. Arsun wächst heran, schwarze Augen, Haare, im Schlafanzug in den ersten Sonnenstrahl.

Aus Kalkans Nachbarhof klingt laut energisch und wütend das dreistimmige Maaa von Angelina Doriane Silvana. Sonnendach auf dem Balkon, drei Latten, Packpapier.

Ein Dorf in Calabrien im Frühling, zwei Tage hin zwei zurück, zwei Tage Aufenthalt, fahren fahren umsteigen fahren. Zum Willkommen eingelegte Auberginen Brot und Wein.

Die Kinder machen das Programm.

Komm wir gehen zum Friedhof.

Wir gehen über Hügel du mußt das Kreuz machen du darfst nicht fotografieren, fotografieren bringt Unglück. Jedes Grab soll eine Blume bekommen, die Armen und die Reichen.

Zur Kirche zur Messe, die schwarze und goldene Madonna, du mußt das Kreuz machen eine Kerze nehmen, untergehakt mit den Kusinen Freundinnen Nachbarinnen – gehen im anschwellenden Strom vom Unterdorf zum Oberdorf. Die Alten stehen am Rand in der Tür am Fenster vor ihren offenen Wohnzimmern, die gehen an die Straße dicht heran: Marmorfußböden glänzende Möbel Kamin Wandteppich mit Truthähnen Schlössern Frauen Papst Johannes. Auf den spiegelnden Flächen ein Elefant in blau Madonna Kalender von Tankstellen Apotheken aus Deutschland München der Rosenheimer Straße.

Ein Strom, schillernd zwitschernd, leises Reden Lachen – die Straßen des Dorfs auf ab bis zum nächsten Hügel.

Ich wache auf, höre den schreienden Hahn Autohupen Dorianas Musik von meinem Lager: die Sonne, grüne Wand, die offene Tür, die rosa Wand des Flurs, die weiße Gardine am Fenster, hell in der Sonne – alles verschwimmt und wird einfach.

Eine Tasse Espresso ans Bett.

Nebenan auf steinernen Fußböden das Schurren der Stühle.

Am nächsten Morgen zum Olivenhain zum Eichenhain zu den Blumen, verschwimmende Blüten blaue rote Flecken weiße Sterne Perlen Funken im warmen Gras.

Wieder zum Friedhof – ein Eselkopfknochen auf der Straße erschreckt die Kinder nicht.

Aber Angelina will wieder einmal wissen, was mit den Toten geschieht. Die Hunde fressen die Knochen von den Toten nicht. Angelina versteht ein biß-

chen Deutsch. Brot, Milch. Sie sagt, das erste, was man in Deutschland lernt, ist Brot. Dann Milch, dann wie spät ist es und ich liebe dich. Nein, sagen die andern: Die Alten lernen zuerst Brot, die Jungen ich liebe dich.

Oben bei der Kapelle auf dem Berg ist das Fest.

Jeder macht sich schön, geht, fährt hinauf.

Von hier sieht man das glänzende Meer.

Im Sommer mußt du kommen.

Ja im Sommer im Sommer, dann fahren wir ans Meer.

Am Abend Sitzen, Hocken vor der Küche auf dem kleinen Treppenabsatz und Schauen auf den Platz – ein weißer Platz im Abendsonnenschein, eine weiße Mauer und Männer auf Stühlen schwarz mit Hut und Pfeife.

Dahinter ist nichts und irgendwo das Meer.

II

Das Straßenfest, die Zeugin

Sie ist immer noch unsere Hausmeisterin mit 84 Jahren, Lina. Wir bringen die Miete, sie unterschreibt, holt den länglich schmalen braunen Holzkasten, legt die Scheine da hinein.

Die Schachtel hab ich vom Bürgerbräukeller, da hat man plündern dürfen nach dem Krieg. 'S war Streichkäse drin. Solche Schmerzen hat sie im Kreuz. Sein's froh, daß Sie's nicht im Kreuz haben. Schonen Sie Ihr Kreuz!

Und doch, mit einer Hand zum Rücken bückt sie sich ununterbrochen, so klein ist sie, so oft hat sie sich gebückt, das geht so schnell, daß sie mit ihrer Hand am Boden ist. Auf dem Kanapee in der Küche, ein Aufbau von bunten Kissen, Decken, liegt sie schmal klein und seitlich auf einen Arm gestützt. Das Jesusbild an der Wand – da sitzt er im goldenen Rahmen in einer verschwimmenden Bläue.

Kitsch, sagt der Experte.

Schön, sagen wir.

Der alte Pfarrer hat immer gesagt: Mei ist das Bild schön! Der hätt's, glaub ich, gern gehabt, das Bild.

Ihr Mann war im Krieg in Belgien. Einmal kam er auf Urlaub und als der zu Ende war, mußt er zum Zug und weil er son Durst gehabt hat, ist er schnell nochmal raus und hat sich am Bahnhof eine Halbe gekauft.

Derweil ist der Zug weg.

In der Früh am nächsten Tag haben's bei uns Sturm geläutet. Ich hab solche Angst gehabt, gedacht, es ist bestimmt was mit meinem Mann.

Die haben wild geklopft, Rufen: Aufmachen aufmachen! Die ham mich dann verhört. Mein Mann hat zum Glück immer alles aufgeschrieben. Wo er war, was er gemacht hat. Sonst hätten's ihm das nicht glaubt. Der wär an die Wand gestellt worden. Ich hab ihm dann gesagt, Herrschaft mußt' das denn sein, hättest halt ausgehalten, dein' Durst. Die anderen hams ja auch ausgehalten!

An diese Zeit erinnert sie sich, wie sie auf ihrer Fußbank steht, aus dem Fenster schaut auf das Straßenfest vor unserer Tür, die Polizeiarmee das Heer blitzschnell anrückt die Straße zuriegelt abräumt freiprügelt knüppelt – ein junger Mann im Rollstuhl dreht sich in Panik – in die Lokale in die Höfe, verhafteten mitkommen: In Stadelheim sind genug Zellen frei. Freigemacht. Sie sieht die Nachbarin, wie sie mit ihrem Mann und dem Kind im Auto heimkommen, die Polizisten haben den Mann und das Kind zum Haus geführt. Die Frau im Auto hat geweint. Sie hat gedacht, die Polizisten nehmen sie mit. SIE IST DOCH AUS POLEN!

Alles sieht sie von Anfang an bis Mitternacht und:

DIE JUNGEN HABEN NIX GEMACHT.
ICH HABS GENAU GESEHEN.

Werkstattgespräche

Fasching in der Werkstatt, da kann man sich schon mal 'nen Schnaps in den Kaffee gießen.

Schorsch mangelt Unterhosen, Albert bügelt Unter-, Ober-, Fußballhemden, Gustl bessert Hosen aus, flickt näht Schürzen für den Küchenmann.

Das Radio spielt: Resi i hol di mit'm Traktor ab.

Schon wieder ein neuer Toter.

Wo ist der Sinn vom Ganzen?

Wir werden hier erzogen.

Sollen uns in diesem Leben hier erziehen.

Was willst' machen, abkratzen müssen wir alle.

Dich müssen's ja 1,80 Meter tief eingraben. Du quillst ja auf im Sarg. Das dauert lang im Plastiksarg, bis die Mäuse den durchfressen.

Müllverbrennungsanlage wär' besser.

Ich brauch keinen Sarg, ich geh durch'n Schornstein.

Ich war ja schon mal im Sarg, sagt Sigi.

Mit fünf Jahren nach einem Unfall.

Der ist nicht tot, hat der Totengräber geschrien und ist auf mei'm Sarg rumgesprungen.

Aber der Totengräber hatte vom Krieg einen Granatsplitter im Hals.

Die Dinger wandern doch, also dem haben's nicht glaubt.

Mein kleiner Bruder ist wieder zum Sarg zurück, hat gerufen: Der Sigi darf nicht sterben, der Sigi darf nicht gehn. Sein Fuß ist am Sargdeckel hängen blieben, so hat der mich gerettet, praktisch.

Die Freundin des Hauses ist auch wieder da.

Ich war beim Vater der Berber. Früher fuhr der mit dem Fahrrad unter die Brücken, in die Parks, heute mit dem LKW, fahrende Kleiderkammer. Belegte Brote, Thermoskannen von den Klöstern abgefüllt, die Nonnen stricken auch warme Socken. Wenn ein Bruder in der Münchner Kälte verreckt, sagt er, der ist an unser aller Herzenskälte gestorben. Soviel Gutes tut der, rennt hier hin, dahin, schon das zweite Haus für die Brüder eröffnet, Möbellager,

Umzugsfirma, Frauenhaus will er aufmachen (wieso eigentlich nicht gemixt?). Sein Herz ist auch nicht das beste, da kann ich doch sicher was tun! Aber es geht nicht, geht nicht.

Bin nicht fromm genug. Fromm frömmster am frömmsten.

Da entsteht eine Kluft zum inneren Kreis sagt er, und beten müssen wir, aus dem Gebet schöpfen wir Kraft für unsere schwere Aufgabe.

Aber ich will ja gar nicht in eure Aktivistengruppe, euern harten frommen Kern: Expfarrer, Computer-Ingenieur, Franziskanerin Vinzentinerin und: Euer Talisman und Hausorden, der Bettelmönch, der Schutzpatron, diese mittelkleine Holzskulptur im Treppenhaus, das Männlein mit der großen Laus auf dem Zeh, die er sein Zehblut trinken läßt – der hätte mich genommen, da bin ich sicher.

Theo kommt rein, der Wanderer mit dem Cowboyhut. Er ist müde und abgebrannt. Jetzt ist Winter, und was soll er im Winter in Schwabing. Alles tut mal wieder weh – der halbe Magen weg, die Lunge, er muß wieder nach Gauting. In Gauting ist das Essen gut. Vorbei die Zeit der Suppenküchen: Öttingerstraße, Kampfschule, Riflerklinik, Blumenstraße, kleine Blumenstraße, Maistraße Frauenklinik, Sankt Bonifaz, Mariahilfplatz, Kapuzinerstraße, Kistlerhofstraße, Sankt Anna, die Gräfin –

Die kam aus Rußland, hat sich hier geschworen, alles für die Armen. Aber das Zeug kannst nicht essen praktisch. Auf gut deutsch: Saufräß. Abfall. Fisch gibt's auch. Nee, kein Filet, eher Bouillabaisse. Kannst ja mal probieren. Die hat da im Eingang so'n Denkmal, sone heilige Figur. Das ist praktisch, kannst dich gleich dahinterstellen und kotzen. Ich hab mal auf der Straße gekotzt – da wußten die Leute gleich, wo ich herkam.

Und dann blühen Träume auf: Die fränkischen Wälder früher, wie die Luft so klar.

Wenn ich nochmal jung wär', sagen wir 30, ich würd in die Taiga gehen oder Tundra, aber nur mit Frau.

Taiga ist praktisch Steppe mit Flechten, Tundra Art Hochmoor mit Birken. Jaja die Frauen, sagt Herbert, wir beide würden uns verstehen. Am Tag würden wir streiten und abends wären wir wieder gut, ha ha.

Der Vertrag mit dem Hausbesitzer wird erneuert?

Wirklich? Die Geier hocken doch hier auf jedem Dach.

Ich seh sie ziehen, die Ströme der Vertriebenen durch die Straßen nach Neuherberg ins Altersheim in die Türkei, in den Höfen auf den Straßen Berge von Schutt und Erinnerung an ein, an viele Leben.

Die Container schlucken alles.

Und eine Fassade nach der andern erglänzt in Pink und Weiß.

Teestuben-Eröffnung

Wieder eine Teestube für den Rand.

Hineingeschwemmt von der Straße bin ich. Drinnen helle Luftballonsträuße.

Beim Eintreten sagt eine todernste Frau: Sie müssen unbedingt von der Wippe springen. Damen und Herren in glänzenden Blusen und Hosen, gestreiften Hemden, glänzende Haare, die sehen ja ganz anders aus! Festgesichter erwarten uns, Frauen halten kleine Babys fest, so fest, eigentlich sieht's aus, als würden sie sich von ihren Babykindern festhalten lassen. Auf jeden Fall sind die Babykinder nicht einfach da, sondern müssen unbedingt gezeigt werden. Mit todernsten Gesichtern.

Wo sind denn die Klienten?

Weit und breit keine Randleute zu sehen.

Alles sehr hübsch und hell. Die haben aber einen schönen Zuschuß bekommen.

Welch Luxus für die Randleute!

Die Schloßherren eröffnen den festlichen Abend mit Querflöte und Gesang und Reden, und da ist das Zeichen für das kalte Buffet, das hast du noch nie gesehen, alles extra und dreimaldrei Meter, und Alkohol fließt auch, jetzt weiß ich auch, warum die Randleute nicht da sind, die würden alles sofort kahlessen, so ausgehungert sind die – alles Sozialleute, und dann hätten die Veranstalter wieder nichts mehr gehabt, oder stellen Sie sich vor, jemand wäre bei all dem Luxus ausgeflippt, ein Glas mit rotem Sekt an die strahlend weißen Wände an die langweiligen Ölschinken und noch ein Glas und noch eins –

Warum sind hier nur EXPERTEN, wo sind denn die, die hier Tee trinken wollen, sollen – bei dieser glanzvollen Einweihung frage ich von meinem Rohrgestühl von meinem runden kühlen Bistro-Tisch.

Ach wir haben schon vorgefeiert mit denen
ach wahrscheinlich nicht genug Werbung
ach das würden ja viel zu viele
man will auch mal unter sich sein

das ist ein Abend für alle in diesem Bereich Tätigen
aber da ist ja ein Klient
und noch einer

Sind Sie nun zufrieden?

Nein ganz falsch bin ich hier
auf dieser neuen Insel des Glücks und der Schönheit
für dich für mich für die Menschen in Not.

In die Stammkneipe gegenüber, verrauchte Wände. Jahrzehntealt, Fußballwimpel, vergilbte Übersicht handgeschriebene Freundschaftsspiele. Grüner Billard, lautes Palaver an der Theke.

Streit? Nein kein Streit.

Du spielst ein zärtliches Lied,
der weiße Hund ist wieder da –
frisch gewaschen heute der kleine weiße Hund.
Ich tauche unter, im Dunkel und Rauch bekannte Gesichter.
Wir stehen am Rand mit dem Rücken zur Wand,
aber wir leben.

El Bunker

Der OB hat den Kahlschlag inszeniert, den Geldleuten das Tor aufgemacht und selbst Hand angelegt. Jetzt hält er empört den Brief einer alten Frau hoch, der nach Abzug der Miete noch 6 Mark zum täglichen Leben bleiben. „Soviel Armut“, ruft er aus, „angesichts des protzenden Reichtums ist wirklich schwer zu ertragen.“

Dafür hat er den vertriebenen Haidhausern den Kulturbunker geschenkt für 350 Millionen Mark.

445 000 Kubikmeter breit und hoch, 7500 Tonnen verbauter Stahl, 70 000 Kubikmeter Beton, 2,5 Millionen handgeschlagene Ziegelsteine, 600 000 Kubikmeter Frischluft pusten die Lüftungsanlagen in einer Stunde durch das Gebäude. Für 60 Lüftungsanlagen und die Warmwasserbereitung werden genausoviel Kilowatt benötigt wie für 350 Einfamilienhäuser zusammen.

Dafür können Sie hier Kultur erleben.

Transparenz – ein Band zieht sich von der Infothek zur Philharmonie. Dort können Sie von oben runterschauen zu Ihrer Freundin, die an der Mozarttheke Kaffee trinkt – oder wieder ganz nach vorn in die Glashalle zur Infothek. Im Konzertsaal: brillanter Ton – perfekt. Für die Studios da drüben für die Digitalaufnahmen. Die können Sie sonst vergessen. Wegwerfen.

Konferenzen, Operetten, Guckkastenbühnen – alles variabel und das VHS-Programm, Ästhetik des Verrottens heißes Eisen Sterbehilfe ja zum Stillen harmonischer leben bitte Decke mitbringen wir wollen tanzen zur Ruhe kommen umgehen mit Freßgier Leere Apathie Sucht Sehnsucht, Rotkreuz-Kurs: Hilfeleistung im täglichen Leben und in Katastrophenfällen: ABC-Unterricht KEIN SEMINAR ÜBER GRATWANDERUNG

Und ausgerechnet hier, in einer dieser fensterlosen Zellen eine Matinee über Straßenkunst, und da stellt sich doch tatsächlich eine ägyptische Flammenwerferin in den Eingang, wo der Kultursheriff schon steht mit seinem Funkgerät, und blieb uns vorher in der fensterlosen Zelle die Luft weg, frieren wir jetzt alle, jeder fröstelt, und die Leiterin fragt: Kultur hier oder im Stadtteil und: Wie können wir das Leben wiederfinden.

Im Bücherkaufhaus in der grünen Lesecke immer dieselbe Streunerin im Kleppermantel und Chiffontuch.

Auf dem Fußboden bis zur Decke drei Stockwerke überbordend Bücher und Bände. Jeder Autor schreibt was ihm wichtig ist und nach den meisten die Sintflut.

Im Feuilleton wollen die deutschen Schriftsteller mehr Phantasie Eigensinn Menschlichkeit. Was tun gegen den mitverschuldeten Schwund der gesellschaftspolitischen Bedeutung der Literatur. Haben die Dichter Minderwertigkeitskomplexe als Almosenempfänger gegenüber dem Staat?

Aber nun auch nicht umkippen in elitäre Haltung, das andere Extrem! Auf der Stadtseite: schon wieder ein Oktoberfestplakat ausgezeichnet. Dabei ist doch noch nicht mal Starkbierzeit. Debütantinnenball ist doch gerade. Sommerblume Kartäusernelke ohne Duft wird verkauft.

So hetzen uns die Treiber durch die Zeit.

Weg mit den letzten Bäumen am Isarufer?
Nein sagt der OB, ganz viel Grün werden wir haben in diesem Jahr, und die alte Bausubstanz ...

Fünf Zeilen für die Toten aus dem Fenster vor die S-Bahn. 15 Minuten hatten alle Züge Verspätung.

Bloß nicht trauern sollen wir, bloß nicht fühlen kippen zittern stürzen fast in den Abgrund.

„Meine Bekannte ist nach Cuxhaven gereist
Sie will sich das Packeis anschauen.“

WARUM NACH CUXHAVEN?

Deutsche Schriftsteller und die Ordnung

40 Jahre BRD und Stunde Null am Gasteig.

Lesungen im Trichtersaal, viel Prominenz, ganz unten ein Podium, der Moderator in delikater Sprache führt uns ein: „Aufbruch Verknüpfungen“, die Wörter quellen weiter, jeder verteidigt seine Sätze, gelassen oder atemlos bis zur Erschöpfung. Niemand hört zu, ein Autor sagt: Vorlesen kann ich mir selber was. Ein Exilautor sagt zu einem anderen: Warum wurde ich nicht eingeladen. Und: Ich will nicht, daß der gehässige Streit von damals sich heute in Freundlichkeit verkehrt.

Der erste klingende Satz.

Sprache, Politik, jeder schweift ab zu sich selbst.

Redeschlachten, alles verfranzt sich. Wir dürfen gar nichts sagen, und es heißt doch Diskussion.

Wenige langweilen sich, ganz wenige halten es mal wieder nicht aus.

Wieder neue Themen: Kontakt zur nachfolgenden Generation, über die Kultur des menschlichen Verhaltens, über den Niedergang der Zeitschriften, die Stunde Null, Außenminister Brentano, es war doch gar keine Stunde Null.

Je mehr Jasager, desto wichtiger die Neinsager, der Schriftsteller muß die Utopien tragen, Seismograph, die Sprache retten vor dem Müll, die Claqueure haben Angst, nicht mehr den Anschluß zu kriegen, die Intelligenz wurde immer eingekauft, Professoren und Ballett-Tänzer für Geld überall zu haben, der Anfang, der schon ein Ende war, Tendenz zur Erbäulichkeit, Brecht mit Wessel verglichen, haben wir nicht doch einen Spielraum gehabt, Worthülsen weg, Häkeldeckchen-Bürgersöhnchen können es sich leisten, Theateraufführungen in Baracken auf Plätzen, Erschöpfung – davon konnte damals nicht die Rede sein, wer von uns kann in einen Betrieb gehen und lesen, Karstadt führt Deutschkurse für Verkäufer ein, die können sich in ihrer Muttersprache nicht mehr ausdrücken, ich bin immer mehr überzeugt, daß sich die Deutschen nicht geändert haben.

Abendlesung.

Noch mehr Prominenz, ein Autor beginnt mit seinen Gedichten, palavert, das merken wir gar nicht so richtig, hat der vielleicht was getrunken? Bißchen be-

trunken der Dichter? Eine Dame kommt vom Podium den Trichterschlund hinaufgejagt, zischt dem hinter mir sitzenden Autorenhepaar ins Ohr: der gehört in die Psychiatrische – kurz darauf nehmen zwei Autoren vom Podium den Dichter in die Mitte, ein zarter Mensch, und führen ihn glatt ab durch den ganzen Saal die Treppe hoch und ab. Uns wird heiß und kalt, nachts können wir nicht schlafen.

MAN MUSS DIESEN MANN VOR SICH SELBER SCHÜTZEN, sagen die Schriftsteller.

Ein bißchen Leben in dieser Gruft, ein bißchen Klamauk, nein, auch Schriftstellerveranstaltungen müssen ohne den geringsten Stör- und Zwischenfall ordnungsgemäß bis zum leblosen Ende geführt werden.

WER'S NOCH NICHT GEMERKT HAT MAG'S JETZT HÖRN:

EINE ORDNUNG GIBT'S AUF DIESER WELT
SIE IST DA, DAMIT WIR SIE NICHT STÖR'N
UND WIR HALTEN SIE, WEIL SIE UNS HÄLT

ORDNUNG ORDNUNG ORDNUNG ORDNUNG
ORDNUNG ORDNUNG ORDNUNG ORDNUNG

Jura Soyfer ist ein österreichischer Dichter aus Dachau.

Georg Elser

„In der Arbeiterschaft haben sich die Verhältnisse in verschiedener Hinsicht verschlechtert. Im Jahr 1929 hatte man in der Uhrenfabrik in Konstanz durchschnittlich 50 Reichsmark wöchentlich verdient, die Abzüge ungefähr 5 Mark.

Unter den Nazis sind die Abzüge bei einem Wochenverdienst von 25 Mark so hoch. Der Stundenlohn eines Schreiners 1929 betrug eine Reichsmark, später nur noch 68 Pfennig. Auch die Arbeiter in anderen Bereichen hatten auf die Regierung eine Wut, außerdem man kann seinen Arbeitsplatz nicht mehr einfach wechseln. Man ist nicht mehr Herr seiner Kinder durch die HJ, und religiös kann man sich nicht mehr frei betätigen.

Im Herbst rechnete man in der Arbeiterschaft allgemein mit einem Krieg. 1938 war ich überzeugt, daß es bei dem Münchener Abkommen nicht bleibt, daß Deutschland anderen Ländern noch weitere Forderungen stellen und sich andere Länder einverleiben wird und daß deshalb ein Krieg unvermeidlich ist.

Die Unzufriedenheit bei den Arbeitern und die Kriegsgefahr haben mich immer beschäftigt.

Überlegungen, wie man die Verhältnisse der Arbeiterschaft bessern und einen Krieg vermeiden könnte, stellte ich allein an.“

Wie soll ich dich zum Leben erwecken?

Eher klein, helle Augen, welliges dunkles Haar nach hinten gekämmt ohne Scheitel.

Kunstscreiner hochgeschätzt. „Tüftler“ sagen sie noch heute in seinem Dorf. Ja einer, der kein Stück aus der Hand legt, bis er ganz und gar überzeugt ist davon. Er stellt Möbel her, macht Reparaturen, Intarsienarbeiten. Musikalisch: mehrere Instrumente – Ziehharmonika Akkordeon Zither. Im Zitherclub zu regelmäßigen Übungsabenden und Festlichkeiten. Freunde, Freundinnen.

Sein Wesen: ruhig, die Worte abwägend, freundlich und hilfsbereit. Politisch: Mitglied in der Holzarbeitergewerkschaft, eher passives Mitglied im Rotfrontkämpferbund. Wie Zigtausende seiner Klasse wählt er KPD, weil er wie die anderen glaubt, sie vertrete seine Sache am besten.

Weil er nicht viel las, kaum Zeitung, keine Bücher, in keiner Partei war, wird er gern MANN OHNE IDEOLOGIE genannt. Weil er seine Heldentat allein plante, ausführte, in seinem Dorf keine Verbindung zu „Widerstandskreisen“ hatte, niemanden einweichte, niemanden belasten wollte, ist das Etikett EINZELGÄNGER sehr beliebt.

MÖRDER TERRORIST hört man auch ab und zu. Sehr selten ist die Bezeichnung WIDERSTANDSKÄMPFER.

Georg Elser bereitet sich ein Jahr lang vor, sucht sich nach seinem Plan die Arbeitsstellen, richtet eine Werkstatt ein. Überrascht ihn jemand bei seinen heimlichen Entwürfen, Zeichnungen, Experimenten und fragt, was er da eigentlich die ganze Zeit treibe, antwortet er: Eine Erfindung. Für die Zeit in München spart er und verkauft zum Schluß die gesamte Habe: Kleidung, Möbel, Fahrrad, Streichbäß und Zither.

In München geht er Abend für Abend – dreißigmal – zwischen 20 und 22 Uhr in den Bürgerbräu, meist an den gleichen Platz, bestellt ein Essen, ein Bier, geht durch den Garderobenraum in den Saal auf die Galerie, wartet in einer Abstellkammer, bis der Saal gegen 22.30 Uhr abgeschlossen wird, und macht sich an die Arbeit.

Stein für Stein, kniend, höhlt er die Säule aus. Behutsam, mit Meißel und Bohrer, löst er einen Ziegel nach dem andern. Bei lauter Geräuschen wartet er die automatische Toilettenspülung ab. Schwerstarbeit auf Knien. Zum Schluß jedes Stäubchen weggefegt, weggewischt, verschließt er die selbstgefertigte Öffnung. Zwischen dieser Tür und dem Säuleninnern befestigt er ein Blech, damit nicht ein zufällig eingeschlagener Nagel das Uhrwerk zerstört, räumt sein Handwerkszeug zusammen, geht in sein Versteck, bleibt auf einem Stuhl und wartet, bis zwischen 7 und 8 Uhr der Saal aufgesperrt wird. Tagsüber schläft er kurz, macht notwendige Besorgungen und geht in Kirchen, um sich im Gebet Kraft zu holen.

Die Bombe explodiert auf die Sekunde genau am 8. 11. 39. Sie trifft die Falschen.

Kuddel, Teufel

Kuddel sitzt in seiner Lieblingsecke vor dem Kaufhaus und schafft an. Ich laß ein Bonbon in seine Mütze fallen, er schaut auf – schiefes Gesicht, drei Grimassen auf einmal, ein Auge weg.

Gestern, in seinem Dreibettzimmer, schimpfte er auf sein zu kurzes Laken. Hier kriegst du nur Naphta, Naphtalin.

Kuddel – Hamburger KJV, Widerstand, Verhaftung Sachsenhausen Mauthausen – mit seinem Talent zum Bombenentschärfen hat er überlebt. Geschlagen getreten, hat alles gesehen, „wie man die Frauen aufgehängt hat, erst künstlich befruchtet, später ne Spritze gegeben“.

Ich lege meinen Arm um seinen dünnen Körper.

Mein Buch „Tausend Tage im KZ“ ist weg, sagt er.

Hinter mir, Teufel lacht.

DER TEUFEL HAT DEN SCHNAPS GEMACHT. Nein, er schluchzt.

Vier Jahre Buchenwald, wo des Zigeuners Aufenthalt.

Wegen ARBEITSVERWEIGERUNG und BELEIDIGUNG.

„Die armen armen armen armen Kinder.“

Mengele brauchte sich in Paraguay nicht zu verstecken.

Kappler wurde von Rom aus Gaëta befreit.

Reider von Wien abgeholt, geleitet, empfangen.

Und wir müssen noch anschaffen, was Kuddel!

Prost ich bin 'n Clochard und laß mir nix gefallen. Bin gleich Feuer und Flamme.

Als der Sozialfritze mir den Klamottenschein nicht geben wollt', hab ich die Schreibmaschine gepackt bin auf den los – ruck zuck ging das dann.

Der schwarze Sheriff, der mich zusammengeschlagen hat, der schippt jetzt Schnee, ich bin vors Gericht.

Und die Filmfritzen, ha ha – „Los nimm mal'n Schluck aus der Bombe Opa“ und filmen schon drauflos.

Ich: Moment mal, erst der Schotter. Von dir 100 und von dir 100. Wird's gleich, sonst passiert was mit eurer schönen Kamera!

Eröffnung der Philharmonie

Rote und schwarze Kommunalpolitiker können sich heute ihren Triumph an den Hut stecken, sagt der TV-Sprecher. Festlicher Einzug der Ritter des Johanniterordens, Friedrich von Preußen ehrfurchtsvoll gewidmet.

Der OB:

Freudig, ein wenig stolz und neugierig sind wir.

Haben Sie Dank für diese große Geste, Herr Bundespräsident. In Stein gewordene Kulturgeschichte – Nicht nur eine Frage der Fassade – Volksbildung und Kultur werden zu ihrem Recht kommen – Humane Phantasie in den Städten unserer Tage – Toleranz braucht der Künstler wie die Luft – Philharmonie der Musiktradition dieser Stadt angemessen – Programme

durchdringen ergänzen sich – Neue Qualitäten neues Angebot – Wechselseitige Wirkung – Volksbildung Kunsterfahrung – Den Haidhausern Dank – Das Kulturangebot vor ihrer Haustür – Dabeisein ist alles.

Der Präsident:

Dieser Rundgang hat mich beeindruckt überzeugt – Streit um Großbauten unausweichlich unentscheidbar daher schön – Lebendige Vielfalt – Chance übergreifender Zusammenarbeit – Vielfältig farbig mutig risikoreich – Die Kunst unsere Herzen aufzuschließen – Zu schöpferischer Vernunft – Unser Leben fruchtbar verwandeln – Der Konzertsaal, das Herz des Kulturzentrums – Und die Herrlichkeit der Musik bedarf der Worte nicht.

Da muß man sich nicht gleich abschrecken lassen, sagt der alte Kämpfer, wenn so ein Antrag abgelehnt wird. Da war auch niemand vorbereitet. In München ist es schwer. Denken Sie an Eisner. Was für ein Gerangel um das Eisner-Denkmal. Die Deutschen haben nichts gelernt.

Und außerdem, das Grundstück ist ja nicht städtisch, sondern privat: Monachia-Löwenbrauerei.

Aber versuchen Sie's, schreiben Sie!

Max

Max hat einen Anfall bekommen. Zwei Scheiben zertrümmert, Tür, Schüssel mit Milch quer durch den Speiseraum, eine Torte an die Wand, im Krankenhaus den Nachttisch abgeräumt, der Schwester eine ...

Warum diese Wut, Max, was war?

Dich wollte jemand festhalten mitnehmen?

Jemand hat dich bedroht? War's der Tod?

Oder war es auch unsere Wut, Max, war es auch meine?

Alle Kraft und Liebe auf deinem Tisch in der Werkstatt:

Ein Hirschgeweih, kräftig gebogen in rötlichem Ton.

An der Wand die Nixe mit abgebrochenem Fischschwanz, den Jägermeister im Arm.

Im Keller, in den Regalen deine Schöpfungen, ein Flüstern Raunen, Tiermenschen Menschentiere, Mausmensch Fischfrau Katzenkapelle lachende Schweine, Schmied von Kochel, Hans im Glück – bemalt von Willis zarter Hand in lila rosa braun und blau, mit Strichen Kringeln Tupfern Wellen Punkten fröhnen Farben.

Max – im Winter im Sommer dreht er seine Runden – sucht er und findet, was er braucht: am Weg im Gras im Schneefeld.

Hat nichts braucht nichts hört nichts:

MACHT NIX, DANN HÖR ICH EUERN SCHMARRN NICHT DEN GANZEN TAG!

Eine Frau? Nein. Kinder? Man muß nicht alles wissen, sagt er.

In seinem Zimmer sitzt er am Tisch auf der Bettkante, die halberfrorenen Füße in eine Decke gewickelt, um sich feuchte Lumpen für den Ton.

Unten in der Werkstatt pfeift er seine berühmten zwei Töne, lacht, sagt seine unvermittelten Sätze:

NACKATE FRAUEN SAN FEI GANZ SCHWER ZU MACHEN
OHNE GEBISS KANNST BESSER PFEIFEN
DAS CHRISTKINDL HAT UNS KEINE VORTEILE BRACHT
WER ZUR QUELLE GEHN WILL MUSS GEGEN DEN STROM
SCHWIMMEN
DER STAAT GEHÖRT BEKÄMPFT.

Seine größte Freude: die lachenden Gesichter der Schülerinnen vor dem Werkstatt-Schaufenster beim Anblick seiner Schöpfungen.

Einer sagt: Ich weiß, woran er gestorben ist – weil er jeden Dreck aufgeklaubt hat.

Max kommt nie wieder.

NEIN!

Der letzte Tag

Dem freundlichen Stellenleiter vom SENIORENPROGRAMM bei seiner „Aktivierung“ von SENIOREN unter die Arme zu greifen, bin ich nicht geeignet. Ebensowenig für seine GESPRÄCHSFÜHRUNGEN, die Manager und Anthroposophen zu verbinden scheinen: Fühlten Sie, daß Sie gestern Unruhe ausstrahlten – und wie gehen Sie heute damit um – SENIOREN muß man langsam kommen lassen.

Ja, kaffeeöffelweis will man's uns eingeben, uns Alten, spottet Anna.

Im Grünen Haus muß ich den Zivis sagen, daß sie meine Frage weiterstellen sollen: Keine Pfleger nachts, an Wochenenden? Zur „Entgiftung“ nach Haar? Geld Renten Vormundschaften? Was ist mit den Feuerleitern? Achten auf freie Gänge und Flure: Keine Gebrauchtmöbel für den Verkauf, die Menschen in vier Stockwerken, mit Krücken in Rollstühlen, dreimal hat's hier schon gebrannt.

Zuhause ein Brief: Auf Ihre Anfrage teile ich mit, daß der Bezirksausschuß-Antrag für eine Gedenktafel zu Ehren des WIDERSTANDSKÄMPFERS Elser SELBSTVERSTÄNDLICH WEITERVERFOLGT wird. Ergänzend dazu kann ich mitteilen, daß der Antrag Anlaß für die Vorbereitung einer Veranstaltungsreihe war, die sich insbesondere mit Elser aber auch anderen Widerstandskämpfern und Verfolgten befaßt.

Die Vorträge werden von Vertretern aller im Bezirksausschuß vertretenen Parteien gestaltet.

Zu gegebener Zeit werde ich Sie über Einzelheiten informieren.

Soll ich diesen Brief an den Arbeitskreis XY zur selbstverständlichen Weiterverfolgung weiterleiten, überlege ich, während sich die Wörter Sätze sämtlicher Arbeitsgruppen Linien Schwenks Ergebnisse längst bekannte Fakten, sich stapelnd über Jahre wie die Tee- und Kaffeetassen in den Müll versenken. Auch die Broschüre vom Pfarrer gegen Atomkraft, ein Hans Dampf, der viel von Verzicht schreibt. Schön, aber warum geht er dann nicht raus auf die

Straße, stellt alles zur Verfügung inklusive seine Wunderschreibmaschine, sein privates Geiger-Müller-Zählrohr und den Bio-Vorrat für seine ganz persönliche Gesundheit, denn nun muß auch er in den Supermarkt . . .

Was ich brauche: Musik Farben Papier und die Zeitungsfotos an der Wand: „Au Château tremblant“ an der Eisenbahnlinie, Alte, Kinder, Getto, Frau mit Kopftuch auf der thüringischen Dorfstraße, wieder Frau mit Kopftuch und Koffer in Erdbebenwüste, Chausseen Chausseen Birken – Wallraffs KEIN ABSCHIED VON HEINRICH BÖLL Sätze von „Ausschuß“ und „Aufbruch“ und der Sozialistischen Selbsthilfe Köln.

Nicht brauche ich das Zeitungsfoto mit dem Kabarettisten und den Geldleuten im Feinkostlokal. Die Zeitung habe ich abbestellt und lese jetzt Metzgerpost und Bäckerblume. Der Schriftsteller vom „Anderen Bayern“ war auch mit von der Partie, aber nicht auf dem Foto. Er spielt in dem Film über die Münchner Geldgesellschaft den Boulevardreporter und bekommt dafür Nachhilfe von einem Klatschkolumnisten, weil er ja sonst gar nicht wüßte, wie man den spielt. Die vom „Anderen Bayern“ kenne ich nicht, die Eintrittspreise für die Happenings sind zu hoch. Ich kenne vom anderen Bayern: Anna Sigi Arnulf Rita Karl Ingrid Maria Lina Theo Max Willi Georg Kalkans Angela Teresa aus Jugoslawien.

Café Rosenheim, der erste Tag

Was mich interessiert: Ob Annas einäugige Taube, die mit dem lahmen Flügel, wieder draußen ist im kleinen Park oder vielleicht doch noch bei ihr und der Katze und dem Wellensittich. Unsere Hauskatze, die allen gehört und niemand, erlegt weiter die Vögel, trotz Glöckchen am Hals. Springt sie auf die Hoftürklinke, streicht draußen über die Wiese durch Gebüsch unter die Bäume.

Auf die sich Licht legt.

Licht legt sich auf die Zweige.

Ein Leuchten und Glänzen, Wolken wandern, und schon bin ich hinter den Mauern und hinter der Zeit, wo unter der weißblauen Schneedecke alle Blüten Farben Träume Töne Wellen weich umschlossen legt sich der Frühling grün mit allen Düften auf die Welt.

Und Morgensonnenchein Fanfarenstoß Kastanie weiß und rosa, Gewitterblumen hingewehnt gestreut an Straße Böschung Hügel Weg

Flecken Kissen Wolken dunkelblau mittelblau blauviolett blaugrün blauweiß

Und weiß blüht die Schlehe die Vogelbeere der Holunder

Blütenteller und dunkles Blatt am Zaun Schuppen Tor

Hier immer noch bald nie mehr

Und weiter – weiche Arme der Lärchen scharf gestochenes wahnsinnig gelbes Rapsfeld auf den Hügeln am Tannenrand

Sommerfeld, der staubig grün weit und hell

Berge von Wolken Widerschein des gelben Himmels gelb

draußen auf den Feldern Striche grün und braun

die Straßenbiegung verfallene Zäune und:

Ich sehe dich wieder
und ich grüße
deinen hellen Mantel, den du eingetauscht hast
gegen die schwarze Kluft
die leichten Schuhe
den Blutfleck die Beulen
und Sonne scheint durch mein Fenster
Sommer helles Licht
durch das Fenster auf den Tisch das weiße Papier
Wind der die Gardinen bewegt
weiße Gardinen verschlungenes Muster
durchbrochenes weißes Muster
und ich will dir etwas sagen
aber kein Satz wäre so warm
zart wirklich
wie das Muster der weißen Gardine
die der Wind bewegt
das Schattenmuster
auf dem weißen Papier
in der Sonne.

Im Café Rosenheim, mein Blick geht schräg hinüber, der gewohnte Blick. Die Rathausschreiber schreiben: dieses Riesenareal neben dem Gasteig, dieses HÄSSLICHE Schotter- und Schrottgelände, diese eingezäunte Grube soll nun endlich bebaut werden.

Aus der Grube wächst das 500-Betten-Hotel.

Dann werden wir eben mit allen, die in der schönen Jahreszeit auf Wanderschaft gehen, weil sie nicht bleiben wollen, können, wo sie sind, einen anderen Platz suchen, wo wir unsere Zelte aufschlagen, geknickte Zweige aufrichten, auf der Hut vor allen, die mit Quadratlatschen über Wildblumen latschen, vor glitzernden Sätzen, vor Gold- und Schrottsätzen, die heiligen Wörter freilegen

unser Schauspiel beginnen.

Und wir brauchen keine Genehmigung und keinen Zuschuß

keine Planer brauchen wir

Programmgestalter

Wenn wir unserer Toten gedenken

und das Fest des Lebens feiern.

FRIEDRICH HITZER ABSCHIED UND AUFBRUCH

Tagebuchblätter vom Moskauer Friedensforum 1987

FREITAG! 13. 2. 1987. SU 256. Frankfurt-Moskau.

Die Künstler und Schriftsteller fliegen bei den „Senatoren“ – so lautet ja seit geraumer Zeit die damit etwas verschleierte „Erste Klasse“. Mit Maximilian Schell, Lothar G. Buchheim, Günter und Dorlies Wallraff, mit Dieter Lattmann, Max von der Grün, Friedhelm Denninghaus und Josef Reding, Klaus-Peter Wolf und dem Verfremder Otto Dressler ist schon die Hälfte der Sitze in der Senatoren-Lounge belegt. Die andere Hälfte gehört für den Flug Frankfurt-Moskau würdigen Herren mit langen schwarzen Kutten und Vollbärten. Bischof Longin vom Epiarchat Europa der Russisch-Orthodoxen Kirche (Sitz: Düsseldorf) begleitet mit anderen Würdenträgern seinen hohen Wladyka Pitirim von Wolokolamsk. Ich kenne sie von der Evangelischen Akademie Tutzing. Fliegen sie zum Forum? Oder sind die Eminenzen in Sachen tausend Jahre Christentum in Rußland unterwegs?

Astrophysiker Hans-Peter Dürr – die Naturwissenschaftler sind Gäste in der Touristen-Klasse (also der zweiten) – hat am Ende recht: Die „Rundtische“ in Moskau, an die wir zu freimütigen Gespräche geladen sind, dürften wohl doch das Ausmaß eines Weltkongresses annehmen. Ich blättere in sowjetischen Zeitungen des Tages. Jesus Christ! Gregory Peck, Marina Vlady, Peter Ustinov, Marcello Mastroianni, Jules Dassin, Yoko Ono. Das lässt wohl mehr erwarten, als das freundliche Telegramm vom Dezember 86 vermuten ließ, es waren persönliche Einladungen, bei den Autoren: Aitmatow, Wosnessenskij, Salygin, Karpow. Dürr hat sie vom Physikerkollegen Welichow und anderen Mitgliedern der sowjetischen Akademie der Wissenschaften erhalten. Wie ist das angelegt? Ein Kongreß in einer Riesen halle für Jumbos? Schließlich hieß es da noch im Telegramm: Vielleicht kommt es zu einem Treffen mit Gorbatschow . . .

Wie immer reist jeder mit seinen Erwartungen. Im Sommer 1986 haben sich die Naturwissenschaftler schon einmal getroffen. Es ging darum, die Mannschaft um Gorbatschow zur Verlängerung des einseitigen Moratoriums zu bewegen. Dürr erzählte, wie es gelang, die sowjetischen Anhänger einer sofortigen Wiederaufnahme der Atomtests davon zu überzeugen, daß darin keinerlei militärischer Nutzen liege, es sei denn, sie, die Sowjets, wollten wie die Amerikaner lasergesteuerte Militärsysteme für den Weltraum entwickeln. Wir fragen uns, wird Gorbatschow das Moratorium noch einmal verlängern können? Und dies vielleicht beim Forum bekannt geben?

Hier ist das große Gemeinsame, weshalb wir der Einladung folgen, doch auch die Neugierde am kühnen Experiment *perestrojka* und *glasnost* lockt. Und da ist auch die eigene Sache: diesen Freitag verbinde ich mit dem abergläubischen Symbol des Dreizehnsten . . .

Ist es ein Flug des Abschieds zu neuem Aufbruch?

Mich bewegt die Arbeit an Aitmatows Roman „*Placha*“, er wird nun in meiner Übersetzung endgültig „Richtplatz“ heißen (gegenüber „Richtstatt“ in der DDR). Dieser Roman markiert Erschütterndes in einem weit gespannten Bogen von Geschichte, Natur, Philosophie. Die Wölfe Akbara und Taschajnar verklammern die Handlungsstränge, sie kommen am Ende besser weg als die Menschengesellschaft, denn auch die Guten scheitern am Bösen:

Awdij Kallistratow (als eine Hauptfigur der erste Russe in Aitmatows Prosa), ein junger neuer Jesus aus der Provinz, sucht wenigstens einen Anaschisten zu retten, ihn bewegt ein schier unglaublicher Idealismus, er erinnert an Dostojewskijs Aljoscha Karamasow. Kommt er noch einmal mit dem Leben davon, nachdem ihn die rauschgiftsüchtigen Anaschisten aus dem fahrenden Zug geworfen haben, dann schaffen es schließlich die Ober-Kandalows, ihn hinzurichten: „Wie schon Stalin gesagt hat – wer nicht für uns ist, der ist gegen uns.“ In diesen Geschichten von Aitmatows „Richtplatz“ hat das Gute keine Chance, das spannt sich von der Szene zwischen Pontius Pilatus und dem Nazarener, am Freitag seiner Hinrichtung, bis zum tüchtigen Schafhirten Boston Urkuntschijew, der zum Mörder wird. Ein Kettenlied der Tragödie bildet Kotschkorbajew, den die Leute die Menschen-Zeitung, den Gazetten-Kisch, nennen, dieser Funktionär redet unentwegt vom Sozialismus und der Partei, und niemand hört ihm schon mehr zu, er kann nur noch Angst verbreiten. Die Gedanken an diese Figuren sind nicht zu verscheuchen, vor allem die an Awdij, den Häretiker und eigenwilligen Christenmenschen.

Ich frage Erzbischof Pitirim nach seiner Meinung zu „*Placha*“; gedämpft flüstert mir Bischof Longin zu, der Wladyka (sein Herr und Gebieter) sei zum Metropoliten aufgestiegen (das wäre ein Kardinal bei den Römisch-Katholischen).

„Dieselbe Frage stellten mir Leute aus den höchsten Rängen.“ Pitirim weist mit der rechten Hand nach oben und meint wohl nicht seine himmlischen, sondern die weltlichen Ränge im Kreml. „Und ich werde Ihnen jetzt genauso erwidern wie jenen, ich antworte als Leser.“ Der Metropolit lächelt vielsagend und würdevoll, als Amtsträger müßte er vielleicht mit Aitmatow streng ins Gericht gehen, kollidiert doch Awdij Kallistratow mit einem Würdenträger seiner Kirche, mit dem Pater Koordinator, der den Seminaristen wegen des Neudenkens, wegen seines Gottsuchens aus der Kirche verstößt und ihm noch auf den Weg gibt: „Der Dogmatismus ist die allerstärkste Stütze aller Zustände und aller Mächte. Merke dir das.“

Pitirim wird ernst, als er betont: „Aitmatow hat für alle – Gläubige und Nichtgläubige – ein leidenschaftliches und herausforderndes Buch geschrieben, das wird keinen beruhigen. Und darin liegt seine Größe.“

Und ich denke unversehens an den Genossen Koordinator, der angesichts einstürzender Dogmen und Legenden erschreckt auf der Stelle tritt . . .

HOTEL KOSMOS. Eine Stadt. Tausende von Betten. Hunderte von Zimmern. Konferenzräumen. Bars. Restaurants. Geschäfte. Sachzwänge der Dimensionen. Noch immer treffen täglich rund anderthalb Millionen Besucher in der sowjetischen Metropole ein. Die am Forum teilnehmen, müssen der Zahl nach in diesen Massen verschwinden. Es seien rund 1200 Frauen und Männer aus allen Kontinenten, aus Nord und Süd, aus Ost und West. Doch diese Versammelten verkörpern einen Weltspiegel von Wissenschaft und Wirtschaft, von Religion, Kultur und Politik. Die Angaben zu den Ländern schwanken nach den Gruppen, das geht von 58 bis 67. Das vorbereitete Material ist spärlich. Wer teilnimmt, erhält den auf allen Kongressen unvermeidlichen, in Plastik gepreßten Anhänger mit der Angabe des Namens und des Landes. Dieser Anhänger ist ein Türöffner höchster Güte. Ein Umschlag enthält die Liste mit Hunderten von Namen. Die Lektüre der aufgeführten Prominenz sprengt jeden bisher bekannten Rahmen. Wie soll da ein Rundtischgespräch möglich sein?

Die Tische befinden sich in mehreren Hotels, Naturwissenschaftler und

Künstler halten sich im KOSMOS auf, doch der Weg vom einen Gebiet zum anderen ist weit in dieser Hotelstadt, wenn die Kulturschaffenden von ihrer „Galaktika“ zu den Naturwissenschaftlern wollen, ist das schon ein Spaziergang von rund zwanzig Minuten. Eine riesige Organisation hält ihre Hände bereit: Sekretärinnen und Sekretäre, Dolmetscherinnen und Dolmetscher, Chauffeure, das Personal im Hotel, die Verbände der Kulturschaffenden sind voll eingespannt, doch sie bleiben wie unauffällig im Hintergrund. Je mehr eine Organisation auffällt, um so bürokratischer präsentiert sie sich, und das tut sie, wenn sie herrschen und nicht dienen will. In allen Bereichen sind es Persönlichkeiten des gastgebenden Landes, die eingeladen haben: Medizin, Sozialwissenschaften, Politologie und Ökologie, Wirtschaft, Naturwissenschaft, Religion, Militär (meist pensionierte Generäle). Gefragt ist *glasnost*, die Offenheit der Meinung. Und die Teilnehmenden verteilen sich in der Riesenstadt . . . Wir bleiben im KOSMOS.

SAMSTAG. 14. Februar 1987. Nach dem Frühstück.

Vor Beginn der Arbeit spaziere ich von der „Galaktika“ zum Bereich der Naturwissenschaftler. Ein Bekannter vom Bildschirm: ARD-Korrespondent Lutz Lehmann erzählt mir von einer kleinen Demonstration am Vorabend. Eine Frau habe sich da ein Schild um den Hals gehängt, auf dem zu lesen war, wie oft sie sich um eine Ausreise bemühte. Er habe die Szene am Arbat filmen wollen, dann seien plötzlich Demonstranten aufgekreuzt, die der Frau das Schild zerstetzen und die Kamera zerschlugen. Lehmann meint, das sei eben etwas Neues hier, daß einige Leute öffentlich demonstrieren, und die das, recht gut organisiert, verhinderten, dürften keine Gorbatschow-Fans sein. Mir fällt ein, was ich von Moskauer Freunden weiß: Das Neue, vor allem die Veröffentlichung schmerzhafter Konflikte und Widersprüche, das Einüben in demokratische Spielregeln auch gegenüber einer Opposition, würde vielen ziemlich schwerfallen. Über Jahrzehnte herrschte eine Art öffentlicher Einmütigkeit vor, die immer weniger der Wirklichkeit entsprach. Auf dem Rückweg zur „Galaktika“ kommt mir ein hagerer, leicht gebeugter Mann entgegen, er hält ein Aktenstückchen unterm Arm, plötzlich erkenne ich ihn – Andrej Sacharow, er geht allein und behutsam, niemand scheint ihn zu beachten, ich will auf ihn zugehen, doch auf einmal klappt es ringsum, Sacharow ist augenblicklich umringt und in der Menge der Kamerateams verschwunden. Offenbar will nicht nur die ARD ein Exklusiv-Interview haben...

SEKTION „NEUES DENKEN“. Den Vorsitz führen Tschingis Aitmatow, Elem Klimow und Ales Adamowitsch. Um unseren „Rundtisch“ drängeln Fotografen und Kameraleute. Sie erspähen Prominenz: Peter Ustinov, Jules Dassin, Luigi Nono und Milos Forman, Max Frisch, Charlotte Kerr und Friedrich Dürrenmatt, Marina Vlady und Maria Schell, Hanna Schygulla und Rolan Bykow, Maximilian Schell und Federico Mayor. Die meisten deutschen Autoren – aus beiden Staaten – sind hier: Buchheim, Engelmann, Hermlin, Lattmann, Schnetz, Wallraff und Wolf. Wer hatte eine Einladung, wer ist ihr gefolgt? Es wäre interessant zu wissen. Nach der Liste sind aus der DDR drei Kulturschaffende gekommen: Stephan Hermlin, Hermann Kant, Peter Minetti. James Aldridge meinte gestern abend, in den USA und England habe man auf etliche Geladene starken Druck ausgeübt, nicht zu fahren. Wer reist dann schon nach Moskau? Wer ohnehin abgestempelt ist, oder wer es sich leistet, schwarze Listen zu ignorieren . . . Seit langem lähmt ein festgefahrenes Schablonendenken die offene Ausspra-

che. Man fragt nicht, was schreibt oder sagt er, sondern will wissen, wo steht er, steht er in „unserem Lager“ oder „im Lager der andern“. Das „Neue Denken“ will das überwinden, oder täusche ich mich?

AITMATOW eröffnet, nach langem, geduldigem Bitten, die Presse möge die fürsorgliche Belagerung beenden. Er erinnert an das Issyk-Kuler Forum, zu dem er im Herbst 1986 nach Kirgisien eingeladen hat, von wo dann auch Anregungen für ein Forum wie dieses kamen. „Kann Kultur die Gewalt aufhalten?“ fragt Aitmatow. Es gäbe wenig Hoffnung, angesichts des kalten Krieges und einer bestimmten Massenkultur. „Die große Kultur muß zu einer Offensive anheben, den Begriff der Schönheit für die müde menschliche Seele wiederbeleben.“ Der Schwede KARL HEDEN von der „Weltakademie der Künste“ fordert die Mitbestimmung der Öffentlichkeit, gemeinsame Anstrengungen gegen das durch Massenmedien erzeugte Analphabetentum, er plädiert an die Künstler und Schriftsteller, die Rolle von „Katalysatoren dieser Öffentlichkeit“ zu übernehmen, verlangt eine Orientierung der Nobelpreise auf Zukunft und Hoffnung. Der Belorusse ALES ADAMOWITSCH berichtet von einem Gespräch, das er mit dem Kommandanten eines sowjetischen U-Bootes geführt hat – „die Raketenköpfe eines solchen Bootes genügen, um Europa zu vernichten“. Adamowitsch schildert den Dialog:

„Was empfinden Sie als Kommandant?“

„Ich bin Militär und folge Befehlen“, antwortete der.

„Würden Sie auf den Knopf drücken?“ Er schwieg. „Würden Sie drücken?“

„Als Militär darf ich dem Gegner nicht sagen, was ich tun würde.“ Das sei die traditionelle Situation aller Militärs, sie berufen sich auf Befehle, und worauf stützen sich die Befehle? Gleichsam an alle richtet Adamowitsch die Frage. In der großen Runde ist es still geworden. Von hinten hört man die Stimmen der Simultandolmetscher. Adamowitsch, der den letzten Krieg in Belorussland hautnah kennlernte, löst Beklemmung aus: „Es geht doch um Politik, die einen wollen den Sozialismus beseitigen, und unsere Dogmatiker“, so Adamowitsch, „halten Frieden nur für möglich, wenn der Kapitalismus beseitigt ist.“ Koexistenz habe ihren Sinn verloren, wenn man sie lediglich als die beste Chance nutzt, den anderen zu beseitigen . . . Die Aussprache hat begonnen, ein Dialog in Rede und Gegenrede wird bei so vielen nicht möglich sein, es hängt also davon ab, ob die Sprechenden bereit sind, wirklich das zu sagen, was sie bewegt, wenn es nicht bei stereotypen Bekenntnissen bleiben soll . . .

Ich zeichne einige Beiträge auf Kassette auf; die Redner lesen nicht vom Blatt, Friedrich Dürrenmatt spricht völlig frei, andere nutzen Notizen wie Max Frisch, Bernt Engelmann, Dieter Lattmann, es ist ein Chance, das aufzubewahren und in Übereinstimmung mit den Autoren zu verbreiten . . . (Wo wird es denn sonst veröffentlicht?)

DIETER LATTMANN

Aitmatow hat das Wort von der „Harmonie der geistigen Seele“ gebraucht. Ich gestehe, daß ich darüber mich voller Respekt wundere, aber daß meine Sprache dafür keine Entsprechung findet. Dringender beschäftigt mich an jedem einzelnen Tag, an jedem Morgen, wenn ich die täglichen drei Zeitungen lese – mein täglicher Wahnsinn. Mich beschäftigt – und ich frage, ob es vielen von Ihnen so geht – die Sorge, daß ich mit der Gefahr schlafen gehe, meine Natur es nicht anders zuläßt, weil ich nicht immer schlaflos sein kann, obwohl ich es müßte. Ich glaube, daß die Schriftsteller und die Künstler ins-

gesamt derzeit für das konkrete Leisten des menschlichen Überlebens vor allem eine begleitende Aufgabe haben. Am wichtigsten sind gegenwärtig die Naturwissenschaftler und diejenigen, die deren Technik umsetzen. Ich möchte deswegen hier in unser Forum einiges an Überlegungen mit Blick auf die Naturwissenschaftler einbringen. Wir arbeiten in der westdeutschen Bundesrepublik sehr eng in Verbindung der verschiedenen berufsspezifischen Friedensinitiativen, also die Schriftsteller mit den Physikern, Filmemacher mit den Ärzten, Pädagogen mit Psychologen. Was mich besorgt, wie anders die Sprache der Politik ist gegenüber der Sprache der Literatur, weil nämlich zumindest in unserer westlichen Politik die Worte anders heißen, als sie eigentlich gemeint sind. Es wird anderes gesagt, als die Bedeutungen, die dahinter stehen. Mich besorgt die ungeheure Naivität der Macht angesichts der Technologie des Massenselbstmords der Menschheit. Und dagegen möchte ich stellen eine Idee, die Naturwissenschaftler und Kulturschaffende gemeinsam transportieren müssen. Nämlich unter dem Stichwort der neuen Denkweise und *glasnost*, der neuen Offenheit, der neuen Öffentlichkeit – eine neue wissenschaftliche Ethik. Wir müssen Intelligenz neu definieren. Es gibt so viele Arten von Intelligenz. Unsere Art der Intelligenz ist mehr die imaginative, die der Naturwissenschaftler mehr die theoretische, aber alle Arten von amtierender Intelligenz müssen sich einer neuen Ethik stellen, das heißt: Diese Intelligenzen überall in der Welt dürfen ihre Forschung und ihre Realisierung nicht weiterhin auf die Gewalt des Destruktiven richten, sondern sie müssen ihre gesamte Energie auf die rettende Qualität des Konstruktiven richten. Es gibt in meinem Land einen Paragraphen der Verfassung, der lautet: „Eigentum verpflichtet, sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.“ Ich schlage vor, daß wir diesen Artikel 14,2 des Grundgesetzes ändern. Fortan soll er auch lauten: „Intelligenz verpflichtet, ihr Gebrauch soll zugleich dem Wohl der Allgemeinheit dienen.“ Jedenfalls ist das tägliche Realisieren der Gefahr noch immer eine zu leistende Aufgabe, weil auch künstlerische Vorstellungskraft die Realität der Bedrohung nicht wirklich ständig realisieren kann, sondern wir alle von dem dauernden Prozeß des Verdrängens erfaßt sind. Aber die Grundfrage lautet: Ist menschliche Vernunft zum ersten Mal in der Geschichte in der Lage – anders als bisher immer –, alle Kräfte der Ratio auf die Zukunft vorauszuorientieren und die Katastrophe vorausschauend abzuwenden, oder müssen wir, wie bisher immer in der Geschichte, wieder durch eine Kette von Katastrophen lernen, wobei die Frage ist, ob es überhaupt lernende Überlebende gibt.

Naturwissenschaftler in der Bundesrepublik haben unter dem Vorsitz des Physikers Hans-Peter Dürr vor kurzer Zeit eine neue Initiative gegründet, die sich ganz bewußt gegen das Konzept Star-wars-SDI stellt. Diese Initiative heißt GLOBAL CHALLENGES NETWORK (GCN). Und dieses GLOBAL CHALLENGES NETWORK möchte sich weltweit ausbreiten, um die besten Intelligenzen, die größte wissenschaftliche Phantasie und den Teil der ökonomischen und politischen Realisierungskraft, der im Denken so weit gediehen ist, auf das Überleben orientieren. Die anderen Intelligenzen, die sich zu Höchstpreisen auf dem Weltmarkt der Intelligenz von der Wirtschaft einkaufen lassen, um immer neue Forschung und Technologie der Massenvernichtung zu entwickeln – sie können dieses neue wissenschaftliche Ethos nicht für sich in Anspruch nehmen.

Ich will damit schließen, daß ich sage: Ich wohne in dem Land der westdeutschen Bundesrepublik, auf dem derzeit die meisten ABC-Waffen, die meisten Massenvernichtungswaffen in der Welt stationiert sind. Ein relativ kleines

Land mit einer erstaunlichen wirtschaftlichen Macht. Ganze Flächen haben wir abgetreten an die Vormacht des Westens. Diese Flächen dürfen wir Deutschen nicht betreten, da sind die Vernichtungswaffen stationiert, und die Gruppen unserer Friedensinitiativen versuchen diese Bedrohung loszuwerden. Aber wir wissen, daß niemand – weder in Genf noch in Wien noch in einem erneuten Reykjavík – die konkrete Abrüstung erreichen wird, wenn nicht der Abrüstung der Waffen die Abrüstung der Feindbilder vorangeht. Für diese Abrüstung der Feindbilder sind wir Schriftsteller und Künstler im besonderen aufgerufen. Dies sollten wir verbinden mit GLOBAL CHALLENGES NETWORK, denn auch wir sind jeder in seinem Netzwerk, in unserem Netzwerk unterwegs, jeder allein, und doch sind wir viele.

FRIEDRICH DÜRRENMATT

Es gab ein Treffen der Dinosaurier, die haben diskutiert, was zu machen sei, ob sie zu retten wären, oder wie die Welt weitergehen sollte. Und sie haben kein neues Denken gefunden, sie haben auch keinen neuen Dinosaurier erfunden, sondern sie haben gedacht, wir lassen uns eingehen und wir werden entweder Vögel oder Säugetiere. Das war ein sehr erfolgreicher Kongreß. Es war auch eine große Epoche des Lebens vorbei, die Dinosaurier haben 80 Millionen Jahre die Erde beheert.

Heute ist wieder so ein Kongreß da. Wir diskutieren, wie soll es weitergehen mit der Menschheit, die Anfänge der Menschheit liegen ungefähr drei Millionen Jahre zurück, und die Geschichte, die wir überblicken, ist sehr kurz. Und wir haben uns schon wieder in eine Lage gebracht, daß wir wieder verschwinden können. Nun liegt dieses Verschwinden nicht in einem jetzigen Denken, sondern es liegt im Menschen selber, in der Konstruktion des Menschen, in seiner biologischen Art. Und wir können nicht ohne weiteres erwarten, daß sich das durch ein neues Denken sofort ändert. Ich frage mich überhaupt, was man sich unter dem neuen Denken vorstellt. Ich bin mir jetzt noch nicht klar darüber geworden. Jeder will selbstverständlich den Frieden, aber die Erde ist ja nicht nur durch die Waffen bedroht, sie ist auch durch den Menschen in seiner Gesamtheit bedroht. Er ist durch die Menschheitsexplosion bedroht, er ist durch die Umwelt, die der Mensch geschaffen hat, bedroht, denn der Mensch ist ja dieses Lebewesen, das seine Umwelt eben verändert. Und die ganze Diskussion, die bis jetzt stattgefunden hat, finde ich sehr lobenswert und sehr rührend, aber das ganze Problem liegt meiner Meinung nach viel tiefer.

Nun gibt es sehr viel Fragen, die uns im Westen berühren, es gibt die Diskussion darüber: Was ist überhaupt der Mensch? Ich glaube, daß sich eben heute das auswirkt, was der Mensch ist. Der Mensch stand wahrscheinlich zu Beginn seiner Entwicklung vor zwei Problemen. Das erste Problem stellte sich, wie es ein russischer Dramatiker ausgedrückt hat, als die Frage: Wie überlebt der Mensch? Wie kann ich überleben? Das Problem war lösbar. Das führte zu Waffen, zu Ackerbau und so weiter. Das zweite Problem hat den Menschen wahrscheinlich noch viel mehr getroffen, und das ist unlösbar. Ich würde einteilen in lösbare und unlösbare Probleme.

Die erste wissenschaftliche Entdeckung des Menschen war eine der schmerhaftesten, die hat er bis jetzt noch nicht gelöst, das ist das Problem seiner Sterblichkeit. Das heißt, um weiterzuleben, mußte der Mensch damit fertigwerden, daß er sterblich ist. Dieses Gefühl wurde nun begriffen, das Begreifen setzt ja Intellekt voraus. Und dies führte zur Erfindung der Metaphysik. Der Urmensch hat sofort seine Umwelt besetzt, er hat überall Seele gesehen,

auch der Baum hatte Seele, jedes Tier hat eine Seele. Er hat in die Natur gewissermaßen die Unsterblichkeit hineingeführt. Das war eine notwendige Fiktion. Und diese notwendigen Fiktionen am Anfang seines Lebens, das war eigentlich die Kultur. Die Kultur ist nicht dadurch entstanden, daß er die lösbarer Probleme löste, sondern er versuchte, mit den unlösbarer Problemen fertig zu werden. Und das wirkt sich bis heute aus, indem wir das deuten, was eigentlich den Sinn des Lebens ausmacht, das wir ja nicht lösen können. Kein Mensch kann den Sinn, warum er ist, rational beantworten. Er müßte außerhalb seiner selbst sein. Das sind Erkenntnisse, die in jeder Wissenschaft vorhanden sind, die sogar in die Mathematik übergegriffen haben. Das hat zur Religion geführt, hat zu Philosophien geführt, zu Systemen und Ideologien, was Sinn heißt. Und wir stehen auch heute vor einer Menschheit, die ja nicht nur intellektuell, sondern zum großen Teil irrational ist. Ich erinnere nur daran, daß es noch heute grausige Glaubenskriege gibt. Wir staunen über Erscheinungen wie in Persien, daß das möglich ist: Dinge, die scheinbar nur im Mittelalter passiert sind, geschehen heute immer noch. Wir sind nicht nur eine technische Welt, wir sind nicht nur eine intellektuelle Welt. Und wir müssen auch mit dieser Welt fertigwerden, mit dem Menschen, der nur auf der irrationalen Ebene seine Befriedigung findet – das müssen wir auch sehen. Die Technik, die an sich eine großartige Sache ist, soll man nicht verteufeln. Das Fragwürdige an der Technik – ich greife zum Beispiel die Atomphysik auf, die Atomkraftwerke – liegt nicht bei diesen. Die sind selbstverständlich gefährlich. Die Atomkraft halte ich an sich für durchaus beherrschbar, nur hat sie eine große Schwäche, und das ist der Mensch selber, der Mensch, der sie bedient. Ich erinnere mich an eine große Diskussion in einer deutschen wissenschaftlichen Zeitung, wo man – bevor die russischen Kenntnisse von Tschernobyl veröffentlicht wurden – die Frage diskutierte: Wie war das möglich? Sie kamen zu dem Schluß, nachdem sie verschiedene Modelle angeführt hatten: Das Schlimmste wäre, wenn es auf menschliches Versagen hin passiert wäre. Und es ist auf menschliches Versagen hin passiert. Der Mensch hat sich seine Katastrophenwelt selber gebaut. Wir leben in einer Welt der Katastrophe, die der Mensch selber baute. Und der Mensch ist der unsichere Faktor darin. Ich bin sehr gerührt, wenn heute von Generalsekretär Gorbatschow verlangt wird, daß ein neuer Mensch entstehen soll. Aber entsteht ein neuer Mensch? Wie sind die Verführungen der Macht? Was wird ein Mensch, der Macht hat? Das wird ein anderer Mensch sein, als wer nicht Macht hat. Es sind sehr viele Probleme, die ich zum Beispiel diskutieren möchte. Etwa das Problem der Ideologie. Ist heute zum Beispiel der dialektische Materialismus falsch, der eine Wissenschaft sein soll? Die Aussagen jeder Wissenschaft sind verifizierbar, vor allem aber falsifizierbar. Sie müssen überprüft werden können. Und darum – wenn das so ist –, muß es Systemkritiker geben. Jede Wissenschaft muß der Kritik unterliegen, auch der Kritik außerhalb der Wissenschaft. Der große Durchbruch der heutigen Wissenschaft: Ich bin glücklich, in dieser Hinsicht in unserer Zeit zu leben, weil die Wissenschaften in einer ungeheuren Weise sich entwickelt haben. Ich kann es so definieren, daß wir kein wissenschaftliches Buch schreiben können, das, wenn es erschienen ist, nicht schon veraltet wäre. Wir sind in einer derartigen Entwicklung des Wissens, aber was sich nicht geändert hat, ist der Mensch als solcher. Es gibt den berühmten Ausspruch eines bekannten Biologen, der gesagt hat: Der Mensch ist ein Wesen, dessen Zentralsteuerung die Intelligenz eines dreijährigen Kindes hat. Wie sind die Gefühle, die alles, was uns eigentlich einfällt, bestimmen, die Gefühle – der Haß, die Feindschaft – sind ja nicht vom Intellekt her

bestimmt, sondern von einer ganz anderen Seite, von unserem Stammhirn aus. Das sind bekannte biologische Tatsachen. Intellektuell ist alles möglich, aber mit den Menschen ist nicht alles möglich. Ich bin auch erschüttert, wie man den Einfluß der Kultur überschätzt. Die Kultur ist nicht eine Macht, die den Menschen verändert hat, sie hat die Ideologie unterstützt, sie hat den Menschen das Leben zum Teil brauchbarer, annehmbarer gemacht, aber sie hat die Welt nicht verändert. Böse gesprochen, kann ich sagen: Das Christentum, die Kultur des Christentums, ist aus Angst vor der Hölle entstanden. Die Kathedrale ist aus Angst vor der Hölle in den Himmel gewachsen. Das sind großartige kulturelle Gebilde. Kultur ist auch ein Ausdruck der Angst, der Verzweiflung, des Nicht-Mehr-Wissens, Kultur ist auch ein Ausdruck des Menschen als Anarchist. Der Mensch geht nie mit der Gesellschaft eins. Es gab nie den Punkt, wo sich der Mensch mit der Gesellschaft total identifiziert. Das ist der Urkonflikt des Menschen, daß das Individuum auch ständig gegen den Staat ist, gegen die Gesellschaft, er fühlt hauptsächlich sein Ich. Und das ist der Ausdruck des Menschen, der ewige Konflikt. Ich möchte das in die Diskussion einwerfen ...

MAX FRISCH

Ich danke für die Einladung nach Moskau.

Was uns zusammenführt, ist das Bewußtsein, daß die Katastrophe, als eine Katastrophe für alle, jederzeit möglich ist, und ohne eine Alternative zum status quo – im Westen und im Osten – ist die Katastrophe wahrscheinlicher als alles andere. Dieses Bewußtsein zwingt uns zum Dialog. Was die Weltlage nicht mehr zuläßt, sind Antworten, die sich lediglich decken mit einer Doktrin. Diese Antworten kennen wir hüben und drüben. Jede Doktrin besteht ja aus Antworten; sie versagt nur immer vor einer Frage: Warum die Wirklichkeit sich nie deckt mit den Antworten der Doktrin!

Also Öffnung zur Frage.

Vor dem Abflug, in Zürich, las ich in unseren Zeitungen, daß in der Sowjetunion soeben 140 politische Gefangene entlassen worden sind; also nicht allein Andrej Sacharow, der an diesem Forum teilnimmt; weitere Freilassungen von Dissidenten sind in Aussicht gestellt – viele von ihnen sind Vorkämpfer, die hier zu begrüßen wären; sie haben mit dem neuen Denken, dem dieses Forum gilt, schon vor Jahrzehnten begonnen. Nicht alle haben ihre Amnestie noch erlebt.

Wir sind eingeladen, offen zu sprechen.

Was ich zum Sozialismus sagen will: Zum Sozialismus gehört die Aufklärung oder richtiger gesagt, Sozialismus ist eine Kreation der Aufklärung, wie die Deklaration der Menschenrechte, und das heißt: Zum Sozialismus gehört der mündige Mensch, also eine Staatsform, die den Bürgern die Mündigkeit erlaubt. Laut Immanuel Kant:

„Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines andern zu bedienen. Selbst verschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen.“

Daraus schließe ich: Zum Sozialismus gehört das Recht auf unsern eigenen Verstand, also das Recht auf Kritik. Ich meine die konstruktive Kritik, die kooperative Kritik, die Kritik durch alternatives Denken. Diese Kritik gehört nicht ins Gefängnis und nicht hinter Stacheldraht und nicht in die Verbannung.

nung, sondern sie gehört in unsere Gemeinschaft, und zwar öffentlich. Man kann die Opposition vernichten, das ist bekannt; das Resultat ist ebenfalls bekannt: Angst vor dem eigenen Staat und die tägliche Lüge aus Angst, das Verstummen der Intelligenz im Lande, die politische Apathie des Volkes – das aber führt nicht zum Sozialismus, sondern zu einer versteinerten Gesellschaft, die der geschichtlichen Entwicklung nicht standhalten wird. Ich meine natürlich nicht, daß die Intelligenz immer recht habe; niemand hat immer recht, nicht einmal ein Papst (ich bin Protestant) und die Partei auch nicht. Die Aufhebung des Axioms, daß die Partei immer recht habe, ist die Voraussetzung für Neues Denken. Um nicht mißverstanden zu werden: Ich spreche von Opposition, nicht von Sabotage. Natürlich wird es immer Leute geben, die eine Neuerung zu verhindern suchen, da sie dabei vielleicht Privilegien verlieren. Unter Opposition verstehe ich die Kräfte in der Gesellschaft, die zur Neuerung beitragen durch alternatives Denken. Was für Ost und West gilt: (ich wiederhole) Ohne einen Durchbruch zu alternativem Denken gibt es kein nächstes Jahrhundert. Ein Aufruf zur Hoffnung ist heute ein Aufruf zu alternativem Denken. Ich sehe zur Zeit wenige Staatsmänner im Amt, deren Geist dazu bereit und fähig ist. Wir sind hierher gekommen, so meine ich, in der großen Erwartung, daß hier ein alternatives Denken möglich werde dank Michail Gorbatschow.

BERNT ENGELMANN

Vieles was ich habe sagen wollen, hat dankenswerterweise schon Stephan Hermlin gesagt. (Hermlins Beitrag ist in kürbiskern 2/87 veröffentlicht.) Als ein überlebender eines deutschen Konzentrationslagers möchte ich ihm dafür besonders danken, was er hier ausgesprochen hat. Das andere, was ich habe sagen wollen, hat weit besser schon Max Frisch gesagt. Er hat Immanuel Kant zitiert. Ich möchte einen anderen großen Deutschen zitieren.

Einstudiert
Ich fand kürzlich ein vergilbtes Porträtfoto eines alten Mannes, den ich in meiner Jugend gekannt und schon damals verehrt habe. Und er hat mir etwas darauf geschrieben – drei Zeilen, die ich Ihnen vorlesen möchte: „Die Menschheit hat jetzt die Alternative: Friedliches Zusammenwirken oder endgültigen Untergang.“ 16. Juni 1950. Albert Einstein.

Die Aussage ist uns ja schon fast selbstverständlich geworden. Das Erstaunliche daran, jedenfalls für mich, ist, daß sie schon fast ein halbes Jahrhundert alt ist. Das könnte zur Resignation führen, da noch immer von friedlichem Zusammenwirken nicht die Rede sein kann. Indessen begannen sich damals die Eisschollen erst gerade zu bilden, meterdick. Der kalte Krieg hatte gerade erst begonnen. Jetzt hören wir, wie die Eisbrecher dagegen anrennen, wie das Eis zu bersten beginnt. Das sollte uns mit Hoffnung erfüllen. Ich möchte, daß wir dazu beitragen, daß dieses Eisbrechergeräusch nicht nur in Moskau zu vernehmen ist, und dazu einen praktischen Vorschlag machen. Ich habe einen kurzen Text aufgesetzt:

„Vielen hundert Wissenschaftlern, Wirtschaftlern, Geistlichen und Schriftstellern aus aller Welt wurde jetzt die Möglichkeit gegeben, gemeinsam nach Wegen zu suchen, den Frieden zu schaffen und die Bedrohung der Menschheit zu beenden. Diese Chance wurde uns in der Sowjetunion geboten. Warum nicht in USA?

Wir bitten Sie, Mr. President, dem Beispiel Mr. Gorbatschows zu folgen und ein Friedensforum nach Washington einzuberufen.“

Dieses Telegramm werde ich mit einigen meiner Kollegen abschicken, und ich bitte alle, sich daran zu beteiligen. Vielen Dank.

Engelmanns Initiative findet spontanen Zuspruch. Der in der McCarthy-Zeit verfolgte Amerikaner Jules Dassin unterschreibt sofort, als ich ihn darum bitte: „That is phantastic“... FAY WELDON, die englische Erzählerin, spricht mit Leidenschaft über die unerträgliche Paranoia zwischen den Lagern: „Die Erlaubnis für Haß ist einfach, die Rakete nur ein Symptom. Liebe ist schwerer als Haß, Friede schwieriger als Krieg. Und wir alle glauben, nur wir zeigen guten Willen, die andern aber sind die Bösen...“ Wie recht sie nur hat, wenn ich daran denke, wie schwer es jedem fällt, den Haß gegen Entwürdigung und Ungerechtigkeit zu unterdrücken, verpassen dir eine Hundeseele, soll doch jaulen und miauen, wenn er sich nicht fügen will...

Stimmen aus Australien und Ungarn, aus Italien und Rußland, aus Japan und den Vereinigten Staaten, Griechenland und der Mongolei, Frankreich und Nicaragua, und – wie mir scheint – seit längerem wieder an einem Tisch – Chinesen und Vietnamesen... Freilich wiederholen sich einige Redner, das Notwendige erstarrt bei Konferenzen leicht zum Stereotyp, ja, zur Binsenwahrheit. Aznavours Texter und Komponist gegenüber am Tisch zuckt ratlos die Schultern, er meint, die reden ja wie Mächtigern-Politiker, doch die Stimmen für den Mut zur Wahrheit in eigener Sache, die sonst nur in getrennten „Lagern“ zu vernehmen sind, überwiegen.

MILOS FORMAN, der nach 1968 die Tschechoslowakei verlassen hat: „In Amerika sind im Fernsehen ziemlich häufig Sowjetdiplomaten aufgetreten, die behaupteten, in der Sowjetunion gäbe es keinerlei Probleme, dort sei alles in schönster Butter, während amerikanische Beobachter in ihren Beiträgen die USA der Kritik unterzogen... Sie haben gemerkt, daß mit mir eine Dolmetscherin der tschechischen Sprache arbeitet. Ich bin Amerikaner tschechischer Herkunft. Von all meinen in den USA gedrehten Filmen hat man in meiner Heimat nur den einen Streifen – „Amadeus“ – gezeigt, ich wünschte mir sehr, daß das Publikum mit meinen anderen Arbeiten vertraut werden kann.“

Die Haltung der Konterpropaganda, die darauf hinausläuft, vorwiegend die Positionen des Gegners zu widerlegen oder auseinanderzunehmen, ist kaum anzutreffen. Agitieren und Belehren haben hier keine Chance. Als HENRI CORN aus Paris vorschlägt, eine Unterkommission zu bilden, die sich mit dem Grundproblem der Konflikte von heute befassen soll, geht eine Liste herum, aber nur wenige melden sich für den Versuch, eine zweifelsfreie Bestimmung der Menschenrechte in Theorie und Praxis zu finden, die in einen Appell gefaßt werden soll... Schade ist nur, daß auf Dürrenmatts Skepsis hinsichtlich des Menschen, seiner lösbareren und unlösbareren Probleme, am Rundtisch kaum einer eingeht, das setzt sich in Pausengesprächen fort, die bei solchen Begegnungen mindestens so wichtig sind wie die Aussprache im größeren Kreis. Und diese Gespräche dauerten schon gestern, am Tag der Ankunft, bis weit nach Mitternacht...

ULIZA WOROWSKOGO. Empfang in der Residenz des Botschafters. Geschäftsträger Arno vertritt Botschafter Kastl. Ein seltenes Ereignis, ja eine Ausnahme unter denen, die aus NATO-Ländern anreisen. Zu Hause wäre die Konstellation fast undenkbar. Die Fotografen wollen sich nicht entgehen lassen, wie Günter Wallraff und Berthold Beitz zusammentreffen, Otto Wolff von Amerongen, Egon Bahr, Engelmann und Lattmann, Petra Kelly und Gert Bastian, Horst Eberhard Richter, Karl Bonhoeffer, Hans-Peter Dürr und viele andere... Im Mittelpunkt der Gespräche natürlich das Forum, da und dort alte Skepsis, vor allem bei Beamten und manchen der akkreditierten

Journalisten. Nicht nur einmal ist die Frage zu hören: Wie kommen Sie dazu, den Russen zu einer solchen Propagandashow zu verhelfen? Mich fragen sie das nicht, da ist eher das Auf-den-Busch-Klopfen – der kennt hier doch viele Leute persönlich, was haben die denn privat zu sagen? Diplomatisches Parlieren im Kammerton, höflich verweise ich darauf: Sie können doch gewiß Russisch, lesen Sie die Bücher und die Artikel, gehen Sie ins Theater, füge hinzu, ich hätte den Eindruck, die Widersprüche zwischen dem privat Ausgesprochenen und öffentlich Bekundeten seien mit der *glasnost* erheblich geschmolzen . . . Jedenfalls sind die Bundesdeutschen stark vertreten, unter uns Autoren überwiegt die Meinung, den Empfang und die umsorgte Betreuung (wir erhalten auch hektographiertes Pressematerial) verdanken wir wohl den großen Namen aus Wirtschaft und Politik, immerhin ist auch Vorstandssprecher Christians von der Deutschen Bank beim Forum. Und unter den einflußreichen Wirtschaftlern ist die hämische Frage nach dem „Propagandarummel“ nicht zu hören, die sind auf ihre Weise genauso neugierig und geradezu frappiert über das Tempo der *perestrojka*. Die *glasnost* nehmen sie vielleicht nicht so wichtig, für sie zählen so private Angelegenheiten wie Gedichte, Romane und Dramen nicht so sehr wie die harten ökonomischen und politischen Tatsachen, die Bilanzen, die Gewinn- und Verlustrechnungen. Aber wissen wir wirklich, was in dem Land tatsächlich geschieht? Vor allem im Alltag: Wie spiegelt sich die geistige Umwälzung am Arbeitsplatz, beim Einkaufen, im Umgang der Menschen untereinander? Nehmen die Menschen das als bekannte Wiederholung schöner Worte hin? Jedenfalls reichen alte Voreingenommenheiten – das positive und das negative Vorurteil, bei den Konservativen aller Richtungen, in Organisationen und Parteien der Arbeiterbewegung und des Bürgertums – längst nicht mehr, das Geschehen zu erfassen, es hat nie genügt; doch die Doktrinen, die nur Antworten parat haben und einem das Fragen verbieten, sind übermächtig, sich davon zu befreien, verlangt von dir buchstäblich das tropfenweise Herauspressen des Sklaven aus dir selber und eben nicht aus dem Gegner: Das Beispiel zählt, nicht die Belehrung . . .

Die Korrespondentin der Frankfurter Rundschau animiert einige von uns – Petra Kelly ist schon ganz aufgeregt! –, das Atelier des vor einem Jahr verstorbenen Bildhauers SIDUR aufzusuchen. Die Wallraffs und die Richters sind dabei, Bastian und Kelly . . . Eine Fahrt durchs nächtliche, winterliche Moskau zur Komsomolskaja 5. Sidurs Witwe empfängt uns, mit ihr sind Moskauer Ärzte, Freunde des Künstlers und seiner Familie. Hatte der Künstler, als er noch lebte, ständig um Anerkennung in seiner Heimat gekämpft, so setzt sich nun Frau Sidur um den Zusammenhalt seines Gesamtwerkes im Atelier ein, das voller faszinierender Skulpturen steht. In der Ecke hängt ein Foto, das Sidur an der Seite von Heinrich Böll zeigt . . . Die Mächtigen im Verband der bildenden Künstler hätten ihn niedergehalten, ja diskreditiert, jetzt forderten sie das Atelier zurück – das Werk würde auseinanderfallen, ja es wäre gefährdet. Sidurs Witwe kämpft ungebrochen, hofft auf unsere Unterstützung. Und ich denke insgeheim auch an unsere vom Kulturbetrieb der BRD übersehenden großen Begabungen, an den Bildhauer Harro Erhart in Dietzenbach . . . Da zeigt sich wiederum jenes groteske „Lagerdenken“, das hier oftmals nichts anderes darstellt als ideologisiertes Intrigieren um die Futtertröge. Absurd vor allem, wie überholtes Denken von Sozrealisten hier – im Gegensatz zu den wirklich sozial engagierten Künstlern – mit allerlei Worthülsen hantieren, die man aus der Situation der Bundesrepublik Deutschland als Klassenkämpfer oft so naiv angenommen hat. Und mir fällt

der Aufbruch zu Beginn der 60er Jahre ein, als ich in Moskau, Stipendiat des ersten Kulturaustausches zwischen der Bundesrepublik und der Sowjetunion, studierte, voll unglaublicher Naivität; wo sich seinerzeit noch der Bildhauer Ernst Neiswestnyj in seinem Land künstlerisch verwirklichen wollte, was ihm aber engstirnige Bürokraten und etablierte Neider vermiesten, bis er nach New York auswanderte. Wer erinnert sich noch an den spektakulären Zank, den Chruschtschow mit ihm anzettelte, weil der unbedingt glaubte, daß er, der ehemalige Berufsrevolutionär und KPdSU-Generalsekretär, von Kunst mehr verstehe als der Bildhauer, und wieviel Sekretäre glauben so etwas bis heute . . .

MIDNIGHT CAP. Jimmie Aldridge meint, die englische Botschaft würde sich um die britischen Teilnehmer einen Teufel kümmern, auch die Amerikaner seien nicht besonders gut bedient von ihren Beamten, obwohl ja nicht nur DANIEL ELLSBERG, der Mann der Pentagon-Papers, da ist, der die US-Beamten erschrecken könnte, sondern auch JOSEPH WARD, Präsident von Time-Life Incorporated, und der Milliardär ARMAND HAMMER, der Gorbatschow mit Lenin und Roosevelt vergleicht, allerdings dürfte gerade jener bei Reagans Apparatschiks längst abgestempelt sein, nach seiner Uraltbeziehung zu Wladimir Lenin . . .

SONNTAG. 15. April 1987.

Die Sektionen haben ihre Arbeit beendet. Morgen sei der große Tag. Heute gäbe es noch Empfänge der Verbände. Manche aus der „Galaktika“ schwanken, ob sie zu den Schriftstellern oder zu den Filmschaffenden gehen sollen . . .

SERGEJ KAPITZA hat den Amerikaner DENNIS MEADOWS für den Schriftstellerempfang animiert, da sei es für sie, die Naturwissenschaftler, doch lebendiger. In der Tat kommen die sensationellsten Beiträge zur *glasnost* nicht von den verbeamteten Wissenschaftlern, am wenigsten noch von den Historikern und den Gesellschaftswissenschaftlern, aber auch unter den Naturwissenschaftlern seien – von rühmlichen Ausnahmen abgesehen – zögerliche Positionen eher anzutreffen als unter den Filmern und den Schriftstellern: Kann denn das alles gut gehen, was geschieht mit mir, wenn es schiefläuft, ist eine gar nicht so seltene Frage unter Beamten. Nur unter ihnen? Wie steht es denn um Partefunktionäre? In jedem Land, in jeder Partei, jedem Verband, wo es um große oder auch kleine Karrieren geht, vor allem, wo sie Machthebel in Staat und Gesellschaft bedienen können . . .

Aitmatow hat zum Abschluß unserer Sektion ausdrücklich das aufgegriffen, was Max Frisch ansprach – die „Freilassung der Andersdenkenden“, und er bedauert, daß die sowjetischen Medien diesen „humanen Akt“ bislang verschweigen: „Ich verstehe das nicht. Die Volksmassen müssen das erfahren. Das zu verschweigen, verstehe ich nicht . . .“

Meadows ist der Verfasser des bekannten Standardwerkes „Die Grenzen des Wachstums“, er will aber keineswegs von den Grünen als Mentor beansprucht werden. Und dann erschreckt mich Kapitza mit der Geschichte, die ihn daran gehindert hatte, 1986 am Hamburger Friedensforum teilzunehmen. Kapitza ist einer der bekanntesten und populärsten Wissenschaftspublizisten des Landes. Wir haben uns vor Jahren in München beim Treffen der Pugwash-Konferenz kennengelernt, er erkundigt sich nach meiner jüngsten Arbeit, ich erzähle vom Attentat auf Kurt Eisner durch den Grafen Arco, das ich mit neuen Erkenntnissen versehen hätte und demnächst – Inschallah! –

als Buch herausbrachte, der Tatort sei just dort gewesen, gleich um die Ecke, wo er damals, im Hotel Bayerischer Hof, mit den Wissenschaftlern tagte. „Mir ist vor kurzem dasselbe passiert.“ Ungläubig frage ich nach. „Wie denn das?“ Meadows scheint die Geschichte schon zu kennen, er wirkt nicht überrascht. „Ja, ganz einfach“, meint Kapitza. „Als ich in der Universität eine Vorlesung hielt, überfiel mich ein junger Mann von hinten, schlug mir mit der Axt auf den Kopf und ritzte mich mit einer Rasierklinge knapp neben der Halsschlagader, ein paar Millimeter, und es wäre mein Ende gewesen. Das Auditorium war wie gelähmt, ich konnte den Attentäter mit letzter Kraft überwinden, er war etwas kleiner als ich, entwand ihm die Axt und schlug ihn nieder. Ich habe viel Blut verloren...“

Fassungslos starre ich ihn, dann Meadows an. „Ja, ein Verrückter“, hakt Kapitza nach. „Er wollte die Welt von Verschwörern und Feinden des Vaterlandes befreien, auf seiner Liste fand man den Namen George Shultz und meinen Namen. Der Täter wurde erst vor kurzem verurteilt...“

Sergej Petrowitsch blickt um sich, als sei wieder alles okay, ich schlucke, frage zaghaf nach dem Aggressionspotential in unserer Welt, Meadows meint trocken, wir hätten da schon noch einiges zu gewärtigen. Überall... Obgleich ich die Frage stellte, ist mir nicht danach, jetzt, neben Kapitza sitzend, der ein Attentat überlebt hat, das Geschehen wissenschaftlich zu vertiefen, versuche eher abzulenken, frage nach dem weltberühmten Physiker PIOTR KAPITZA, dem Vater des Sergei, der schon vor Jahren gestorben ist. Sein Vater hätte doch in den 70er Jahren noch recht heftig im Clinch gelegen mit dem eher technokratisch eingestellten Atomkraftanhänger ALEXANDROW, der ja nun von dem energischen JEWGENIJ WELICHOW abgelöst worden ist, einem von Gorbatschows wissenschaftlichen Beratern. „Wenn Sie wollen, suche ich das Essay heraus, in dem mein Vater vor dem Bau von Atomkraftwerken in von Menschen bewohnten Gebieten warnte.“

Ich nicke nur. Verscheuche Ängste unseres Alltags: Katastrophen und Korruption, Aggressionslust und Terroranschläge, Kettenreaktionen von Menschenwahnssinn verlaufen parallel zu den nuklearen Gefahren. (Unter den Naturwissenschaftlern des Forums ist bekannt, daß Welichow, der die Operationen zur Eindämmung der Katastrophe von Tschernobyl leitete, regelmäßig die Klinik aufsucht, auch in den Tagen des Forums. Er braucht Jod gegen die Strahlendosis, die er dort abbekommen hat.)

Und trotz allem plädieren Kapazitäten wie Kapitza jr. und Welichow für die zivile Nutzung der Kernenergie. Ist Hans-Peter Dürr, der zu ganz anderen Ergebnissen kommt, ein Phantast? Ich traue Dürrs Argumentation, mit der er die Wallraffs und mich einen Abend lang fasziniert in Atem hält, viel mehr. Dürrs Konzept zeigt neue Wege, wie Lattmann zu Recht betont, da ist ein Aufbruch, für den es sich einzutreten lohnt.

HANS-PETER DÜRR

... Viele von uns wurden in die Auseinandersetzung über die Strategische Verteidigungsinitiative SDI von Präsident Reagan hineingezogen, in der Frage der technischen Machbarkeit eines verlässlichen Raketenabwehrsystems im erdnahen Weltraum, seine Auswirkungen auf die militärische Stabilität, seine politischen Folgen, und so weit wir heute erkennen können, haben unsere großen Anstrengungen leider nur wenig oder gar nichts bewirkt, um dieses unsinnige und gefährliche Projekt aufzuhalten. Im Gegenteil! Unser Engagement, so scheint es fast, hat die Befürworter und hochbezahlten Experten von SDI noch beflügelt, neue und, wie sie meinen, bessere Vorschläge zu

machen, um die von uns aufgezeigten Mängel zu korrigieren... So kann es einem passieren, daß man von einem SDI-Befürworter für die kritische Begleitung und Durchleuchtung des Projekts sogar noch lobend auf die Schulter geklopft und als wichtiger Partner auf der Suche nach der besten technischen Lösung angesehen wird...

Wir haben wirklich Besseres und Vernünftigeres zu tun, als immer nur gegen diese verrückten und gefährlichen Projekte anzudiskutieren und zu demonstrieren...

Es ist mir klar, daß wir auch in Zukunft militärische Fragen bei unseren Überlegungen nicht ausklammern dürfen – leider. Denn der Friede und damit das Überleben der Menschen wird heute offensichtlich immer noch am stärksten durch das wahnsinnige und sich immer noch weiter aufschaukelnde Wettrüsten bedroht. Als wahrscheinlichste Ursache für den Ausbruch eines Atomkriegs erscheint nicht ein Versagen der wechselseitigen Abschreckung – denn wer ist so verrückt, sein eigenes Überleben, das Überleben seines Landes und das Leben der Menschheit durch einen mutwillig vom Zaune gebrochenen Atomkrieg aufs Spiel zu setzen – nein, die wahrscheinlichste Ursache für einen Atomkrieg liegt in einer Unfähigkeit militärisch-technischer Strukturen mit politischen Krisensituationen fertig zu werden. Die Waffenarsenale von Ost und West sind wie eng verkoppelte Teile eines einzigen großen Atomreaktors, der aber im Gegensatz zu unseren sogenannten „sicheren“ Atomreaktoren so konstruiert ist, daß er bei einem Störfall voll eskaliert. Deshalb müssen wir, ob wir dies wollen oder nicht, uns leider weiterhin mit militär-technischen Entwicklungen kritisch auseinandersetzen. Wir müssen alle Anstrengungen unternehmen, die Dynamik des Wettrüstens zu brechen. Wir müssen Strukturen entwickeln, um die Krisenstabilität – die Stabilität militärisch-technischer Systeme in einer politischen Krise – zu verbessern. Dazu werden Vorschläge technischer oder sogar militärisch-technischer Art nötig sein, was die aktive Beteiligung von Wissenschaftlern und Technikern erfordern wird...

Welches sind die großen Herausforderungen unserer Zeit, die uns gegenüberstehen und die wir bewältigen müssen? Verschiedene Menschen mögen darüber unterschiedlicher Meinung sein und dabei insbesondere, was ihre Rangordnung betrifft, verschiedene Vorstellungen haben, aber die meisten werden wohl doch die folgenden Probleme dazu zählen:

– Die Verschmutzung und Vergiftung unserer Umwelt, von Erde, Wasser, Luft durch die fortschreitende Industrialisierung und durch radioaktiven Fall-out.

– Die Erschöpfung nicht-erneuerbarer Ressourcen in der uns zugänglichen Erdkruste, von Rohstoffen und von, nach bisherigen Vorstellungen, für eine langfristige Energieversorgung unentbehrlichen Stoffen.

– Die wachsenden Probleme der sogenannten „Dritten Welt“ mit ihrer Bevölkerungsexplosion, ihren Krankheiten, ihrem Hunger und ihrer fortschreitenden Verarmung.

– Die ungerechte Güterverteilung in der Weltwirtschaft und die zunehmende Arbeitslosigkeit in den Industrieländern.

Wir wissen sehr wohl: Alle diese Probleme können sich schon bald zu weltweiten Katastrophen auswachsen, wenn wir sie nicht jetzt entschlossen angehen. Sie alle werden unserer Sicherheit gefährden. Sie alle können und werden zu Unruhen, Aufständen und Kriegen führen. Und Krieg kann für uns heute totale Auslöschung bedeuten. Es reicht nicht aus, nur Kriege zu verhindern, wir müssen einen Generalangriff auf alle diese uns bedrängenden Pro-

bleme beginnen, und zwar sofort. Warum schließen sich nicht alle Menschen aus Ost und West, Nord und Süd – zusammen, um gemeinsam den großen Herausforderungen der Menschheit zu begegnen? Warum sollte es nicht möglich sein, diese Probleme einmal direkt und gezielt zum Inhalt eines umfassenden Forschungs- und Entwicklungsprogramms zu machen, als darauf zu hoffen, daß ihre Lösung sich quasi als ziviler Spin-off, als Abfallprodukt eines militärisch-technischen Mammutprogramms etwa nach Art von SDI, so nebenbei ergibt? In der Tat, ein solches Vorhaben wäre äußerst umfangreich und vielschichtig. Sein Ziel ist utopisch, so wie auch das Ziel von SDI, aber es wäre viel lohnender, so viel vernünftiger und in so hohem Maß konsensfähig. Die klügsten und weitsichtigsten Frauen und Männer aus allen Fachdisziplinen, von den verschiedensten Ebenen der Gesellschaft, aus allen Ländern der Erde sollten dafür gewonnen werden.

Aber wie sollte ein solch verwegener Plan je verwirklicht werden? Wie soll ein Traum in eine Realutopie und schließlich in harte Realität verwandelt werden? Ich bin weder der Präsident der Vereinigten Staaten oder einer seiner mächtigen Hintermänner, noch kann ich 70 Milliarden Dollar für ein zehnjähriges Forschungs- und Entwicklungsprogramm, wie bei SDI, dafür in Aussicht stellen. Aber auch abgesehen von diesen wichtigen Randbedingungen stehen wir bei unserer Aufgabe vor dem üblichen Dilemma: Einerseits verlangt die große Zahl der dabei eng miteinander verflochtenen Probleme, daß wir einige Schritte zurücktreten und die Problematik als Ganzes und in ihrer prinzipiellen Struktur zu erfassen suchen; andererseits zwingen uns unser begrenztes Vorstellungsvermögen, unsere beschränkten Fähigkeiten und Kräfte dazu, auf der Suche nach Lösungen und bei der Verwirklichung durch konkrete Maßnahmen, unsere Aufmerksamkeit und Ressourcen jeweils auf einige wenige Probleme zu konzentrieren.

Wir können diesem prinzipiellen Dilemma jedoch entgehen, wenn wir die Problematik gleichzeitig auf zwei verschiedenen Ebenen angehen: auf einer allgemeinen, prinzipiellen Ebene und einer konkreten, praktischen Ebene. Das heißt: Wir müssen allgemeine Perspektiven entwickeln und Ziele benennen, aber gleichzeitig auch die ersten kleinen Schritte angeben, die uns auf den richtigen Weg dazu führen ...

Auf der Suche nach geeigneten Lösungen für diese Probleme müssen zunächst eine Reihe von mehr grundsätzlichen Fragen gestellt und beantwortet werden, etwa:

* WIE WOLLEN WIR EIGENTLICH LEBEN?

* WELCHES SIND UNSERE PRIORITÄTEN IN ANBETRACHT DER PRINZIPIELLEN BEGRENZTHEIT IRDISCHER RESSOURCEN?

* AUF WELCHE WEISE WOLLEN WIR KONFLIKTE LOSEN? --- usw.

Bei der Beantwortung dieser Fragen sollten wir mutig „utopische“ Ziele ins Auge fassen und uns nicht gleich auf das beschränken, was bei üblicher Betrachtung als „realistisch“ gilt. Denn diese Ziele sollen uns für unser künftiges praktisches Handeln eine allgemeine Orientierung geben, sie müssen deshalb „hoch aufgehängt“ sein. „Utopisch“ nennen wir ja gerne alles, was sich nicht ohne weiteres aus unserer bisherigen Erfahrung – eben das, was ein Pragmatiker dann als „realistisch“ bezeichnet – ableiten läßt. Wegen der grundsätzlichen Andersartigkeit unserer heutigen Situation haben aber Vergleiche zu scheinbar ähnlich gelagerten historischen Situationen nur noch einen begrenzten Wert. Oder etwas negativ ausgedrückt: Sollten historische Erfahrungen sich auch heute bewahrheiten, dann gibt es für die Menschen keine Überlebenschance. Denn eine Rivalität zweier Großmächte um die Weltherrschaft hat bisher immer in ei-

ner kriegerischen Auseinandersetzung geendet – und gerade diese können wir uns nicht mehr leisten. Bei der Vorgabe und der Verfolgung unserer Ziele wird es deshalb unausweichlich sein, ganz neu über alles nachzudenken.

Aufgrund ihres unterschiedlichen kulturellen Hintergrunds und ihrer unterschiedlichen Denkweise werden die Menschen verständlicherweise auf so grundsätzliche Fragen zu ihrem Lebensstil und zu ihrer Lebensqualität auch recht unterschiedliche Antworten geben. Trotzdem sollten diese Fragen gestellt werden, und dies nicht, um neue Trennwände zwischen den Menschen und den Völkern zu errichten, sondern ganz im Gegenteil, um eine gemeinsame Grundlage für unser Zusammenleben auszuloten. Bei der Lösung von Problemen brauchen wir nicht Einheitlichkeit anzustreben, in der Vielfalt der Lösungen liegt ja gerade der Reiz. Die verschiedenartigen Lösungen müssen nur miteinander verträglich sein. Im übrigen sollten wir bei aller Vielfalt der Ansichten nicht verkennen, daß sich hinter dieser Buntheit von Lebensstilen und Lebensträumen auch viel Gemeinsames verbirgt, denn:

- wir müssen unser Leben auf der Grundlage einer endlichen Erde gestalten, die uns in ihrer uns zugänglichen dünnen und verletzlichen Kruste nur begrenzte Ressourcen bereitstellt;
- wir alle sind überzeugt, daß alle Menschen auf dieser Erde die Chance für ein menschenwürdiges Leben haben sollen;
- wir alle sind unmittelbar daran interessiert, daß die Menschheit und die Biosphäre, in die wir auf Gedeih und Verderb eingebettet sind, überlebt.

Diese gemeinsamen Anliegen sollten schon ausreichen, eine tragfähige Grundlage für ein gemeinsames Handeln zu schaffen. Die eigentliche Schwierigkeit ist selbstverständlich, wie wir diese utopisch klingenden Ziele auch praktisch verwirklichen, wie wir sie in erste kleine Schritte, in erste konkrete Handlungen umsetzen können. Unter der Vielzahl von Problemen, die unsere prinzipiellen Betrachtungen aufwerfen, wird es einige einfacher, ganz spezielle und konkrete Probleme geben, die sich als geeignete Einstiege zur praktischen Lösung der größeren und umfassenderen Probleme anbieten. Auf diese einfacheren und griffigen Probleme sollten wir uns zunächst konzentrieren ... Die Größe und die Schwierigkeit der Probleme überwältigt den einzelnen und zwingt ihn dazu, sie zu verdrängen. Er verfällt in Fatalismus, flieht in eine Lebenshaltung des Auslebens: „Solange es noch möglich ist“, und reagiert irritiert auf jene, die ihn an die Gefahren erinnern. Es ist deshalb wichtig, daß wir nicht nur die allgemeinen Ziele benennen, die uns die Orientierung geben, sondern daß wir uns auch vor allem intensiv um die Wege kümmern, die dorthin führen können, daß wir die ersten kleinen, konkreten Schritte angeben, angemessene Einstiege aufzuzeigen für jeden, der hier sich persönlich einbringen und mitarbeiten will ...

Ich habe im vergangenen Jahr mit vielen Leuten aus Ost und West über die Notwendigkeit einer auf konstruktive Ziele gerichteten Initiative gesprochen und habe mit dieser Vorstellung überall starke Resonanz gefunden. Ich habe insbesondere darüber auf einer IPPNW-Veranstaltung in Berlin im Dezember 1985, dem Internationalen Jahrestag der IPPNW 1986 in Köln und der Pugwash-Jahrestagung 1986 in Budapest vorgetragen. Alles dies hat dazu beigetragen, daß ich Anfang dieses Jahres einen ersten konkreten Schritt unternommen habe: Ich habe eine internationale Initiative GLOBAL CHALLENGES NETWORK (GCN) gegründet, zu dem Zweck, langfristig ein Netz aus Projekten und Gruppen zu knüpfen, die arbeitsteilig und koordiniert an der Bewältigung umfassender, menschheitsbedrohender Probleme, den globalen Herausforderungen (Global Challenges) unserer Zeit arbeiten.

Das ist selbstverständlich ein vermessener Plan, eine reine Utopie, es ist das „hochgehängte“ Ziel, und ich will deshalb über dieses Netzwerk selbst nur wenig sagen. GLOBAL CHALLENGES NETWORK soll nach meiner Vorstellung zunächst nur einen Rahmen bilden für die Bildung einer Studiengruppe, einer „International Science and Technology Study Group“, die gewissermaßen eine Aufgabe ähnlich der Fletcher-Kommission bei SDI übernehmen soll. Eine solche Studiengruppe aus kompetenten und weitsichtigen Frauen und Männern sollte die Aufgabe haben:

- Die wichtigsten globalen Probleme geeignet zu strukturieren, sie in einfachere, zugänglichere Teilprobleme und Projekte aufzugliedern;
- Prioritäten bezüglich ihrer Dringlichkeit und Machbarkeit dieser Probleme anzugeben;
- praktische Einstiege für mögliche Lösungswege herauszufinden und zu empfehlen;
- wissenschaftliche, technische, industrielle und „gross-roots“ Potentiale materieller und ideeller Art lokal und global aufzuzeigen, welche zur detaillierteren Bearbeitung und Durchführung der anvisierten Lösungen geeignet erscheinen; und schließlich
- Hinweise für mögliche politische und finanzielle Unterstützung solcher Projekte zu geben.

Die Aufstellung dieser Studiengruppe, eine Feststellung ihrer personellen Zusammensetzung und eine erste Inhaltsbestimmung ihres Aufgabenbereichs, soll Mitte Juli durch eine kleine internationale Vorbereitungsgruppe in München erfolgen ...

Die eigentlichen Antriebskräfte hinter den enormen technischen Entwicklungen und Neuerungen entspringen im allgemeinen wohl leider nicht dem Wunsch, die Lebenschancen des Menschen zu vergrößern und seine Lebensqualität zu verbessern, sondern, so fürchte ich, diese Antriebskräfte werden genährt durch die Sucht einer wirtschaftlichen Elite nach höheren Profiten und einer Ausweitung ihrer Macht. Unsere tägliche Erfahrung deutet darauf hin, daß unsere fundamentalen Lebensbedürfnisse immer mehr der Technik und den materiellen Bedingungen untergeordnet werden, anstatt daß umgekehrt die Technik und die materiellen Voraussetzungen so benutzt und entwickelt werden, daß die schwierigen und wirklich drängenden Probleme unserer Zeit einer Lösung zugeführt werden.

Eine Unternehmung, die versucht, drängende Menschheitsprobleme zu lösen und fundamentale Lebensbedürfnisse der Menschen zu erfüllen, anstatt einfach immer neuen kostspieligen Techniken nachzujagen, braucht in einer Wettbewerbssituation wirtschaftlich nicht ruinös zu sein. Im Gegenteil! Wer sich vornehmlich auf diese konstruktiven Aufgaben konzentriert, wird letztlich auch den längeren Atem haben, da die drängenden Menschheitsprobleme sich nicht von selbst lösen werden. Diese Probleme stehen uns irgendwann einmal unerbittlich ins Haus, und es werden diejenigen am besten zu rechtkommen und Vorteile haben, die sich darauf vorbereitet haben ... Wir sollten nicht verkennen, daß angesichts der zunehmenden Bedrohungen und Gefahren für den Menschen und für die gesamte Menschheit durch den Menschen, und angesichts der Geschwindigkeit, mit der wir einer Katastrophe entgegenrasen, daß viele Menschen – und besonders junge Leute – immer stärker den Wunsch verspüren, ihre Arbeit und ihre intellektuellen und moralischen Kräfte den eigentlich menschlichen Bedürfnissen zu widmen. Zu diesen menschlichen Grundbedürfnissen zählen als wesentliche Voraussetzung

* EINE ÜBERLEBENSMÖGLICHKEIT DER MENSCHEN IN EINER HARMONISCHEN UND GESUNDEN UMWELT.

* EINE FRIEDLICHE KOEXISTENZ ALLER MENSCHEN DIESER ERDE IN GERECHTIGKEIT UND SELBSTBESTIMMUNG ...

Sind das alles nur Träume, wirklichkeitsfremde Utopien? Können wir wirklich darauf hoffen, daß ein Geist der Kooperation, der mitdenkenden und mitführenden Gemeinsamkeit je die augenblickliche feindliche Konfrontation ablösen wird? Ist der Mensch zur Kooperation überhaupt geeignet? Ist der Mensch nicht eine Bestie, wie es die Geschichte – und gerade unsere eigene Geschichte – zu lehren scheint? Ist der Mensch nicht, wie C. F. von Weizsäcker betont, der „Nachkomme von Siegern“, der in vielen Kämpfen seiner stammesgeschichtlichen Entwicklung überlegene und überlebende Stärkere, zu dessen natürlicher Lebensäußerung deshalb Siegen, Dominieren und Beherrschende Schwächeren gehört? Wird sich der Mensch von diesen ihm anscheinend vom darwinistischen Evolutionsgesetz aufgeprägten Erbe je befreien können?

Wir sollten in diesem Punkte nicht zu pessimistisch sein und daran denken: Der Mensch ist auch ein Nachkomme von Müttern und Vätern die über ihr persönliches Wohlergehen hinaus, für ihre Familie und auch für ihre Freunde, ihre engere und eine sich immer weiter ausdehnende menschliche Gemeinschaft Sorge getragen, und, in diesem sozialen Rahmen, in Harmonie gewirkt haben, die für ihren Platz, dem Stückchen Erde, auf dem sie lebten und von dem sie lebten, tätige Pflege haben walten lassen. Kooperation und sorgsame Pflege der Umwelt, in die man eingebettet ist, ist auch ein gültiges Überlebensprinzip der Natur. Der Mensch ist von seiner Anlage her deshalb nicht nur ein rücksichtsloser Krieger und Ausbeuter. Der Mensch ist auch – und das wissen wir aus vielen persönlichen Erfahrungen – der Freund des anderen, der Liebende, der zum Ausgleich und zur Versöhnung Bereite, der zum Frieden Fähige. Lassen wir den friedvollen, verständigen, mitführenden, kooperativen Menschen in uns wachsen. Richten wir unseren kritischen Verstand, unsere kreative Phantasie, unsere ganze Kraft und menschliche Leidenschaft darauf, daß die Einheit und Harmonie der Schöpfung sich auch im Zusammenleben der Menschen widerspiegeln kann.

ULIZA WOROWSKOGO 52. Schriftstellerverband. Empfang im Eichensaal. Ringsum Berühmtheiten, doch ein Stern leuchtet über allen – JEWGENIJ JEWTSCHENKO im knallroten Anzug, er strahlt neben seiner netten, jungen Frau, NORMAN MAILER steht ihm, was seine junge Lady angeht, in nichts nach, nur trägt Mailer gedämpfte Farben.

BULAT OKUDSHAWA weckt alte Erinnerungen, Kosmonaut Georgij Gretschko, der neben ihm steht, hört interessiert zu. „So sing es damals auch an, mit einem hoffnungsvollen Aufbruch, weißt du noch? Wir saßen dort drüben, 1961, im Winter, ein Aufatmen. Und dann hat das Alte nochmals zugeschlagen.“

„Es war romantisch, Bulat, reine Romantik, die Politik war noch wie gelähmt, die Funktionäre hatten Angst davor, was durch die Schleusen geht. Dichter füllten die Plätze und Säle, Tausende, um dich zu hören, Shenja Jewtuschenko und Bella Achmadulina, Robert Roshdestwenskij und Andrej Wosnessenskij. Geht das jetzt nicht an die Wurzeln?“

„Moshet byt, vielleicht ...“

„Und warten nicht doch noch zu viele ab, ob das gut ausgeht?“

„Es gibt keinen anderen Weg ...“

Wie oft höre ich das dieser Tage: Eine letzte Chance für den Sozialismus, die damals vertan wurde, verschleppt und in Gleichgültigkeit (aus Enttäuschung an Phrasen, die im Namen des Sozialismus ausgegeben werden?) ignoriert, aber auch aus Angst und falsch verstandener Disziplin verdrängt. Und wie ist es heute? Wie viele machen sich doch immer wieder auf den Weg für die Ideale des Sozialismus, nehmen es aber nicht wichtig, sich über Irrwege und untaugliche Methoden rechtzeitig klar zu werden, weil sich so etwas im Kampf verbiete, weil ja der Gegner nur darauf warte, daß man öffentlich zu viel an Fehlern zugäbe, von den Verbrechen ganz zu schweigen, und so türmen sich ganze Gebirge von Tabus auf...

POKAJANIE. Die einen übersetzen den Titel mit „Reue“, andere mit „Beichte“, es ist beides in dem Wort – „Reumütige Beichte“. Die Kinos sind seit Monaten ausverkauft. Der Film läuft im georgischen Original, die Dialoge sind russisch eingesprochen.

Warlam Arawidse wird beerdigt. Der Sohn Awel, ein solider Bürger um die fünfzig, trauert mit Frau und Warlams Enkel, seinem Sohn. Freunde und Bekannte weinen mit. Die ganze Stadt trauert und hält sich in Wehklagen. O, großer Warlam, wie können wir weiterleben ohne dich?! Die Nächte nach der georgischen Bestattung sind schauerlich. Zunächst entdeckt ihn die Schwiegertochter, mit einem Schrei weckt sie Familie und Nachbarn und zeigt auf den am Baum im Garten lehnenden Leichnam Warlams. Was für eine Ungehörigkeit! Der Verblichene, schon einmal Beerdigte, wird wieder eingebuddelt. Doch schon am darauffolgenden Tag lehnt der Leichnam wieder am Baum. Nach erneuter Beerdigung schleichen sich die Empörten auf den Friedhof, es ist Nacht, voller Gruseln verfolgen sie eine Gestalt, Warlams Enkel schießt, die Figur stürzt. Es ist Ketewan, die Tochter des Künstlers Sandro Barateli, die Warlams Leichnam nochmals ausgraben will. Sie wird wegen Grabschändung angeklagt...

Ketewan freut sich. Alle sollen Warlam sehen, der nie vergessen werden darf. Und so erfahren wir mit dem Gericht in einer Rückblende die Tragödie der Barateli, die Verbrechen Warlams und seiner Helfershelfer, die bis zur Stunde verschwiegen oder gar als Heldenataten zur Verteidigung des Vaterlandes ausgegeben werden. Warlams Komplizen sind überall anzutreffen, Ritter in eiserner Rüstung, mit Lanzen und auf Pferden holen die Männer ab, mir fällt Stalins Spruch ein: „Die Partei muß ein Orden von Schwerträgern werden.“ Der Georgier Warlam ist indessen kein Staatsmann, er ist Oberhaupt einer Stadt gewesen, Bürgermeister, das Geschehen ist intim und grotesk, und Warlam läßt an alle möglichen Diktatoren denken. Gespielt wird er vom Schauspieler Macharidse, der zugleich den braven Bürgersohn Awel darstellt: Diktator und Spießer sind ja immer Wahlverwandte. Awel ist eher unauffällig, hält ein ordentlicher Zeitgenosse, der seine Karriere über alles schätzt. Und Warlam stellt Chaplins Großen Diktator in den Schatten: Warlam ist eben nicht nur komisch, er ist grotesk und grausam, trägt schwarzes Hemd, schwarze Breeches, schwarze Stiefel, hält das Haar im Bürstenschnitt, der Schnauzer erinnert an Hitler, der Zwicker an Berija und Himmler. Und er demonstriert bisweilen ein Schauspielertalent wie Mussolini, ins Mikrofon, ganz nah, scheint er brüllend zu spucken wie Pinochet, oder sanft wie Papa Doc Duvalier auf Haiti...

Fast alle Männer hat Warlam abholen lassen. Die Anklagen sind unglaublich, sie werden von einigen Beschuldigten sogar zugegeben, die damit vergebens hoffen, das Volk auf die platten Absurdität der Anklage aufmerksam zu

machen: „In der Verschwörung haben Sie doch geplant, einen unterirdischen Kanal von Bombay nach London zu graben?“

Die Komik des Diktatorischen wird erst deutlich, wenn die Warlams tot sind. Doch in „Pokajanije“ wechselt das Groteske mit dem Entsetzen in der Wirklichkeit: Frauen warten in einer langen Schlange vor einem Fensterchen mit Zetteln in der Hand – wo ist mein Mann? Ein Gerücht geht um in der Stadt. Die Frauen hasten hinaus, suchen nach den Männern und finden Spuren – in Langholz geritzte Namen, Initialen von irgendwoher aus dem Wald, aus Lägern...

„Pokajanije“ würgt zu Wut und reizt zu schrillen Lachen vor Entsetzen. Wie ist das möglich gewesen? Wann hat es begonnen? Warum? Wie ich den Saal verlasse, sehe ich da und dort Frauen. Sie bleiben sitzen, lassen ihren Tränen freien Lauf. Mir ist, als hätte es mir die Sprache verschlagen. Die Moskauer Boris und Tanja, beide nach dem Krieg geboren, sind dabei. Wir brauchen uns darüber nicht zu verstündigen, auch ohne Worte wissen wir – so etwas darf nie wieder geschehen, weder hier noch bei uns, jeder hat seine Trauer abzuarbeiten... Und eben nicht das Verbrechen im Namen einer Doktrin hinzunehmen und zu rechtfertigen, gleich wie sie lauten mag... Ketewan wird schließlich nicht verurteilt, die Justiz hat einen glänzenden Einfall: Ketewan Barateli wird für verrückt, für psychisch abnormal erklärt, Warlams Enkel Tornike erschießt sich...

Das Drehbuch dieses Filmes war 1982 fertig, der Film 1984, dann blieb er verboten – bis 1986. Sein Autor – der Georgier TENGIS ABULADSE – hatte nie die Hoffnung aufgegeben, widerstand allen Lockungen, Intrigen und Fußangeln – und er fand Solidarität von Anfang an; während der wenigen Monate, seit „Pokajanije“ in fast allen großen, meist ausverkauften Lichtspielhäusern Moskaus läuft, haben hier knapp zwei Millionen Menschen diesen Film gesehen...

MONTAG, 16. FEBRUAR 1987. Großer Kremlpalast.

Die Kontrollen sind eher flüchtig. Man braucht Paß und die kleine, nummerierte Karte, in die der Name handschriftlich eingetragen ist. Ein Amerikaner vor mir hat eines der beiden Papiere nicht dabei. Der junge Sicherheitsbeamte blickt hilflos um sich, ein abseits stehender Natschalnik – beide sind in Zivil – winkt lässig: Laß sie rein... Mir steckt Kapitzas Erzählung in den Knochen, und daß sie ein so buntes Völkchen aus aller Welt ins Zentrum der Macht einladen, behaupten wenigstens Moskauer Freunde, sei unglaublich. Gorbatschow hat ja nicht nur einmal betont, wir brauchen Demokratie wie die Luft zum Atmen. Und die Sicherheit? Vor Verrückten jedweder Couleur? Ist ja nicht das erste Mal, daß große Neuerer die Zielscheibe haßerfüllten Wahnsinns werden. Ich habe eine Kleinbildkamera um den Hals hängen, Lattmann trägt seine lederne Handtasche um die Schultern, Sicherheitsdenken um jeden Preis würde das nicht dulden, daß wir so etwas mitführen, und wir strömen zu den Garderoben und weiter entlang der Korridore mit den Riesengemälden aus der Zeit der Zaren, der Volkskommissare und Lenins. Wo wir jetzt gehen, betreten in der Regel den Boden nur höchste Staatsmänner und Menschen von Macht...

VIKTOR ROSOW, weltberühmt geworden durch die Verfilmung seines Stükkes „Wenn die Kraniche ziehen“, humpelt, die Verwundung hat er von einer deutschen Kugel, er ist ein heiterer und humorvoller Mensch: „Ich hätte nie geglaubt“, sagt er mir, „daß ich all das, was in unserem Land jetzt geschieht, noch erlebe.“ **MICHAIL ULJANOW** wird demnächst im 1969 abgeschlosse

nen, erst jetzt veröffentlichten Stück von Schatrow – „Der Brester Frieden“ – die Rolle von Lenin übernehmen. „Steht schon fest“, frage ich ihn, „wer Bucharin, Trotzki und Stalin spielen wird?“ Nein, das sei noch nicht klar, und ich denke mir, schon die laut ausgesprochene Frage in diesen Korridoren so zu stellen, als seien die Namen ganz und gar selbstverständlich, bekräftigt, was Rosow ausgesprochen hat... Nicht weit von uns – Dorlies Wallraff-Pollmann geht in unserer Mitte – sehe ich Andrej Sacharow und etwas entfernt die noch immer oder wieder aufgeregte Petra Kelly. Noch gar nicht so lange ist es her, da er, der Kopf einer oppositionellen Minderheit, von der in diesen Räumen residierenden Macht mehr oder minder verfeindt und verbannt wurde... Und wie haben wir, ein Teil der linken Opposition in unserem Land, darauf reagiert? Wir haben uns in der Regel mit dieser Macht identifiziert, oder, aus vermeintlicher Solidarität, aus Hilflosigkeit und Trotz, unsere Zweifel, falls wir sie hatten, verschwiegen, weil wir glaubten, daß diese Macht keine Opposition sinnvoll mache, weil der Sozialismus zwar Fehler begehe, wer aber sei vor Fehlern geset, unsere Fehler seien läßlich oder weniger schlimm als die der anderen, wir haben doch die hohen, legitimen und menschheitsbefregenden Ziele, das folgt also letztendlich dem uralten Prinzip, wonach der Zweck die Mittel heilige usw... Und dabei hätten gerade wir, die Linken in der Bundesrepublik Deutschland, die Gelegenheit, die Kriterien von Macht gegenüber dem Menschenrecht des einzelnen zu überprüfen, ist doch der Radikalenerlaß von ähnlicher Haltung der jeweils Mächtigen geprägt wie der Ukas über antisowjetische Tätigkeit; beide Erlasse haben dem Unrecht und der Willkür gegenüber alternativem Denken, wie jetzt zahllose Veröffentlichungen belegen, Vorschub geleistet. Ein jeder wird, angeichts dessen, was sich hier tut, mit sich zu Rate gehen müssen, das gelingt nicht von heute auf morgen, aber je länger wir zögern, damit zu beginnen, um so weniger Chancen haben wir künftig, mit uns selbst ins Reine zu kommen... Oder warten da schon welche darauf, daß sich Gorbatschow den Hals bricht, so daß sie dann mit den alten, diskreditierten Methoden weitermachen können? Und dann eifrig zu behaupten, wir haben es ja schon immer gesagt, daß Gorbatschow, den der Klassenfeind so verdächtig lobt, der den bürgerlichen Medien Munition liefert und den Klassenkampf vernachläßigt, ein Revisionist übelster Sorte sei...

Immer deutlicher zeichnen sich auch die Strukturen ab, die in dem einen wie dem anderen System Methoden der Machtausübung kennzeichnen, die sich zwar auf unterschiedliche Ziele berufen, aber in der Praxis ähnliche Verachtung gegenüber dem Volk, der eigenen Partei und demokratischen Prinzipien demonstrieren.

Den Großen Kremlpalast kenne ich bisher nur aus Fernsehaufnahmen, von Parteitagen der KPdSU, aus Filmen. Am tiefsten hat sich das Bild von den alten Herren des alten Politbüros eingeprägt, die dort vorne, in den dunklen Sitzbänken des Präsidiums vor der weißen Statue des Lenin mit der ausgestreckten Hand saßen. Regungslos. Starr. Unnahbar. Das Auditorium unten ist jetzt vollbesetzt. Die Forumsteilnehmer haben Platz genommen. Vorne ist es leer. Alle warten. Dann kommen von einer Seitentür her zehn Männer. (Schade, es sind nur Männer, keine Frau wird in der Abschlußrunde berichten). Sie nehmen in einer Reihe nebeneinander Platz. Der britische General a. D. Harbottle, der bulgarische Ökologe Nejkow, der Italiener Ossola, Präsident der sowjetisch-italienischen Industrie- und Handelskammer, Akademiepräsident Welichow, Generalsekretär Gorbatschow, der Mediziner Lawn und der Physiker von Hippel, beide USA, der Engländer Graham Greene,

der Deutsche Egon Bahr und der indische Metropolit Paul Mar Grigori. Die Abschlußsitzung leitet Welichow, er teilt ein wesentliches Ergebnis des Forums mit: Die Gründung eines internationalen „Open Scientific Sectors“ und einer „Foundation for Survival“, ein Dutzend Persönlichkeiten aus der UdSSR, den USA, Japan, der Dritten Welt und Westeuropa gehören zur Initiativgruppe, darunter sind Tschingis Aitmatow, Metropolit Pitirim, Hans-Peter Dürr und Horst-Eberhard Richter... Dürr erfährt von seinen sowjetischen Kollegen: Erhält Gorbatschow eine Chance zur Abrüstung, ist er bereit, einen Teil der ersparten Rüstungsgelder in den „Überlebensfonds“ zu stecken. Die Männer berichten über ihre Rundtisch-Diskussionen. Dann schließt Gorbatschow mit einer Rede über die Lage der Welt, es ist ein Beifall der Bewunderung für einen mutigen, glaubwürdigen Mann. Das hat Gründe, Gorbatschow referiert nicht das Sündenregister anderer, jeder, der zuhört, kann sich über diese Beurteilung der Weltlage seine eigenen Gedanken machen. Und Gorbatschow benutzt das Forum auch nicht als Tribüne neuer Vorschläge, deutlicher ist der Gestus: Ich rede als Partner zu mündigen Menschen. Sein Angebot ist unüberhörbar: Die Kreativität, die Intelligenz im Menschen ist es, was uns einen kann, und den eingreifenden, aktiven Menschen, alle Arbeitenden; sie braucht nicht die erzwungene Übereinstimmung der Mächtigen mit den von ihnen Abhängigen. Ist das der wesentliche Grund, warum MICHAIL GORBATSCHOW unter allen so angesehen ist, die in der Intelligenz und Kreativität die wichtigste Kraft einer Änderung zum Besseren sehen? Ganz gleich, ob es Intellektuelle, Arbeiter, Handwerker, Bauern, Beamte, Männer oder Frauen sind. Und daß Gorbatschow all denen ein Dorn im Auge sein muß, die Intelligenz und Kreativität für beliebig austauschbar und bestellbar halten. Diesseits und jenseits der Grenzen...

Ich erinnere mich an Maxim Gorki, als er sein Land nach der Oktoberrevolution, die er so sehr ersehnt hatte, verließ, er konnte sich gegen die aufkommende negative Einstellung gegen Intellektuelle nicht durchsetzen. In Schatrows neuem Stück hatte ich gestern abend gelesen, was Gorki dazu sagte: „Intelligenzfeindlichkeit ist schädlich. Intelligenz ist das Zugpferd der Geschichte.“ Gleich darauf folgt der Dialog zwischen Stalin und Bucharin.

STALIN. Nach meiner Ansicht zieht es den Gorki schon ganz schlimm ins Archiv. Was soll's, dem Freien sein Wille. Die Revolution kann ihre Leichen weder bedauern noch bestatten.

BUCHARIN. Koba, nicht so hart beim Umsturz! Um Gorki müssen wir kämpfen, entschuldige, wir verschleudern sonst große Werte.

STALIN. Ach, Gorki – der Wert! Wenn wir uns behaupten, finden sich andre. Bei uns in Georgien sagt man: Fehlt im Haus der Hund, muß man die Katze zum Bellen bringen.

Immer wieder versucht man, im Namen einer Doktrin, Katzen zum Bellen und Hunde zum Miauen zu bringen... Auch in diesem Haus gab es das, aber nun ist ein Geist der Weltoffenheit eingezogen.

BERNARD LAWN

Auf dem Weg in die Sowjetunion machte ich Halt in Frankfurt am Main. Ich traf dort mit einer Frau zusammen, die mir sagte: „Herr Doktor, Sie sind Amerikaner. Verzeihen Sie mir, aber wenn ich an den Frieden denke, dann fällt mir der Name Gorbatschow ein.“

Und so denkt nicht nur diese deutsche Frau, so denken Millionen in aller Welt. Ich spreche nicht nur für mich, sondern auch im Namen Tausender Ärzte aus aller Welt.

Während der letzten Tage kam es zu sehr fruchtbaren Begegnungen und Diskussionen. Wir Ärzte führen den Dialog über einen Zeitraum von sechs Jahren. Sehr viel trägt dazu auch Akademiemitglied Tschasow bei. Zu welchen Schlußfolgerungen gelangten wir, die wir ein Teil der Bewegung der Ärzte für den Frieden sind?

1 Vor allem zu den Atomwaffen: Nuklearwaffen können das Leben auf unserem Planeten vernichten. Ein Atomkrieg bedeutet das Ende der Menschheit. Und so ein Krieg kann nur einmal stattfinden. Wir Ärzte meinen, wir dürfen das nicht zulassen. Wir müssen alles von uns Abhängige tun, daß die Menschheitsgeschichte nicht aufhört, daß die Menschheit weiterlebt und nicht im Feuer des Nuklearkrieges untergeht. Und ein Atomkrieg läßt sich mit keinerlei ideologischen oder politischen Erwägungen rechtfertigen, wenn er ausbrechen sollte.

Unsere zweite Schlußfolgerung lautet: Es ist sehr wichtig, die Atomtests einzustellen. Wenn beide Seiten die Nukleartests einstellen, bedeutet dies, daß die Welt beträchtlich sicherer wird.

Derzeit besteht die Gefahr, daß noch massivere Waffen entwickelt werden. Das sowjetische Moratorium, das nun schon so lange anhält, war ein mutiger Schritt, der in aller Welt unterstützt wird. Wir Ärzte hoffen, die Sowjetunion verlängert ihr Moratorium.

Während der Monate, da das sowjetische Moratorium andauerte, wurde den Menschen deutlich, wie wichtig es ist, mit den Atomtests nicht weiterzumachen und den atomaren Wahnsinn einzustellen. Menschen in aller Welt wollen nicht, daß die USA ihre Atomwaffentests fortsetzen. Die Ärzte meinen auch, daß das Programm der „Sternenkriege“ eine Fata Morgana ist, ein nicht zu verwirklichender Traum. Die Annahme, das SDI-Programm könnte einen zuverlässigen Schutz bieten, ist illusorisch... Die Realisierung von SDI erhöht die Gefahr eines Atomkrieges aus Zufall.

Wenn wir die Zukunft nicht ernsthaft angehen, wächst die Gefahr. In Amerika brauchen wir glasnost über die Sowjetunion, es ist unerlässlich, daß die Menschen in Amerika erfahren, was in der Sowjetunion geschieht, und wir können, ungeachtet der Unterschiede zwischen unseren sozialen Systemen, zusammenarbeiten. Man muß immer aufs neue wiederholen: Der Feind der Menschheit ist weder der Kommunismus noch der Kapitalismus, der Feind der Menschheit sind die Atomwaffen. Wir Ärzte meinen, daß man die Atomwaffen vernichten muß...

Es ist erforderlich, die Zusammenarbeit zwischen sowjetischen und amerikanischen Ärzten zu entwickeln. Wir hoffen, gemeinsam mit unseren sowjetischen Kollegen einen Medizinsputnik zu starten. Das könnte eine Schule im Weltraum werden, eine Schule unserer Zusammenarbeit.

Wir können die Augen nicht davor verschließen, was in der Welt geschieht. Wir dürfen nicht passiv sein. Ein jeder von uns muß im Namen der Generationen, die noch nicht geboren sind, tätig werden... Unsre Arbeit wird von Erfolg gekrönt sein, wenn wir beharrlich weitermachen. Wir sind davon überzeugt, daß es uns gelingt, die Atomwaffen abzuschaffen...

FRANK VON HIPPEL

... Die riesigen Arsenale der von beiden Seiten angehäuften Atomwaffen stellen zu jeder Sekunde und Stunde und an jedem Tag eine Gefahr für die gesamte Welt dar. Keine Seite kann in einem Nuklearkonflikt siegen. Eben deshalb ist es nötig, daß beide Seiten unverzüglich den Prozeß des Abbaus von Nuklearwaffen einleiten. Man muß sich gewärtigen, der Versuch eines

Enthauptungsschlages wird die Ursache für den Tod von Abermillionen Menschen sein. Das wäre ein Verbrechen an Menschheit und Zivilisation. Jede Seite entwickelt Verteidigungssysteme, um sich vor einem Nuklearschlag zu schützen. Wir kommen aber zu dem Schluß, daß es unmöglich ist, ein absolut sicheres Verteidigungssystem zu schaffen. Die Stationierung von Antiraketensystemen würde die bestehende Stabilität einer großen Gefahr aussetzen. Diese Stabilität würde beständig abnehmen. Es ist erforderlich, die Grundlage für ein beiderseitiges Verständnis zu schaffen, um ein Abkommen zu schließen, den Rüstungswettlauf nicht auf den Weltraum auszudehnen... Gegenwärtig stellen beide Seiten Raketen mit Mehrfachsprengköpfen her. Das ist eine besonders gefährliche Waffenart. Diese Raketen sind zur Stationierung auf dem Festland wie auf Unterseebooten entwickelt worden. Im Verlauf unserer Diskussionen kamen wir zu dem Schluß, daß gerade diese Raketen in erster Linie reduziert werden müssen... Diese Waffen destabilisieren die Lage maximal.

Ein ernstzunehmendes Problem ist die Verbreitung von Flügelraketen. Das muß unverzüglich gestoppt werden. Wir sehen keinerlei Barrieren auf dem Weg zu einem wesentlichen Abbau dieser Waffen. Wir unterstützen alle Vorschläge, die auf einen Abbau dieser Waffen zielen...

Die gesamte Menschheit begreift, daß es unerlässlich und lebensnotwendig ist, abzurüsten und das Rüstungsniveau zu senken. Vor allem in Europa. Wir meinen, in Europa ist eine zweite Welle der Entspannung möglich.

Herr Generalsekretär, wir glauben, daß die USA und die Sowjetunion eine solche Möglichkeit erörtern können und müssen. Zwei Tage vor Beginn des Forums fand ein sehr wichtiges Arbeitstreffen statt, wo wir über technische Probleme diskutierten. Es wurden Vorschläge der Verifikation gemacht, wie sich beide Seiten an Vereinbarungen über Rüstungsbeschränkungen halten würden, wenn es dazu käme. Wir meinen, amerikanische und sowjetische Experten könnten durchaus eine zuverlässige Überprüfung der Vertragserfüllung gewährleisten... Wir kamen zu dem Schluß, daß wir in unserer Eigenschaft als Spezialisten sichere Verfahren für einen zuverlässigen Ablauf dieses Prozesses ausarbeiten können, sowohl für die technischen als auch die rechtlichen Aspekte.

Wir haben auch die Frage der internationalen Zusammenarbeit von Wissenschaftlern erörtert. Wir haben uns gegenseitig bei den Erforschungen des Kometen Halley geholfen, ein hervorragendes Beispiel dafür, wie man zusammenarbeiten kann. An unserer Diskussion beteiligte sich Akademiemitglied Andrej Sacharow. Er unterstrich die Bedeutung der Offenheit und der glasnost für das Anwachsen von Vertrauen zwischen den Vertretern verschiedener Länder. Diese Ansicht teilen viele Forumsteilnehmer. Wir denken, daß der Prozeß der Demokratisierung und Öffnung, der gegenwärtig in der Sowjetunion vor sich geht, sehr wichtig ist...

SENATOR OSSOLA unterstreicht die Bedeutung der Gemeinschaftsunternehmen (joint ventures), der italienische Unternehmer bewertet dies als einen Beweis für die demokratische Entwicklung der Sowjetunion: „Wir meinen, eine geregelte wirtschaftliche Zusammenarbeit fördert die Lösung der komplizierten Probleme, vor denen wir alle stehen. Die Export-Import-Beziehungen zwischen den Ländern des Westens und des Ostens nehmen zu. All dies erfordert, daß beide Seiten – West wie Ost – die Hindernisse beseitigen, die auf dem Weg einer verstärkten Entwicklung der Kooperation liegen.

Wir meinen, dafür ist ein freier Meinungsaustausch über die Sachlage in al-

len Ländern nötig. Das sowjetische Rechtssystem schafft derzeit günstige Bedingungen für die Entwicklung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit, insbesondere für die Schaffung von Gemeinschaftsunternehmen. Und dank dieser Entscheidungen können wir mit Erfolg Schwankungen und Zweifel überwinden, die wir hinsichtlich der Wirtschaftsentwicklung Ihres Landes hatten. Einige Gemeinschaftsunternehmen sind bereits im Entstehen, oder man verhandelt darüber. Das ist eine außerordentlich wichtige Frage, da sie ja die Entwicklung der Beziehungen zwischen den Ländern in Ost und West fördert...

Die Mehrheit meiner Kollegen plädieren für die Entwicklung der Zusammenarbeit auf der Ebene der Banken. Wir meinen, in diesen Beziehungen dürfen keinerlei protektionistische Interessen aufrecht erhalten bleiben. International hat die Sowjetunion ein hohes Prestige, und verschiedene Banken bringen ihre Bereitschaft zur Kooperation mit der Sowjetunion auf der Ebene der Meistbegünstigung zum Ausdruck...

EGON BAHR

Für einen Ausländer, der von dieser hohen Tribüne aus sprechen und kurz über die Ergebnisse der Diskussionen beim Rundtischgespräch berichten kann, ist, so denke ich, eine außergewöhnliche Möglichkeit geboten. Erstens möchte ich meine tiefe Dankbarkeit allen Teilnehmern des Forums ausdrücken, die aus den verschiedenen Ländern hierhergekommen sind. Ich möchte ebenfalls der Sowjetunion danken, nicht nur für die Einladung zum Forum, sondern auch für die Gastfreundschaft und die großartige Organisation.

Wir haben die Situation nach dem Treffen in Reykjavik einer tiefen Analyse unterzogen und die Frage einer Abschaffung aller Atomwaffen erörtert. Wir diskutierten auch das Problem eines Verbots der chemischen Waffen. Wir alle sind einmütig davon überzeugt, daß Atomwaffen nicht eingesetzt werden dürfen. Wir meinen, die Situation erfordert in erster Linie eine Reduzierung der Nuklearrüstung, und dieses Programm – das Programm des Abbaus von Atomwaffen – ist außerordentlich wichtig. Es ruft Bedauern hervor, daß das vorliegende Programm von seiten der US-Administration keine Unterstützung findet.

Wir sehen, daß alle Waffenarten, die in der Vergangenheit hergestellt wurden, sowohl zu Zwecken der Verteidigung als auch zu Zwecken des Angriffs eingesetzt werden können. Von daher müssen wir die sowjetische Formel bekräftigen, wonach die Stationierung von Atomwaffen im Weltraum eine Gefahr für die gesamte Welt in sich birgt und den ABM-Vertrag aushöhlt.

Wir sehen, daß die Sowjetunion die Bereitschaft bekundet, die Verhandlungen mit den USA fortzusetzen und zugleich auf dem Gebiet des Weltraums und der Einhaltung des ABM-Vertrags kooperieren will. Das vorliegende Problem ist eng mit dem der Nulllösung verbunden, und dies wurde im Verlauf der Diskussionen klar ausgesprochen. Alle Fragen der Sicherheit sind eng miteinander verknüpft – der „Sternenkrieg“ wie auch die Globalprobleme und die Erforschung der Raketen mittlerer und weiterer Reichweite. Wir brauchen ein allseitiges Herangehen an die Lösung dieser Probleme. Mir scheint, die Forderung nach einem Abschluß einer allseitigen Vereinbarung ist derzeit außerordentlich wichtig. Solange es keine Vereinbarung über Kurzstreckenraketen gibt, können wir von der Sicherheit unserer Welt nicht überzeugt sein.

Europa war schon immer ein Ursprung von Kriegen gewesen. Und in erster

Linie muß man das ganze Paket der Vorschläge lösen. Unsere sowjetischen Kollegen haben ihre Vorschläge hinsichtlich der Einhaltung des Vorschlagspakets unterbreitet. Wir sehen und beurteilen dies als einen Fortschritt. Wir meinen, die Einhaltung des Vertrags ist, ebenso wie seine Unterzeichnung, außerordentlich wichtig.

Es wurde auch die Frage erörtert, ob es möglich sei, mit der gegenwärtigen US-Administration eine vollständige Vereinbarung zu erzielen. Wir begreifen, der Kongress der USA braucht eine gewisse Zeit zur Ratifizierung der verschiedenen Vereinbarungen. Vielleicht sind dafür sogar neun Monate erforderlich. Dennoch ist eines klar – jede Chance muß genutzt werden, um eine Vereinbarung zu unterzeichnen und künftig einzuhalten.

Die Frage der Stabilität vom Atlantik bis zum Ural, einer sicheren Stabilität, ist eine ganz andere. Es ist eine Reihe von Initiativen und Vorschlägen hinsichtlich einer Verwirklichung unterbreitet worden. Wir verstehen auch, daß in unserem Jahrhundert jedwede Versuche scheitern müssen und deshalb zu unterlassen sind, eine wie auch immer geartete Überlegenheit zu erlangen.

Wir meinen, das ist nicht nur eine Frage nach der Qualität oder eine Frage nach der Politik. Das betrifft in erster Linie das Wettrüsten und die allgemeine Sicherheit, die Sicherheit der gesamten Menschheit und aller Menschen, ob sie im Norden oder im Süden, im Westen oder im Osten leben. Wir können entweder gemeinsam leben oder gemeinsam untergehen. Dies ist eine offenkundige Tatsache.

Wir sollten heute die Möglichkeit der beiderseitigen Vernichtung ersetzen durch die Möglichkeit der beiderseitigen Sicherheit. Dem müssen wir heute am meisten Aufmerksamkeit widmen.

Erlauben Sie mir zum Abschluß eine persönliche Anmerkung. Ich meine, dieses Treffen wird der Beginn weiteren und besseren gegenseitigen Verstehens sein. Ich bringe die Hoffnung zum Ausdruck, daß alle Teilnehmer dieses Treffens in Moskau ihren Regierungen über die Lösungen berichten, die hier im Verlauf der Diskussion angenommen wurden.

Ich denke, wir sollten uns so verhalten, als würde eben von uns das Schicksal der Welt abhängen.

(Egon Bahr hat englisch gesprochen und dies frei, nach einigen Notizen, die Rede wurde aufgezeichnet, in russischen Zeitungen verbreitet – nach der Vorlage übersetze ich sie ins Deutsche, schicke sie an den Redner... Der vom Englischen ins Russische und dann ins Deutsche übersetzte Redetext ist nicht vollständig, so fehlt Egon Bahrs Formulierung: ES IST BESSER, GORBATSCHOW ZU TESTEN ALS ATOMWAFFEN...)

PAUL MAR GRIGORI

Erlauben Sie mir, einige Worte im Namen von 215 Delegierten auszusprechen: Religionsvertreter der sechs Hauptreligionen der Welt aus 56 Ländern. Dies war ein einzigartiges Forum, da es uns die Möglichkeit zum freien Meinungsaustausch gab. Obgleich einige Religionen in der Vergangenheit keine einheitliche Meinung über den Frieden ohne Atomwaffen zum Ausdruck brachten, haben wir uns darauf geeinigt: Man muß eine Welt ohne Atomwaffen schaffen...

Wir haben die Zusammenhänge zwischen den Faktoren der Ökonomie, der Politik und der Presse durchforscht. Doch konzentrierten wir uns dabei auf den menschlichen Faktor: Das Bedürfnis nach einer neuen internationalen Moralordnung, die Rolle der Religionsgemeinschaften, insbesondere in der Zusammenarbeit mit anderen Kräften in unserem gemeinsamen Kampf für

eine Welt ohne Atomrüstung und für eine neue Gesellschaft ohne Krieg und Gewalt...

Zum menschlichen Faktor haben wir folgendes erörtert: Wir müssen einen gemeinsamen Begriff voneinander schaffen, müssen uns kennenlernen und die Unwahrheiten beseitigen, die unablässig hervorgebracht werden. Wir müssen daran arbeiten, daß Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen über unsere Länder wahrheitsgetreu berichten, und daß es mehr Kooperation auf ökonomischem und politischem Gebiet gibt. Wir müssen vor den Möglichkeiten der Lebensvernichtung warnen und die unterdrückten Völker befreien helfen. Wir brauchen eine neue internationale Moralordnung. Wir haben einige Prinzipien benannt:

Erstens: Jede Nation ist ein freier, verantwortlicher Teil aller Nationen in der Welt und sollte deshalb ihre Nationalinteressen und ihre nationale Sicherheit den Interessen der gesamten Menschheit und der allgemeinen Sicherheit der Nationen und Völker unterordnen.

Zweitens: Es ist moralisch verwerflich und verfehlt, wenn ein Land versucht, über andere Länder eine militärische Überlegenheit zu erlangen und damit Gefahren für andere Länder hervorruft, die ihre Sicherheit herstellen wollen. Drittens: Atomwaffen sind amoralisch. Kauf, Herstellung, Entwicklung, Haltung und Nutzung von Atomwaffen sind amoralisch. Sie müssen samt und sonders abgeschafft und durch Gesetz verboten werden.

Viertens: Weltraum und Weltmeere müssen von jeglicher Rüstung freigehalten werden, einschließlich nuklearer, lasergesteuerter und anderer Waffen. Weltraum und Weltmeere müssen der gesamten Menschheit zugänglich bleiben, dort sind Möglichkeiten für die friedliche Zusammenarbeit der ganzen Menschheit zu schaffen. Wissenschaft und Technologie – die gewaltigsten Instrumente in Menschenhand – müssen von der Bindung an Krieg und Geld befreit werden. Sie müssen der Beseitigung von Armut und Hunger dienen.

Wir müssen letzten Endes jegliche Rüstung abschaffen und demokratische Institutionen hervorbringen, die auf die Erhaltung des Friedens, die Einhaltung der Friedensvereinbarung und der Sicherheit für alle achten. Internationale Konventionen und Verträge sind moralisch, legitim und gerecht, keine Seite hat das Recht, sie zu verletzen.

Das sind Grundlagen, auf denen eine neue internationale, soziale, kulturelle und ökonomische Ordnung in Ländern mit unterschiedlichen politischen und sozialen Systemen errichtet werden können, die miteinander kooperieren, arbeiten und leben wollen...

Wir sind religiöse Menschen und deshalb glauben wir an die Kraft der Gebete. Wir glauben, Menschen guten Willens und die Gläubigen in aller Welt, sind imstand, die Weltprozesse zu ändern. Ich glaube, der tiefste Wunsch der Nichtgläubigen und Gläubigen kann ebenfalls dazu beitragen, daß es zu keiner Katastrophe kommt, sondern zu einer reiferen Welt... Der Menschengeist muß sich über die Atomwaffen erheben. Für uns Religionsvertreter ist es unerlässlich, für alle Völker und Länder zu beten und andere davon zu überzeugen, Gerechtigkeit und Frieden durchzusetzen...

Als Religionsvertreter verstehen wir, daß wir früher Fehler machten. Wir begreifen, religiöse Gedanken und Ideen sind oft von reaktionären Kräften missbraucht worden, aber die Religion kann auch zur Quelle verschiedener positiver Ideen werden und den Menschen zur Durchsetzung einer gerechten Welt verhelfen...

(Metropolit Grigori überreicht Gorbatschow einen Globus ohne Grenzen.)

GRAHAM GREENE

Ich bin zu diesem Forum mit einer gewissen Dosis an Skepsis gekommen. Ich nahm an der Arbeit der Sektion 2 – „Kultur“ – teil. Sehr oft sind Gespräche ein Mittel, um nicht handeln zu müssen, und große abstrakte Worte sind sehr oft zu vernehmen. Ich will bilanzieren, worüber wir in unserer Sektion redeten.

In Einzelheiten will ich nicht gehen. Hinzu kommt, mit den Jahren wird das menschliche Gedächtnis schwächer. Aber mir ist eines klargeworden: Mehrfach haben mich hier westliche Korrespondenten attackiert (ich versuchte, ihnen aus dem Weg zu gehen), und alle haben mich gefragt: Warum sind Sie hierhergekommen?

Über hundert Jahre halten Verdächtigungen, ja sogar Feindseligkeiten zwischen der katholischen Kirche und den Kommunisten an. Marx rief dazu auf, die Klöster zu schließen, deshalb bestand der Argwohn weiterhin. Ich verbrachte viele Jahre in Lateinamerika und muß sagen, daß es dort schon keinen derartigen Verdacht mehr gibt. Mit Ausnahme einiger Katholiken, die etwa so alt sind wie ich selber, verspürt schon kaum einer mehr die Gefühle, der Verdächtigungen. Katholiken arbeiten mit Kommunisten zusammen. Wir kämpfen gemeinsam mit den Kommunisten gegen die „Todessquadronen“ in Salvador. Wir kämpfen gemeinsam gegen die „Contras“ in Nicaragua. Wir kämpfen gemeinsam gegen General Pinochet in Chile.

In diesen Fragen gibt es keine Scheidelinien zwischen Katholiken und Kommunisten. Ein Mitglied der Sandinistenregierung – Tomás Borge – ist mein Freund. Er arbeitet eng mit Cardenal, dem Kulturminister, zusammen, und mit einem Priester, der sich mit Erziehungsfragen befaßt, und mit Pater D’Escoto, der Außenminister ist. Also da gibt es schon keine Barrieren mehr zwischen Kommunisten und der Römisch-Katholischen Kirche.

Wir befaßten uns mit Fragen der Kultur und arbeiteten zusammen – Katholiken und Kommunisten. Und diese Zusammenarbeit wird wachsen und breiter werden, im Westen und im Osten, in Europa.

Ich habe sogar einen Traum, Herr Generalsekretär: Vielleicht werde ich einmal, noch vor meinem Tod, erfahren, daß der Botschafter der Sowjetunion im Vatikan gute Ratschläge erteilt. Das ist alles, was ich sagen könnte.

Der bulgarische Ökologe NEJKOW verweist, auch mit Zahlen, auf die zu jeder Stunde unserer Lebenszeit weiter fortschreitende Zerstörung von Natur und Umwelt, das heißt der Grundlagen des Lebens schlechthin, der Kampf um den Schutz des Lebens und der Natur ist längst nicht mehr zu trennen von dem, was ein Nuklearkrieg bedeutet: „In beiden Fällen geht es um den Schutz des Lebens auf der Welt vor dem Untergang, unabhängig davon, ob es durch Nuklearwaffen oder durch die Zerstörungen der Umwelt geschieht, unabhängig davon, ob es blitzartig oder langsam stattfindet. Der Kampf für den Frieden ist ein unlösbarer Bestandteil des Kampfes für eine saubere Umwelt. Während der zwei Stunden, die wir hier tagen, werden 180 Millionen Dollar für die Vorbereitung des Krieges ausgegeben. Und dieser Krieg wäre als Weltkrieg die totale ökologische Katastrophe. Dabei sterben zur selben Zeit viertausend Kinder an Hunger. Es verhungern rund 40 000 Kinder am Tag... Und dann die Tragödie von Abertausenden Menschenleben in den nicht endenwollenden regionalen Kriegen. Tragen wir dafür keine Verantwortung? Ist das nicht eine Gewissensfrage der gesamten Menschheit?... Das neue Denken muß zugleich eine neue Ethik werden.“ In diesem Sinn ha-

be auch das „Ökoforum für den Frieden“ in Varna, unterstützt von Gelehrten aus 32 Ländern und 12 internationalen Organisationen, seine Deklaration als Appell an die Völker und Regierungen gerichtet, unverzüglich Maßnahmen zum Schutz der Lebensgrundlagen zu ergreifen.

GENERAL A. D. HARBOTTLE berichtet über die Treffen von Generalen und Admiralen aus den Bündnissystemen der NATO und des WARSCHAUER VERTRAGS. Regelmäßige Treffen zur Erörterung konkreter Abrüstung und Rüstungsbeschränkung finden seit 1974 in Wien statt: „Hier in Moskau haben wir unsere weitere Zusammenarbeit und eine mögliche Verbreiterung dieser Kontakte zwischen Ost und West erörtert. Wir sind voller Entschlossenheit, die Perspektiven der militärischen Sicherheit auf neue Weise zu betrachten . . . Das ist unerlässlich, wenn wir die Entwicklung der vertrauensbildenden Maßnahmen absichern wollen. Wenn wir überleben möchten, müssen wir in Europa die Konfrontation beseitigen. Als Militärs außer Dienst meinen wir, eine positive Rolle bei der Verbreitung neuer Ideen und Konzeptionen spielen zu müssen, insbesondere in der Ablösung der stereotypen Vorstellungen, wonach der Frieden nur durch Waffenüberlegenheit gesichert werden könne. Diese Tage gehören der Vergangenheit an. Atomwaffen sind vom militärischen, strategischen und taktischen Standpunkt aus sinnlos. Als Waffen sind sie nutzlos . . . Herr Generalsekretär, Sie haben oft unterstrichen, Europa ist das gemeinsame Haus all derer, die auf diesem Kontinent leben. Im Westen wie im Osten haben wir die Verantwortung für die Erhaltung unseres gemeinsamen Erbes. Wir müssen alles daran setzen, daß Europa nicht zum Schauplatz militärischer Handlungen eines Dritten Weltkrieges wird.“ General Harbottle unterstreicht vor allem noch, daß vom militärischen Standpunkt die Strategie der Abschreckung die Kriegsgefahr eher mehrt als mindert. Und genau zu diesem Teil hat Gorbatschow in seiner Rede Wichtiges anzumerken.

MICHAIL GORBATSCHOW,

... Wichtig ist, zu begreifen, daß man nicht darauf hoffen kann, daß sich alles von ganz allein geben wird. Es ist notwendig, ohne auch nur die geringste Zeit zu verlieren, die internationalen Verbindungen sowie das Verhalten der Regierungen und Staaten in Übereinstimmung mit den Realitäten des Nuklearzeitalters zu bringen.

Ja, die Frage steht gerade so: Entweder die politische Denkweise kommt in Übereinstimmung mit den Erfordernissen der Zeit, oder die Zivilisation und das Leben auf der Erde selbst können verschwinden . . .

Wir möchten jedoch verstanden werden und hoffen, daß die gesamte Weltgemeinschaft endlich begreift, es wird keinem schlechter ergehen, die gesamte Welt kann davon nur profitieren, wenn wir unser Land besser machen wollen.

Die Perestrojka ist die Einladung des Sozialismus zu einem friedlichen Wettbewerb mit einem beliebigen anderen sozialen System. Und wir werden mit unseren Taten beweisen, daß ein solcher Wettbewerb dem allgemeinen Fortschritt und dem Frieden in der ganzen Welt zum Nutzen gereicht. Damit aber ein solcher Wettbewerb stattfindet und sich in zivilisierten Formen entwickelt, die der Menschheit des 21. Jahrhunderts würdig sind, ist eine neue DENKWEISE erforderlich, ist es notwendig, die Denkweise, die Vorstellungen und Dogmen zu überwinden, die von der unwiderruflich der Geschichte angehörenden Vergangenheit geerbt wurden . . .

Wir haben uns dazu gezwungen, tief in das Verständnis dessen einzudringen, daß mit der Anhäufung der Kernwaffen und deren Vervollkommnung das Menschengeschlecht sich seiner Unsterblichkeit beraubt hat. Sie kann nur dann wiedererlangt werden, wenn die Kernwaffen vernichtet sind . . .

Jeder muß mit sich selbst beginnen. Nicht die Pose eines obersten Pseudorichters gegenüber der ganzen Welt, sondern Achtung gegenüber den anderen in Verbindung mit einem objektiven, selbtkritischen Urteil über die eigene Gesellschaft – das fehlt heute den internationalen Beziehungen in starkem Maß . . .

Die neue politische Denkweise ist berufen, die Zivilisation auf eine qualitativ neue Stufe zu heben. Allein aus diesem Grunde schon ist sie keine einmalige Korrektur der Position, sondern eine Methodologie der Führung der internationalen Angelegenheiten.

Nicht nur in diesem Saal, sondern wohl auch außerhalb ist kein Mensch zu finden, der die Kernwaffen für eine harmlose Sache halten würde. Jedoch gibt es nicht wenige Menschen, die aufrichtig daran glauben, daß dieses Übel zur Abwendung eines noch größeren Übels – eines Krieges – notwendig ist. Ausgerechnet eine solche These liegt der Doktrin der nuklearen Abschreckung zugrunde.

Was möchte ich in diesem Zusammenhang sagen?

Erstens: Wenn man sogar auf dem Boden dieser Doktrin bleibt, muß man zugeben, der „nukleare Schutzbrief“ ist nicht einwandfrei und fristlos. Zu jedem Zeitpunkt kann er sich als Todesurteil für die Menschheit erweisen. Je mehr Kernwaffen, desto weniger Chancen dafür, daß sie sich „brav benehmen“ werden. Ausbreitung dieser Waffen, Komplizierung der damit verbundenen technischen Systeme, Vergrößerung der Transportmaßstäbe, ständige Möglichkeit für technische Störungen, für das Auftreten menschlicher Schwächen oder bösen Willens von irgend jemandem – das alles zusammen genommen stellt eine große Menge von Zufälligkeiten, von denen es abhängt, ob die Menschheit existieren oder nicht existieren wird.

Zweitens: Betrachten wir die Doktrin der Abschreckung von einer anderen Seite. Im Grunde genommen ist das eine Politik der Drohungen. Jedes Modell des Verhaltens hat seine innere Logik. Wenn die Bedrohung als ein Mittel der Politik auftritt, ist der Wunsch natürlich, daß eine solche Bedrohung in jedem Fall von allen ernst genommen wird. Dafür ist aber erforderlich, Bedrohungen periodisch durch Handeln zu untermauern. In diesem Falle durch Anwendung der militärischen Gewalt. Daraus kann nur die eine Schlußfolgerung gezogen werden: Nicht nur, daß die Abschreckungspolitik, in historischer Perspektive betrachtet, die Möglichkeit militärischer Konflikte nicht senkt, sondern diese vielmehr erhöht. Nichtsdestoweniger klammern sich manche an diese Doktrin selbst nach Reykjavík.

Und das tun am häufigsten wohl diejenigen, die dazu neigen, bei der Konfrontation mit uns an Moral zu appellieren. Wollen wir aber uns klar werden, wie sie selber von diesem Standpunkt aus – vom Standpunkt der normalen heutigen Moral aussehen? Denn sie sind davon überzeugt und machen daraus kein Hehl, daß man nur auf der Grundlage der Drohungen, von der Posi-

tion der Stärke und der ständigen Möglichkeit zum Einsatz dieser Stärke mit anderen sprechen, Beziehungen mit ihnen gestalten kann und muß. Wie würden wir uns zu einem derartigen Menschen verhalten, falls wir ihm auf der Straße begegneten? Warum halten denn scheinbar zivilisierte Politiker derartige Standards, die schon seit langem als Unsinn gelten, wenn es sich um die Beziehungen zwischen einzelnen Menschen handelt, nach wie vor für eine beinahe selbstverständliche Norm in den Beziehungen zwischen den Staaten?

Drittens. In den Abrüstungsdiskussionen kann man immer wieder folgende These hören: Dem Menschen sei angeblich eine Art „Instinkt der Gewalt“, „Instinkt des Krieges“ angeboren, und dieser Instinkt sei angeblich unüberwindbar.

Was ergibt sich denn daraus? Ist denn der Krieg ein unabdingbarer Begleiter der Menschen? Folglich sind auch Aufkommen, Perfektionierung und Anhäufung immer neuer Mittel zur Vernichtung des Menschen unausbleiblich?

Es ist unmöglich, sich mit derartigen Ansichten abzufinden. Sie erinnern an die Zeiten, da vollkommenere Waffen dazu entwickelt und eingesetzt wurden, um andere Völker zu erobern und sie für sich arbeiten zu lassen oder sie einfach auszulöndern. Eine solche Vergangenheit ist kein Vorbild für die Zukunft und erst recht keine Schablone dafür. Der Mensch an der Schwelle des 21. Jahrhunderts weiß überaus viel und kann überaus viel leisten. Ausgerechnet daher ist er verpflichtet, die Notwendigkeit einer Demilitarisierung der Welt zu erkennen. Wir glauben daran, daß ein solche Welt möglich ist und werden alles tun, um den Enderfolg dieser, wohl der größten sozialen Initiative, zu gewährleisten.

Das Thema der nuklearen Abschreckung hat auch noch einen Aspekt. In der Politik darf man das Problem des Rationalen und Irrationalen nicht vergessen. Besonders in unserer komplizierten Welt, in der der Inhalt dieser Begriffe selbst einem überaus starken Einfluß der Besonderheiten der historischen Erfahrung der Völker, der ziemlich unterschiedlichen politischen Kulturen, Traditionen und vielem anderen ausgesetzt ist. Es ist gar nicht leicht, das alles auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, der für alle ohne Ausnahme sinnvoll ist. Deshalb bleibt auch folgendes eine unumstößliche Wahrheit: Je mehr Kernwaffen, desto größer die Möglichkeit eines verhängnisvollen Fehlers. Nichtsdestoweniger geht die Schaffung immer stärkerer und raffinierter Waffenarten, die zynisch als exotisch bezeichnet werden, weiter.

Die Einmaligkeit, ich würde sagen, das Dramatische der Situation, wird durch die Gefahr unterstrichen, daß das Wettrüsten auf den Weltraum übergreifen kann. Wenn das geschieht, so wird die Rüstungskontrolle selbst in Verruf gebracht. Mißtrauen, gegenseitiger Argwohn, die Versuchung, bei der Stationierung immer neuer Systeme zuvorzukommen, werden rapide zunehmen. Die Destabilisierung wird zur Tatsache und wird einen Krisencharakter annehmen. Das Risiko eines zufälligen Kriegsausbruchs wird sogleich um mehrere Größenordnungen steigen...

Die UdSSR verlangt für sich nichts, was sie anderen absprechen wollte, sie beansprucht nicht ein Gran mehr Sicherheit, als sie zum Beispiel die USA haben. Die Sowjetunion wird jedoch auch keinen beeinträchtigenden Status, keine Diskriminierung akzeptieren.

Betrachten Sie alle unsere Vorschläge. Sie enthalten keinen Versuch, irgend eine unserer Waffen aus den Verhandlungen auszuklammern. Unser Prinzip ist einfach: Alles muß begrenzt und reduziert werden, in bezug auf Massenvernichtungswaffen gilt es, auf deren Vernichtung hinzuwirken. Dort, wo eine Ungleichheit in irgendwelchen Elementen besteht, die Lage auszugleichen. Und nicht durch eine Escalation beim Zurückgebliebenen, sondern durch eine Reduzierung bei dem, der dem anderen voraus ist. Auf dem Weg zum historischen Ziel zu einer demilitarisierten Welt wird es natürlich Etappen geben. In jeder davon muß die Gegenseitigkeit der Interessen, das Gleichgewicht des vernünftig hinreichenden Maßes mit ständiger Tendenz zur Senkung eingehalten werden. Alle müssen es begreifen und darüber einkommen: Eine Parität der Fähigkeit, einander mehrfach zu vernichten, ist Wahnsinn, Absurdität...

Die Menschheit muß in die postnukleare Ära erstarzt gelangen und das nukleare Gebrechen überwinden. Sie wird Immunität gegen Gewalt, gegen die Versuche erwerben, anderen den eigenen Willen zu diktieren. Heute sind die internationalen Beziehungen durch den Kult der Stärke, durch die Militarisierung des Bewußtseins des inneren Gehalts beraubt. Daraus ergibt sich die Aufgabe, die internationalen Beziehungen zu vermenschlichen...

Die Zeit schrumpft gleichsam zusammen, in dem Maß, wie die Gefahr einer neuen Runde des Wettrüstens zunimmt, wie auch im Zusammenhang mit der rapiden Zuspitzung regionaler und sogenannter globaler Probleme. Man darf sie nicht mehr für Versuche verschwenden, einander zu überrunden, einseitige Vorteile zu erlangen. Der Einsatz in diesem Spiel ist zu hoch – das Überleben der Menschheit. Darum wird die Berücksichtigung des kritischen Zeitfaktors lebensnotwendig...

MITTWOCH, 18. APRIL 1987.

Es herrscht ein Geist der Inspiration vor, Menschen, die sich zuvor nie sahen und vielleicht nie mehr treffen werden, kommen ins Gespräch, es ist nur eine Enttäuschung zu erkennen: Gorbatschow hat zwar die Bereitschaft bekundet, unverzüglich ein Atomtestabkommen mit den USA zu unterzeichnen, aber eine Verlängerung des einseitigen Moratoriums hat er nicht bekanntgegeben. Ich notiere mir noch einige Äußerungen. Wallraff meint, wo sind die Stimmen derer, denen die *glasnost* nicht paßt, die sich sperren und mauern, die Bücher und Filme aufs Eis legen ließen. Es würde uns sehr helfen, wenn man hier EIN SCHWARZBUCH DER ZENSUR herausgabe. Ustinov ist ausgesprochen fröhlich, er wechselt spielerisch die Sprachen: „Was, Sie kommen aus Ulm? Ich bin in Schwäbisch Gmünd getauft worden.“ Dürrenmatt überlegt sich, ob er seinen schon gebuchten Flug storniert, er ist neugierig auf Schatrows Stück „Tak pobedim“, für das ich endlich Karten bekommen konnte. Gregory Peck, sonst eher zurückhaltend, geht aus sich heraus, er hatte die Sowjetunion 1959 das letzte Mal besucht, auch Yoko Ono und Jean-Marie Volonté nehmen entschieden Stellung. In einer Diskussionsrunde fürs Fernsehen und die „Literaturnaja gazeta“ mit Graham Greene, Lisandro Chavez Alfaro aus Nicaragua, Robert André aus Frankreich und Eduard von Falz-Fein aus Liechtenstein meint STEPHAN HERMLIN: „Ich denke, in der Sowjetunion vollzieht sich derzeit das größte Geschehen seit Ende des Zweiten Weltkrieges, vielleicht sogar seit den Zeiten der Oktoberrevolution... Bei einem der Kongresse der Friedenskräfte war ich Zeuge davon, wie Jean-Paul Sartre in meisterhafter Weise eine für jene Zeit wichtige Frage berührte, nämlich die Frage nach dem Mißbrauch der Literatur zu Zwecken

des kalten Krieges. Am Beispiel Kafkas, nach meiner Meinung einer der bedeutendsten Schriftsteller unseres Jahrhunderts, wies Sartre nach, wie die Amerikaner versucht haben, aus Franz Kafka einen Vorkämpfer gegen den Kommunismus zu machen. Und leider sind wir Kommunisten auf diesen antikommunistischen Trick hereingefallen und haben Kafka gleichermaßen als reaktionären Schriftsteller ausgewiesen...

NORMAN MAILER wünscht sich für Amerika, wo eine Riesenmenge an spruchsloser Bücher hergestellt und verkauft wird, ebenso ernsthafte Leser wie in der Sowjetunion, er glaubt nach wie vor „an die große Kraft der Literatur“, doch sie würde sich erst allmählich zeigen, man könnte auch nicht vorherbestimmen, welche Rolle sie in der geschichtlichen Entwicklung spielen. Mitarbeiterinnen unsrer Botschaft überbringen Kopien letzter Pressemeldungen im Westen, die mir schon jetzt anzeigen, wie ausgesucht und spärlich die Korrespondenten berichten (oder berichten dürfen?) ... Ganz anders die sowjetische Presse dieser Tage, etwa die „Literaturnaja gasha“ von heute:

JEAN-MARIE VOLONTÉ

Ich bin nach Moskau zum Forum gekommen, weil hier derzeit ein Weg der Hoffnung für Millionen Werkätiger in aller Welt eingeschlagen wird. Dies ist eine Hoffnung auf die Zukunft, auf eine Welt ohne Kriege. Und ich meine, eine derart breite Präsenz von Kulturschaffenden aus vielen Ländern bekräftigt, wie groß für uns Menschen die Bedeutung der Hoffnung ist. Es gibt nur ein Mittel, die Ideen des Friedens zu festigen, das ist das gegenseitige Verstehen. Deswegen muß man oft Schwierigkeiten in Kauf nehmen, aber es ist möglich, sie zu überwinden und mit Erfolg für den Frieden einzutreten, indem wir alle Attribute des Kulturellen nutzen: Wechselseitiges Einwirken, Zusammenarbeit, Informationsaustausch, kreative Möglichkeiten. Doch die Attribute des Kulturellen dürfen uns nicht den Blick für die Wirklichkeit verdunkeln, wir dürfen nicht vergessen, daß heute Menschen in den Flüchtlingslagern der Palästinenser verhungern, daß die Völker Asiens, Afrikas, Lateinamerikas mit der Waffe in der Hand für den Frieden kämpfen – für einen Frieden ohne Krieg und Waffen. Sie sind dazu gezwungen, weil ihnen das von einer Politik aufgezwungen wird, die man ihnen gegenüber beharrlich und zynisch praktiziert.

Den Kampf für eine Zukunft ohne Waffen, Gefängnisse, Konzentrationslager und Hungernde zu führen, darin sehe ich den Sinn des neuen Denkens. Das ist natürlich kompliziert, besonders wenn wir bedenken, daß nur in den letzten Tagen die Reagansche Administration zweimal das sowjetische Atomtestmoratorium herausfordert hat.

Und trotzdem muß die Menschheit das Böse überwinden. Das Wort „Überleben“ weckt in mir das Bild vom Floß, auf dem sich Ertrinkende retten. Ich denke nicht, daß wir Ertrinkende auf einem Floß sind. Ich meine, wir bewegen uns auf dem Weg der Hoffnung, die uns die Geschichte weist. Auf diesem Weg hängt viel vom Menschen selber ab, von seiner Wahl.

Auf diese Wahl kann die Kultur Einfluß nehmen. Der Mensch glaubt an die Möglichkeiten der Kultur, und die Kultur ist offen für Kommunikation und Kooperation ...

GÜNTER WALLRAFF

Neugier, Erwartungen und Hoffnungen haben mich zu diesem Forum gebracht. Alle Welt blickt jetzt aufmerksam auf Moskau. Hier findet eine neue Revolution statt, deren Ziel eine langfristige Umgestaltung der Sowjetgesell-

schaft ist. Revolutionen von oben haben sich immer etwas von denen unterschieden, die die Massen vollbrachten, deshalb wird es interessant sein, was das bringt. Wenn sich all das, was hier programmiert ist, verwirklichen läßt, und ich verstehe, es geht nicht nur um das Morgen oder das Übermorgen, sondern um das Ideal einer Gesellschaft, um das Beispiel einer klassischen Demokratie, die sich von den sogenannten westlichen Musterdemokratien unterscheidet. Und deren wahren Wert, das kann man mir glauben, den kenne ich ...

Wir leben in einer Zeit, da man keine abwartende, neutrale Position einnehmen darf. Das hat nichts mit Parteilichkeit zu tun, man muß nicht unbedingt Mitglied einer Partei sein. Aktiv muß man sein, in der Rolle eines Verkünders auftreten, eines Verteidigers der Erniedrigten und Beleidigten ... Krieg und Frieden sind nicht nur Begriffe, die mit Militärs und Nukleararsenalen zu tun haben. Sie begleiten uns ständig in unseren Gedanken und drücken sich beispielsweise in unserer Einstellung zu nationalen Minderheiten aus. Das ist auch ein Barometer für unsere Friedensliebe: Wenn die Arbeitsemigranten auf Grund ihres Elends gezwungen sind, ihre Arbeit und sich selbst zu verkaufen, und dann Diskriminierungen und Kränkungen ausgesetzt sind, wie in der Bundesrepublik Deutschland, wenn man mit ihnen wie mit Vieh umspringt und in ihnen keine Menschen sieht, dann ist das nicht nur ein Beweis für den Mangel an Friedensliebe, sondern auch für die unverhüllte Aggressivität der Gesellschaft.

YOKO ONO

Ein Ereignis wird oft nach seinem augenblicklichen Wert beurteilt, das beeindruckt vor allem westliche Reporter. Sie fragen hier beim Forum: „Sehen Sie nicht, was das alles bedeutet? Sowjetpropaganda.“ Ich antworte: „Was ist daran schlecht? Wenn die Sowjetunion etwas unternimmt, was allen nützt und was alle nötig haben, warum sollen wir das nicht gebührend würdigen? Wer wird der Verlierer sein, wenn die ganze Welt vom Forum in Moskau erfährt?“

Ich höre, das Forum sei für Ihr Land etwas Einzigartiges. Nach meiner Meinung gibt es nichts Gleichartiges, mir wenigstens ist nichts dergleichen bekannt. Das Niveau der Teilnehmenden ist erstaunlich hoch, allein dies spricht schon für den Erfolg. Wir alle sind doch ziemlich viel beschäftigte Leute mit einer gewissen Stellung in der Gesellschaft. Jeder von uns hat seine Pläne, und die lassen sich nicht einfach ändern. Ich sage all das, um den Sowjetmenschen begreiflich zu machen: Indem wir hierherkamen, bringen wir unsere Anerkennung gegenüber Ihrem Land zum Ausdruck und seinen Anstrengungen, die Kriegsgefahr abzuwenden. Was wird das Forum der Menschheit bringen? Was sind seine Ergebnisse? Wie gewichtig sind sie? Ich denke, wir werden das mit der Zeit herausfinden. Die Wirksamkeit der Diskussionen wird doch von uns Teilnehmern abhängen. Es hat den Anfang für einen in seiner Offenheit noch nicht dagewesenen Dialog gesetzt: Jetzt fragt jeder von uns eine Verantwortung für dessen Fortsetzung, und daß sie unbedingt folgen wird, daran zweifle ich nicht. Das Forum hat uns inspiriert, das ist die Hauptsache.

Die Menschheit durchlebt einen schwierigen Zeitpunkt ihrer Geschichte. Die Welt ist grausamer geworden, und manchmal scheint es so, daß die Hoffnung für immer verlösch ist. Und desungeachtet bleibt der Mensch ein Mensch. In seiner Brust schlägt wie zuvor ein Herz, wie auch schon vor Jahrhunderten, er sehnt sich nach Liebe und möchte geliebt sein, so ist nun einmal die Natur

der Menschen und der höhere Sinn seiner Existenz. Und ich glaube: Die Liebe wird die Grausamkeit besiegen. Davon hat John Lennon in seinen Liedern gesungen, durchdrungen von den verborgenen Tiefen der Menschenseele ...

GREGORY PECK

Ich bin ohne Vorurteile hierhergekommen, ohne im voraus formulierte Ansichten über das Forum und die hier versammelten Menschen. Ich bin gekommen, um an einem freien Meinungsaustausch teilzunehmen, das setzt auch die gegenseitige Kritik voraus. Die Hauptsache aber ist, nach meiner Meinung, daß die Vertreter der Supermächte ihren Standpunkt offen darlegen. Ein erster bedeutsamer Schritt zur Freundschaft und Aufrichtigkeit in den Beziehungen zwischen Menschen und Ländern ist getan ...

Ich gehöre zu den Leuten, die die Friedensinitiativen Gorbatschows für außerordentlich wichtig halten, und ich glaube auch, die Amerikaner werden darauf unbedingt reagieren. Es entsteht eine öffentliche Meinung, die bestimmt zu den Ohren unserer Administration vordringt. Sie ist noch voller Verdächtigungen und vollen Mißtrauens. Aber die Zeit ist gekommen, einander zu prüfen und auf Vertrauen zu testen.

Ich denke, die Änderungen werden im nächsten Halbjahr, binnen eines Jahres eintreten, jedenfalls betrachte ich diesen Zeitraum mit Optimismus. Mir scheint sogar, daß dieses Forum einer der Ausgangspunkte auf dem unvermeidlichen Weg der Annäherung sein wird.

Zum Forum ist eine repräsentative Delegation von Amerikanern gekommen, weil wir eine große Neigung zum Frieden empfinden. Wir sind 230 Millionen, und unter uns gibt es nur eine Handvoll Menschen, die bekannt sind als Militär-Industrie-Komplex, sie sind am Frieden nicht interessiert, das ist klar, aber man darf sie nicht mit dem amerikanischen Volk gleichsetzen: Die Amerikaner sind weit entfernt von Kriegsinteressen. Im Gegenteil, sie möchten endlich eine Chance haben, in Ruhe zu leben.

Wir haben viele interne Probleme, mit denen man sich rechtzeitig befassen muß, findet bei uns doch ein Experiment statt – das zweihundertjährige Experiment Demokratie. Eines unserer Hauptprobleme ist das der Schwarzen: Bei uns leben 30 Millionen Schwarzamerikaner, die um ihre Gleichstellung mit den Rechten der Weißen kämpfen. Wir sind weit davon entfernt, sagen zu können: Die USA sind ein Vielrassenstaat mit gleichen Rechten für alle. Wir haben ein ernsthaftes Problem mit Obdachlosen. Es gibt Kinder, die auf der Straße hausen und keine normale Ausbildung erhalten. Sie wachsen heran und haben keinerlei Lebensperspektive. Es wäre nur zu gerecht, einen Teil der Gelder, die für Rüstung verwendet werden, auf die sozialen Bedürfnisse zu lenken.

Also, wir haben kein Paradies. Freilich kann auch die Sowjetunion nicht behaupten, sie sei ein Paradies, sie hat auch ihre Probleme. Dann laßt uns also die Probleme gemeinsam lösen und einander helfen. Scheuen wir nicht die Worte „Brüderlichkeit der Menschen“, scheuen wir uns nicht vor erhabenen Anstrengungen. Ich möchte nicht daran denken, daß wir die Generation sind, die mit ihren Händen den Punkt für eine Evolution von Millionen Jahren setzt. Das wäre schon ein Alptraum, und ich will daran nicht glauben. Es müßten doch Vernunft und guter Wille siegen.

PETER USTINOV

Unsere Welt verändert sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Zum Zeitpunkt der Landung der amerikanischen Kosmonauten auf dem Mond lebte

noch Gabriel Vouasin, der französische Automobil- und Flugzeugkonstrukteur, dessen Flugzeug seinerzeit erstmals die La Manche überflogen hat. Manche amerikanischen Freunde rufen mich derzeit in England über Telefon aus ihren Autos oder von ihrem Swimming-pool an, nur um zu demonstrieren, daß sie so ein Ding besitzen. Das nur als Beispiel dafür, wie unglaublich unsre Kommunikationsmittel gewachsen sind, während sich aber der Inhalt der Gespräche nicht geändert hat oder armseliger geworden ist. Es ist ja gut, daß Nachrichten mit kolossaler Geschwindigkeit in der Welt verbreitet werden, aber muß es uns nicht alarmieren, daß mit derselben Geschwindigkeit die Lüge verbreitet wird? Dabei kommt die Entlarvung der Lüge meist verdeckt oder überhaupt nicht. Hier denke ich an unsere westlichen Massenmedien. Das neue politische Denken, dessen Umrisse wir am Issyk-Kul und in Moskau erkennen konnten, sollte sich ein für alle Mal auch durch seine Unempfänglichkeit gegenüber der Lüge und seine erhöhte Empfänglichkeit für die Wahrheit auszeichnen. Das neue Denken kann nur von der Wahrheit der ganzen Welt leben, aber nicht von vereinzelten Wahrheiten im Wechsel mit Lügen. Die Idee der Solidarität aller Menschen guten Willens beruht darauf, die Menschheit vor dem Untergang und die Welt vor der Vernichtung zu retten. Welches Gericht und welche Richter können sich in unseren Handlungen und Auseinandersetzungen dann noch zurechtfinden, wenn wir es zulassen, daß ein neuer Weltkrieg ausbricht? Ist etwa ein Nürnberger Gerichtstribunal nach einer Nuklearkatastrophe möglich, wo es keinen überlebenden geben wird?

Darum alarmiert es mich auch, daß die Verpflichtung der Sowjetunion, keine Atomwaffen als erste einzusetzen, von den NATO-Ländern ohne Antwort geblieben ist. Deshalb weigere ich mich zu verschweigen, daß der Krieg die Folge eines absurd Zufalls sein kann. Das ist der Grund, warum ich gegen die auf Erden angehäuften Berge gewöhnlicher Waffen protestiere und um so mehr gegen die Pseudodoktrin, die verkündet, Nuklearrüstung sei die „Fortsetzung der konventionellen.“

Ich habe Angst vor den Werten des Marktes, die aus dem Bewußtsein der Menschen die ewig humanistischen Werte verdrängen können. Geschieht dies heute vielleicht nicht vor allem in England und den USA, wo eine vorübergehende Marktkultur immer mehr vorherrscht und dabei in den Menschen einen Materialismus ohne Didaktik erzeugt? Von solcher Kultur wird man nicht satt. Und dennoch tröste ich mich im Glauben daran, daß unser intellektuelles Leben nicht verwildert und nicht endgültig nach rechts abgewandert ist. Wenn heute der Himmel wolkenverhangen ist, heißt das nicht, die Sonne ist verschwunden, sie hält sich einfach zeitweise vor unseren Augen verborgen.

Selbstzufriedene Menschen, die sich in der Regel nur um ihr eigenes Wohl kümmern, verschließen ihre Fensterläden viel zu früh. Ich mag Menschen, die geistig jung bleiben und ihre Fensterläden niemals verschließen. Die Idee eines solchen Sinnbildes ist einfach: Ich glaube, daß der überwiegende Teil der westlichen Intelligenz den humanistischen Traditionen der allgemein-menschlichen Kultur treu und dem gespensterhaften Wohlstand der Satten und ihres zerbrechlichen Hauses, das beim ersten Sturm zusammenfällt, fremd bleibt.

SONNTAG. 22. 2. 1987. SU 257: MOSKAU-MÜNCHEN.

Vor mir liegen die Ausgaben der *Prawda* und der *Iwestija* seit dem 17. 2. Sie enthalten drei weitere Reden Gorbatschows, gleich nach dem Empfang im

Krempalast bereist er Lettland, Litauen und Estland. Überall sucht er den unmittelbaren Kontakt, er durchbricht alte Rituale und Schablonen – durch sein Beispiel. Ich streiche mir Sätze an, den einen mehrfach, der in der Rede enthalten ist, die Gorbatschow gestern vor dem Parteiaktiv in Tallinn gehalten hat: „WIR MÜSSEN IN ERSTER LINIE DIE DEMOKRATIE IN DER HERRSCHENDEN PARTEI SELBST ENTWICKELN.“ Das klingt nicht nach Ausbesserungsarbeiten, nicht nach dem üblichen Frühjahrsputz am Haus, nach Malern oder Tapezieren.

Mit Maximilian Schell vereinbare ich eine Nachlese für München ...
HURRA! EIN FRÖHLICHER FREITAG: 13. März 1987.

Drei Tage nach der Nachlese im Schwabinger Bräu mit Hans-Peter Dürr, Maximilian Schell, Bernt Engelmann, Dieter Lattmann. Engelmann ruft an: „Das ist doch wieder typisch, wie die *Frankfurter Rundschau* ganz bestimmte Namen unsres Appells der 77 entfernt hat, darunter auch deinen.“ Meine Antwort ruft eine Pause hervor: „Die schwarze Internationale des Gazetten-Kischis schlägt überall zu.“ Ich erläutere ihm, worauf das zurückgeht, auf den entleerten, dogmatischen Mensch-Zeitungs-Kotschkorbajew im fernen Kirgisien, auf der Schafzuchtsowchose von Boston Urkuntschijew ... Und mir bleibt nur eine sarkastische Ergänzung: „Der Gazetten-Kisch findet den mündigen Menschen unerträglich, wo auch immer.“

Ich habe den Eindruck, wenn das Tempo der *glasnost* in der SU so weitergeht, dann wird immer deutlicher, wie sie uns abhanden kommt ...

30. APRIL 1987.

Gorbatschows doppelte Nulllösung wird in aller Welt begrüßt, nur Dregger und Strauß reagieren nervös. Im Vorschlag aus Moskau erkenne ich unschwer Spuren des Moskauer Friedensforums. Und die deutschen Stahlhelmer wollen europäische, das heißt deutsch-kontrollierte Nuklearrüstung für Westeuropa. Washington und Moskau sind derzeit einem Abkommen näher als erwartet. Werden es am Ende wieder Deutsche sein, die als Zünglein an der Waage mitwirken, die Welt der Katastrophe eher näherzubringen, als sie aus der Gefahrenzone herausführen zu helfen? Den Grundsätzen zufolge, die jene in Moskau versammelten Eminenzen der katholischen, evangelischen und orthodoxen Christen, der Kopten, des Islams und Buddhismus verabschiedet haben, sind diese Deutschen amoralisch, sie müßten mit dem Bannfluch belegt werden.

Noch wichtiger: wir müssen die Signale der *glasnost*, den Aufschwung für die sozialistischen Ideale nutzen, gerade die Arbeiterbewegung kann von diesen Zeichen aus der Ferne profitieren, das setzt jedoch voraus, sich ohne Wenn und Aber von den Schablonen der 30er Jahre zu befreien, die Methoden zu überprüfen, die es möglich machen, daß ganz bestimmte Bereiche der eigenen Geschichte, der verschiedenen Optionen verdrängt worden sind. Trägheit und Starrheit herrschen vor, wo in Moskau kreatives und neues Denken gefordert ist, rüsten hier und anderswo die Dogmatiker vom Dienst auf, mauern und murren. Die Verfahrensweise der alten, dogmatisch so anpassungsfähigen Linken – wir bringen das Positive, der Gegner das Negative – erweist sich als unglaublich. Kurt Hager ist der einzige, der wenigstens begründet, was er von den revolutionären Veränderungen in der Sowjetunion hält: Er vergleicht dies mit Tapezieren. Um im Bild zu bleiben: Dort wird nicht gemalt oder tapeziert, dort werden kostbare Fresken (der Oktoberrevolution), die durch verkrusteten Kleister verdeckt gewesen sind, freigelegt. Endlich ...

Anmerkungen

Cesaro, Ingo, sh. *kürbiskern* 3/86, Jörg-Scherkamp-Preis der VVN – Bund der Antifaschisten Bayern 1987.

Hofmann, Bernd, geb. 1941 in Neustadt/Pfalz, lebt jetzt in München. 1963–1972 Studium Kunstgeschichte, Germanistik und Archäologie in Heidelberg und München, ohne Abschluß; verdient seitdem seinen Lebensunterhalt als Antiquar.

Jakobik, Nikola, D., lebt als Metallarbeiter in Schweden. Sh. *kürbiskern* 1/85 und *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 60 „... und ruhig fließt der Rhein“.

Kaiser, Christoph, geb. 1955 in Nürnberg, lebt in Westberlin. Ausgebildet als Krankenpfleger. Journalist und Diplomkulturwissenschaftler; arbeitet als Kulturredakteur in Westberlin.

Krischker, Gerhard, C., lebt in Bamberg. Studium der Germanistik und Geschichte in Erlangen, Lektor in einem Schulbuchverlag in Bamberg. Oberfränkischer Kulturpreis 1980; Wolfram-von-Eschenbach-Förderpreis 1985, Jörg-Scherkamp-Preis 1987. Verschiedene Veröffentlichungen u. a. in *Zeit-Gedichte*, „Luftschiesser & Wegelagerer. Gedichte aus Franken“.

Rasputin, Valentin, geb. 1937, lebt als freischaffender Schriftsteller in Irkutsk/Ost-Sibirien. Prominenter Vertreter der auf ökologische philosophische Probleme orientierten zeitgenössischen, sowjetischen Prosa, besonders engagiert bei der Initiative zur Verteidigung des Baikalsees. Die bekanntesten ins Deutsche übersetzten Werke sind: „Abschied von Matjora“ und „Der Brand“ (beide bei C. Bertelsmann, München).

Rubinstein, Hilde, geb. 1904 in Augsburg, ab 1935 in Schweden im Exil, seit 1982 lebt sie in Westberlin. Sie ist Malerin und Schriftstellerin, schreibt Theaterstücke, Romane, Erzählungen, Gedichte, Essays, Reisebeschreibungen, Hörspiele, Kritiken, Übersetzungen. Lyrikbände: „Lobet den Zorn Eurer Söhne und Töchter“ (Atelier Verlag, Andernach); „Tellurische Nachrichten“ (Harald Schmid Verlag, Berlin 1983); „Atomdämmerung“ erschien in der Schweiz und in Schweden, erhielt dort einen Literaturpreis.

Spakler, Waltraud, geb. 1940 in Rom, aufgewachsen in Goslar. Verschiedene Berufe, verschiedene Städte – zuletzt München. Erkundungs- und Vorstellungstour mit einer Kasper-Minibühne durch die BRD. Erste Jörg-Scherkamp-Preisträgerin im Literaturwettbewerb der VVN – Bund der Antifaschisten Bayern.

Schauerte, Heinrich, geb. 1946 in Aachen. Studium der Germanistik und Philosophie. Dissertation über die Fabrik im deutschen Vormärz-Roman.

Böck, Emmi, schloß mit dem Bezirkstag Oberpfalz 1980 einen Werkvertrag ab, Oberpfälzagen herauszubringen. Nach dem „Regensburger Stadtsagen“ (1982), den „Sagen aus der Oberpfalz“ (1982) und den „Sagen aus der Oberpfalz“ (1986) liegt nun mit „Sitzweil – Oberpfälzer Sagen aus dem Volksmund“ (1987) der letzte Band des beispielhaften, mit Unterstützung der Bayerischen Landesstiftung und des Bezirks Oberpfalz durchgeführten Vorhabens vor.

Die vollständige Dokumentation zum Moskauer Friedensforum erscheint in dem von Friedrich Hitler herausgegebenen Buch „Zeichen aus der Ferne“ beim Hamburger Verlag am Galgenberg zur Buchmesse 1987. Das Buch enthält außerdem zahlreiche Essays und Gespräche mit namhaften sowjetischen Autorinnen und Autoren zum Thema „Glasnost und die Kulturszene in der Sowjetunion“.

Der BOCHOLTER KULTURWETTBEWERB 1987–1989 setzt die Kulturwettbewerbe 1978 und 1983 der Stadt Bocholt fort. Zur Teilnahme aufgerufen sind Autorinnen und Autoren, die in deutscher Sprache veröffentlichen. Näheres zu erfahren bei: Kulturamt der Stadt Bocholt, Rathaus, Berliner Platz 1, 4290 Bocholt. Telefon (02871) 953-338.

Der Landkreis Darmstadt-Dieburg schreibt erstmals für Literatur den Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis 1987 aus, der mit 5000,- DM dotiert ist. Zu erfragen Pressestelle, Rheinstraße 85, Telefon (06151) 881359. Einsendeschluß 1. September 1987.

Ausschreibung zum „BADEN-WÜRTTEMBERGISCHEN AUTORENPREIS“ für das Jugendtheater 1987. Gesucht wird ein Stück für Jugendliche im Alter von 13 bis 17 Jahren, in dem sich das Lebensgefühl und die Lebenserfahrung Jugendlicher widerspiegelt. Einsendeschluß ist der 31. Dezember 1987 (Theater für die Jugend am Nationaltheater, Alte Hauptfeuerwache Brückenstraße 2, 6800 Mannheim, Telefon (0621) 1680-300/03).

50 - 85 %

preisreduziert sind alle Bücher, die wir mit dieser Sonderaktion unseren Leserinnen und Lesern anbieten; darunter viele, die wir - weil wir davon nur noch minimale Kontingente auf Lager haben - schon seit langem nicht mehr ins Verzeichnis lieferbarer Bücher (VLB) hatten aufnehmen lassen. Wer alles Gewünschte auch wirklich bekommen will, sollte also rasch bestellen.

Die Bestellbedingungen:

Mindestauftragswert DM 15,- (wegen der hohen Bearbeitungskosten); zuzüglich DM 3,50 Versandpauschale, unabhängig vom Bestellwert. Wir liefern in der Reihenfolge des Auftragseingangs.

Bitte die Titelliste heraustrennen oder kopieren, die gewünschten Titel ankreuzen (evtl. daneben die Zahl der -Exemplare), mit Datum und Unterschrift versehen. Nicht vergessen: vollständiger und lesbarer Absender.

Und das Ganze dann, ausreichend frankiert (Briefporto), an:
Damitz Verlag, Hohenzollernstraße 146, 8000 München 40

Kleine Arbeiterbibliothek

- Besuglow, Anatoli/Klarow, Juri:*
- Der Intrigant
- Brender, Irmela:*
- Stadtgesichter. Aus New York und Warschau
- Brézan, Jurij:*
- Eine Liebesgeschichte
- Claudius, Eduard:*
- Grüne Oliven und nackte Berge
- Daudistel, Albert:*
- Das Opfer
- Granin, Daniil:*
- Zielbestimmung
- Grünberg, Karl:*
- Brennende Ruhr
- Hatry, Michael:*
- Ein Mann, ein Wort
- Jakobs, Karl-Heinz:*
- Beschreibung eines Sommers
- Tanja, Taschka und so weiter
- Jendryschik, Manfred:*
- Johanna oder Die Wege des Dr. Kanuga
- Knappe, Joachim:*
- Mein namenloses Land

je DM 3,-

- Das neue Kuba erzählt.
Die Augen Simóns
- Larionowa, Olga:*
- Der Leopard
vom Kilimandscharo
- Lask, Berta:*
- Stille und Sturm
- Leskien, Jürgen:*
- Ondjango. Ein angolanisches Tagebuch
- Maiwald, Peter:*
- Geschichten vom Arbeiter B.
- Meinck, Willi:*
- Tödliche Stille
- Neutsch, Erik:*
- Forster in Paris
- Nowotny, Joachim:*
- Ein gewisser Robel
- Panitz, Eberhard:*
- Die unheilige Sophia
- Püsche, Ursula:*
- Die Kernbauer
- Unterwegs in meinen Dörfern

- Sakowski, Helmut:*
- Daniel Druskat
- Schukschin, Wassili:*
- Stiefelchen
- Schulz, Max Walter:*
- Der Soldat und die Frau
- Sowjetische Erzählungen der 20er Jahre
- Thürk, Harry:*
- Die Stunde der toten Augen
- Tost, Fritz:*
- Der Unverbesserliche
- Troppmann, Artur:*
- Besichtigung

- Die Leute aus dem 30er Haus
- Turek, Ludwig:*
- ... und ruhig fließt der Rhein.
- 30 Jahre BRD: Geschichten, Berichte, Gedichte
- Unter den Sternen in der Nacht.
- Science-fiction
- Voelkner, Benno:*
- Jakob Ow
- Wogatzki, Benito:*
- Zement und Karfunkel
- Wohlgemuth, Joachim:*
- Egon und das achte Weltwunder

Kultur – Theorie und Politik

- Fiebach, Joachim:*
- Literatur der Befreiung in Afrika DM 5,-
- Hiersche, Anton:*
- Sowjetische Gegenwartsliteratur und wissenschaftlich-technische Revolution DM 4,-
- Hübner, Irene:*
- Kulturelle Opposition DM 5,-
- Imperialismus und Kultur*
- Kagan, Moissej:*
- Vorlesungen zur marxistisch-leninistischen Ästhetik DM 10,-
- Kulturelle Bedürfnisse der Arbeiterklasse*
- DM 5,-

- Maase, Kaspar:*
- Volkspartei und Klassenkultur DM 5,-
- Mierau, Fritz:*
- Revolution und Lyrik DM 4,-
- Mittenzwei, Werner:*
- Brechts Verhältnis zur Tradition DM 4,-
- Reinhold, Ursula:*
- Herausforderung Literatur DM 4,-
- Schlenstedt, Dieter:*
- Die neuere DDR-Literatur und ihr Leser DM 5,-
- Seghers, Anna:*
- Willkommen Zukunft. Reden und Aufsätze über Kunst und Wirklichkeit DM 5,-

Zeit-Gedichte

- Attila, József
- Braun, Volker
- Brutus, Dennis
- Busch, Wilhelm
- Chlebnikow, Welemir
- Eichendorff, Joseph von
- Fels, Ludwig
- Freiligrath, Ferdinand
- Guillén, Nicolás
- Herwegh, Georg
- Kasakowa, Rimma

je DM 1,-

- Lance, Alain
- Lessing, Gotthold Ephraim
- Marchwitza, Hans
- Portugal
- Lied der Revolution
- Przybos, Julian
- Puschkin, Alexander
- Rauner, Liselotte
- Roshdestwenski, Robert
- Semmer, Gerd
- Stadtler, Ernst

- Stössel, Jürgen-Peter
- Strittmatter, Eva
- Timm, Uwe
- Toller, Ernst
- Troppmann, Artur

Sonstige Titel

- Aitmatow, Tschingis:*
- Die Träume der Wölfin DM 3,-

Bastian, Horst:

 - Gewalt und Zärtlichkeit DM 3,-

Becher, Johannes R.:

 - Gedichte 1911-1958 DM 3,-

Beschorner, Herward:

 - Die Angeführten DM 3,-

Billhardt Thomas:

 - Noch steht der Schiefe Turm (Bildband) DM 5,-

Brannasky, Wolf:

 - Erste Hochrechnung. Politische Lieder aus fünfzehn Jahren DM 3,-

Braune, Rudolf:

 - Junge Leute in der Stadt DM 3,-

Claudius, Eduard:

 - Hochzeit in den Alawitbergen DM 3,-
 - DDR-Künstlerinnen (Katalog) DM 10,-

Görlitz, Günter:

 - Heimkehr in ein fremdes Land DM 3,-

kürbiskern

- 1/65; 1/66; 1/67; 2/67;
- 3/67; 4/67; 1/68; 2/68;
- 3/68; 4/68; 3/69; 4/69;
- 1/70;
- 2/72 Freizeit
- 3/72 Gemeinsam gegen rechts
- 4/72 Abhängigkeit in der Kulturindustrie
- 1/73 Sowjetische Kultur heute
- 2/73 Theater 1973 - Für Bertolt Brecht
- 3/73 Das andere Amerika
- 4/73 Realismus - Aufgaben und Probleme
- 1/74 Kinder- und Jugendliteratur

- Unser Lied wird nicht verstummen. Chilenische Gedichte
- Wapzarow, Nikola
- Weinert, Erich
- Weisbach, Reinhard

- Hundert proletarische Balladen DM 3,-

Karau, Günter/ Moll, Jochen:

- Grändola DM 5,-

Neruda, Jan:

- Kleinseitner Geschichten DM 5,-

Neutsch, Erik:

- Der Friede im Osten, Bd. 2 DM 5,-
- Spur der Steine DM 5,-

Obermeier, Siegfried:

- München leuchtet übers Jahr DM 5,-

Schreiter, Helfried:

- Frau am Fenster DM 3,-

Schulz, Max Walter:

- wir sind nicht staub im wind DM 3,-
- Triptychon mit sieben Brücken DM 3,-

Selbmann, Fritz:

- Alternative Bilanz Credo DM 3,-

je DM 5,-

- 2/74 Dokumentation & Fiktion
- 3/74 Freiheit für Chile
- 4/74 Kultur & Nation. 25 Jahre BRD
- 1/75 Science-fiction - Soziale Utopie
- 2/75 Literatur des Widerstands
- 3/75 Heimat und Revolution
- 4/75 Produktive Erfahrungen - 10 Jahre kürbiskern
- 1/76 Satire - Soziale Demontage
- 2/76 Kulturetats - Kulturzensur
- 3/76 Lieder & Spiele - Phantasie nach Schicht
- 4/76 Jugend und Arbeitslosigkeit

- 1/77 Freiheit statt Friedhofsrufe
- 2/77 Chancen der Literatur
- 3/77 Menschenrechte und Arbeiterkultur
- 4/77 Europa des Friedens oder Modell BRD?
- 1/78 Emanzipation in der Krise
- 2/78 Geschichte als Gegenwart
- 3/78 Computer - Kunst
- 4/78 Poesie - Politik - Publikum
- 1/79 Herbst oder Resignation
- 3/79 Gasland und Getto
- 4/79 Sicher ins 4. Jahrzehnt?
- 2/80 Generation ohne Zukunft?
- 3/80 Lieb Vaterland
- 4/80 Weltsprache Literatur
- 1/81 Geschichtsbilder
- 3/81 Anders leben
- 4/81 Leben contra Gewalt
- 1/82 Anhörungsfall Demokratie
- 3/82 Totrüsten
- 1/83 Ausländer - Sündenbock oder Mitbürger?

- 2/83 Menschsein oder Barbarei - Erfahrungen nach Marx
- 3/83 Schriftsteller im Schutz der Öffentlichkeit
- 4/83 Die verkabelte Gesellschaft
- 1/84 Aufstehen fürs Leben
- 2/84 Schriftsteller in der Entscheidung
- 3/84 Nebenschauplatz Literatur
- 4/84 Logiken des modernen Todes
- 2/85 40 Jahre
- 3/85 Kinder des Krieges
- 4/85 Die Wende - ein Bumerang?
- 1/86 20 Jahre Literatur, Kritik, Klassenkampf
- 2/86 ...große Freiheit
- 4/86 Literatur - Auskunft über die Verhältnisse
- 2/87 „Darum werden wir erst“

Ich bestelle die angekreuzten Titel zu den o. a. Bedingungen gegen Rechnung.

(Datum)

(Unterschrift)

Name: _____

Adresse: _____

Liebe Leserinnen und Leser,

das nächste Heft des „Kürbiskern“ wird das letzte sein. Wir haben diese Entscheidung im Bewußtsein ihrer Tragweite getroffen: Die Einstellung des „Kürbiskern“ bedeutet für viele fortschrittliche Autoren den Verlust einer ihrer wenigen Publikationsmöglichkeiten, ein Verlust ist sie sicher auch für das literarische Leben der Bundesrepublik, das der „Kürbiskern“ in den 22 Jahren seines Bestehens mit geprägt hat.

Es war diese Einschätzung der Rolle der Zeitschrift, die uns 1983 bestimmte, mit dem in wirtschaftliche Schwierigkeiten geratenen Damnitz-Verlag auch den „Kürbiskern“ zu übernehmen; wohl wissend, daß wir mit dem Verlag und seinen Zeitschriften „Objekte“ erwarben, die für Plambeck ökonomisch gesehen auf etliche Zeit hin eher eine Belastung, als einen Gewinn darstellen würden. Was wir nicht wissen konnten war, daß die rückläufige Auflagenentwicklung des „Kürbiskern“, die schon vor der Übernahme eingesetzt hatte, weiter anhalten würde. Auch die verstärkten Werbeanstrengungen, die wir in den Jahren 1984–1986 unternahmen, konnten diesen Trend nicht aufhalten.

Welche Ursachen für diesen Prozeß verantwortlich sind: das Klima der „geistig-moralischen Wende“, das einer linken, für marxistische Beiträge offenen Zeitschrift nicht gerade förderlich ist – ein beträchtlicher und unter dem Gesichtspunkt des Einflusses und der Bekanntheit der Zeitschrift besonders schmerzlicher Teil der Abbestellungen kam aus dem Bereich der öffentlichen Bibliotheken –; langjähriger Reallohnverlust und Sozialabbau, die viele „Kürbiskern“-Leser trafen; langfristige Entwicklungen auf dem Buch- und Zeitschriftenmarkt; möglicherweise auch verlegerische (und/oder redaktionelle?) Versäumnisse und Fehler – darüber mag man spekulieren. An der Tatsache, daß die Schere zwischen Kosten und Einnahmen sich von Jahr zu Jahr weiter öffnete, anstatt sich, wie wir gehofft hatten, allmählich zu schließen, änderte sich dadurch nicht.

Wir haben Herausgeber und Redaktion über diese besorgniserregende Entwicklung auf dem laufenden gehalten; daß sich dennoch über lange Jahre der Zeitschrift verbunden, in ihrer Mehrheit den Einstellungsbeschuß nicht mittragen, verstehen wir. Allerdings können wir deshalb nicht Mutmaßungen über politische Hintergründe akzeptieren, wie sie Klaus Konjetzky in diesem Heft anstellt.

Wir bitten unsererseits Leser und Autoren, die dem „Kürbiskern“ bis heute die Treue gehalten haben, um Verständnis dafür, daß wir aus den wachsenden Verlusten, die uns die Zeitschrift brachte, diese harte und bedauerliche Konsequenz ziehen müssen.

Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH



„Schade, daß sie kein Junge ist“,
sagte der Vater, „einen Jungen
mit solchem Talent müßte man
ausbilden lassen...
aber ein Mädchen...“

Reproduktionen nach Zeichnungen, Graphiken und Bildern von Käthe Kollwitz
136 Seiten · Leinen mit Schutzumschlag · 5,40 DM + MwSt.
Bestellangaben:
6325759 / Birnbaum, Kathusch
Für Leser von 12 Jahren an

BRIGITTE BIRNBAUM **Kathusch**

Brigitte Birnbaum erzählt aus dem Leben einer Frau, die sich einen Platz als Künstlerin erkämpfen mußte, mit Talent, Fleiß und Hartnäckigkeit. Kindheit und erste Malversuche in Königsberg, dann Studium in Berlin und München, das sind die ersten Stationen ihres Weges, ehe sie bekannt wird als die Kollwitz.



Der Kinderbuchverlag Berlin

DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK

Ihre Bestellung
richten Sie bitte an
Ihren Buchhändler.

F2484 F

In eigener Sache

Klaus Konjetzky: Der lange Abschied
Oskar Neumann: Auf Wiedersehen

LITERATUR UND KUNST

Heinrich Schauerte: Der Tod an St. Jakob
Nikola D. Jakobik: Schleym
Valentin Rasputin: Rudolfio
Hilde Rubinstein: Berliner Spaziergänge
Christoph Kaiser: Kunst vom laufenden Band
Bernd Hofmann: Nazikunst in die Museen?

Jörg-Scherkamp-Preis der VVN – Bund der Antifaschisten

Die Literaturpreisträger:
Ingo Cesaro: In Augenhöhe
Gerhard C. Krischker: Komm mit mir
Waltraud Spakler: Am Gasteig

DOKUMENTATION

Friedrich Hitzer:
Das Moskauer Friedens-Forum